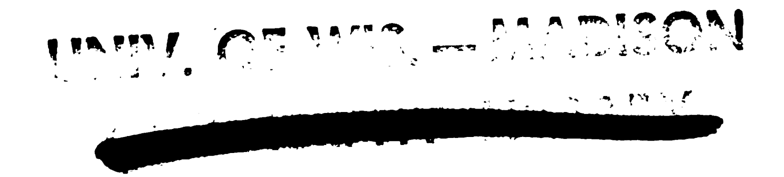
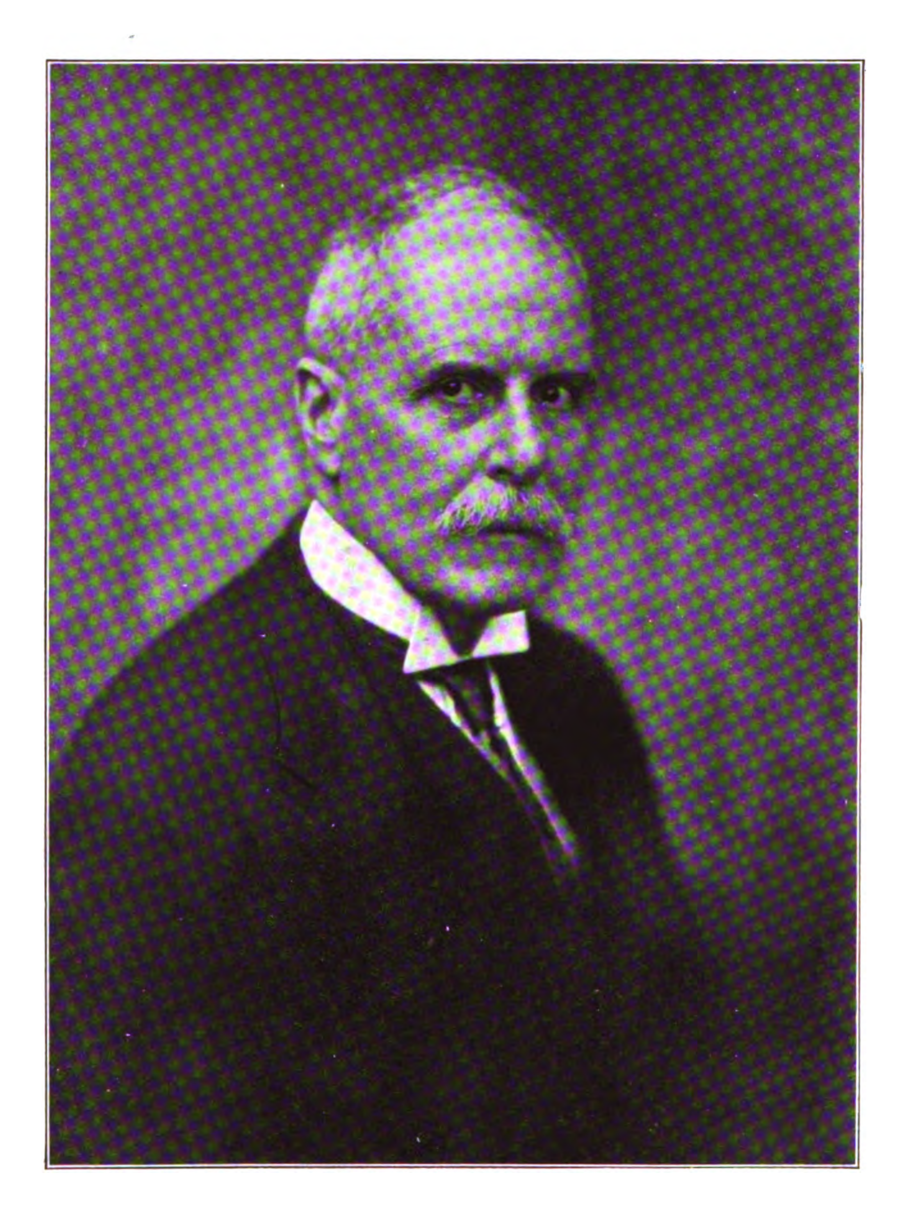


Das Buch der Stadt
HEIDELBERG







Oberbürgermeister Professor Dr. Walz

Monographien deutscher Städte

Darstellung deutscher Städte und ihrer Arbeit
in Wirtschaft, Finanzwesen, Hygiene, Sozialpolitik und Technik

Herausgegeben von

Erwin Stein
Generalsekretär des Vereins für Kommunalwirtschaft
und Kommunalpolitik e. V.

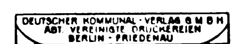
Band XXVIII

Heidelberg



1928

Deutscher Kommunal-Verlag G. m. b. H., Berlin-Friedenau


DEUTSCHER KOMMUNAL-VERLAG G M B H
ABT. VEREINIGTE DRUCKEREIEN
BERLIN - FRIEDENAU



Die Stadt Heidelberg

Herausgegeben von

Oberbürgermeister Professor Dr. Walz, Bürgermeister Amberger und Erwin Stein,
Generalsekretär des Vereins für Kommunalwirtschaft und Kommunalpolitik e. V.

in Verbindung mit:

Prof. Otto Cartellieri, Karlsruhe, Dr. Herbert Derwein, Verkehrs-Dir. Dr. Rud. Großmann, Rechtsrat Dr. Wald. Hoenninger, Dir. Dr. Karl Lohmeyer, Geh.-Rat Prof. Dr. Friedr. Panzer, Dr. rer. pol. Rasch, Volkswirt R.D.V., Geh.-Rat Prof. Dr. Wilh. Salomon-Calvi, Dr. Werner Schmidt, Oberbaurat Wilh. Schwaab, Prof. Dr. Rud. Sillib, Finanz-Dir. Wilh. Veith, sämtlich in Heidelberg

Mit zahlreichen Abbildungen



1928

Deutscher Kommunal-Verlag G. m. b. H., Berlin-Friedenau

Inhaltsverzeichnis



Am Rathaus

Photogo Heidelberg

Geleitwort

Im Rahmen der von mir geleiteten „Zeitschrift für Kommunalwirtschaft" erschienen vor etwa dreizehn Jahren Sonderhefte über Düsseldorf, Chemnitz, Posen und Dresden, die später in anderer Form unter dem Gesamttitel „Monographien deutscher Städte" fortgesetzt worden sind. Diese Monographien berücksichtigen Städte wie Berlin, Berlin-Neukölln, Berlin-Wilmersdorf, Frankfurt a. M., Kassel, Magdeburg, Darmstadt, Danzig usw. Jede Monographie behandelt die wesentliche Grundlage der Entwicklung des kommunalen Lebens, soziale und hygienische Fragen, Armenwesen, öffentliche Fürsorge, die kommunale Technik, kurz alles, was für die Betätigung der Stadtverwaltungen überhaupt in Frage kommt. Besonders hervorzuheben sind dabei diejenigen Einrichtungen und Veranstaltungen, die als neue Marksteine auf dem langen Wege der kommunalen Betätigung anzusehen sind, Maßnahmen, die besonders wertvolles und auch für andere Gemeinwesen beachtenswertes Erfahrungsmaterial bieten. Dabei sollen aber auch, natürlich nur kurz, Organisation und Ergebnisse älterer kommunaler Institute und Einrichtungen geschildert werden, damit sich ein vollständiges, abgerundetes Bild von Kommunalwirtschaft und Kommunalpolitik der betreffenden Stadt ergibt.

Nach einer Pause von acht Jahren wurde im Jahre 1923, mitten in der Inflationszeit, die Monographiearbeit fortgesetzt, da wertvolles Material zu erwarten war. Ist doch das kommunale Leben sowohl durch den Krieg als auch durch die ersten Nachkriegsjahre stark beeinflußt worden. Der alte Grundsatz, diese Darstellungen nur von durchaus erfahrenen, in der Praxis stehenden Männern schreiben zu lassen, blieb dabei erhalten. Es war zu hoffen, daß die Stadtverwaltungen, die vor dem Kriege ihre Förderung diesem Sammelwerk zuteil werden ließen, nunmehr der Fortsetzungsarbeit die gleiche Förderung nicht versagten.

So entstand die Monographie Essen, herausgegeben von Oberbürgermeister Dr. Luther (dem früheren Reichskanzler), und, um auch die kleineren Städte nicht zu vernachlässigen, die Monographie Grünberg, herausgegeben von Oberbürgermeister Finke. Unter den Einwirkungen der Inflation ist zwar die beste buchtechnische Ausgestaltung nicht durchweg gesichert gewesen. Die Verbreitung und Beachtung in den kommunalen Kreisen des In- und Auslandes war aber überaus lebhaft.

Ferner erschienen im Jahre 1925 die Monographien Gleiwitz, Görlitz, Neiße, denen sich dann in schneller Folge Beuthen, Waldenburg, Glogau, Berlin, Glatz, Gelsenkirchen, Ludwigshafen, Liegnitz, Nürnberg, Forst, Guben, Hagen und Altona anschließen konnten.

Das vorliegende Werk ist Heidelberg gewidmet.

Diese Stadt hat unter allen deutschen Städten ihre besondere Eigenart, und ihre Bedeutung geht weit über die der meisten Städte gleicher Größe hinaus. Heidelberg hat die älteste Universität Deutschlands, und diesen besonderen Charakter als Universitätsstadt hat sie auch bis in die jüngste Zeit bewahrt. Eine schicksalsreiche Geschichte hat ihren Griffel noch im heutigen Stadtbild fest eingegraben, und die gewaltige Burg oberhalb der Stadt, die schönste Schloßruine Deutschlands, bildet einen einzigartigen Anziehungspunkt für die Fremden, die alljährlich zu vielen Tausenden aus aller Welt herbeikommen. Die Lage Heidelbergs am Austritt des Neckars

an zwei bewaldeten Bergabhängen, belebt vom Fluß, ist so schön und macht es begreiflich, daß seit den Tagen der Romantik immer wieder diese Stätte ihre begeisterten Dichter gefunden hat.

Aber diese „Stätte der Romantik", als die Heidelberg überall bekannt ist, ist trotzdem dem modernen Leben und seinen Ansprüchen voll zugewandt. Bedeutend sind die kommunalpolitischen Aufgaben, welche in einer Stadt mit äußerst lebhaftem Fremdenverkehr zu lösen sind. Die Anziehungskraft Heidelbergs hat eine starke Wirkung auf dem Gebiete des Wohnungsbauwesens. Heidelberg als bevorzugte Wohnstadt hat im Wohnungsbau nach dem Kriege Bedeutendes geleistet und steht in dieser Hinsicht im Verhältnis zu ihrer Größe an vorderster Stelle. Große, neue Siedlungsgebiete, der Ebene zugewandt, sind entstanden, und die lebhafte Bautätigkeit erschließt ein weites Feld kommunalpolitischer Betätigung.

Die folgenden Blätter versuchen, ein Bild vom Werden der Stadt, aber auch von ihrem heutigen Wirken zu geben. Es darf an dieser Stelle den hervorragenden Mitarbeitern der besondere Dank ausgesprochen werden.

Berlin-Friedenau, im August 1928.

Erwin Stein.



Heidelbergs Landschaft und Untergrund

Von Wilhelm Salomon-Calvi.

Wenn ich von langen Reisen in landschaftlich berühmten Ländern zurückkehre und von meinem Hause ins Neckartal blicke, habe ich die Empfindung, daß Heidelbergs landschaftlicher Reiz hinter keinem anderen Punkte der Welt zurücksteht. Und diese Empfindung teilen mit mir ungezählte Deutsche und Ausländer. Worauf beruht dieser Reiz? In erster Linie auf den geologischen Formen, die die Erdkruste hier angenommen hat, dann auf dem Charakter der Pflanzenwelt und auf dem Klima, das die Formen und Pflanzenwelt beeinflußt. Dazu kommt natürlich in hohem Maße die Geschichte, die menschliche Bedürfnisse und Leidenschaften der Landschaft aufgeprägt haben, mit ihren Bauten, ihren Gartenanlagen, ihren Erinnerungen. Meine, des Geologen, Aufgabe kann es nur sein, die natürlichen Verhältnisse zu schildern und zu erklären. Ich beginne mit dem geologischen Bau und der geologischen Geschichte.

Geologie.

Zwischen Basel und Frankfurt tritt auf beiden Ufern des Rheines nur an einer einzigen Stelle ein großer Strom aus dem Gebirge in die Ebene, der Neckar. Er hat sich dazu merkwürdigerweise nicht etwa einen Punkt gewählt, wo das Gebirge niedrig ist, sondern den Teil des Odenwaldes, wo die Randberge am höchsten aufragen. So ist ein tiefer Einschnitt in der Gebirgsmauer entstanden, durch den der Blick zwischen steilen Hängen weit in das Waldgebirge hineinstreift (Siehe Bild Nr. 1). Das im Innern der Berge enge Tal verbreitert sich aber wenige Kilometer vor dem Westrande der Berge trompetenförmig, so daß Platz für die Anlage einer ansehnlichen Stadt entstanden ist und der Blick von allen Berghängen frei in die Ebene hinausschweifen kann (Siehe Bild Nr. 2). So umfaßt das Auge des Beschauers Gebirge und Ebene, Berg und Tal, Waldlandschaft und üppige Felder und Wiesen, Weinberge und Gärten, einsame Hänge und das rege Treiben einer Kulturstadt. Den glänzenden Wasserspiegel des Stromes aber verfolgt der Blick bis zum Rhein; und an Tagen mit durchsichtiger Luft erheben sich jenseits der Ebene die grünen Rücken und Gipfel des Pfälzer Waldes, des Zwillingsgebirges des Odenwaldes.

Ich will zuerst versuchen die geologische Geschichte dieses gesegneten Landes in den Hauptzügen darzustellen [1]).

[1]) Zum besseren Verständnis der folgenden Ausführungen gebe ich eine Tafel der geologischen Zeitalter und Perioden.

Zeitalter		Perioden
Neozoikum = Neuzeit	Quartär	Alluvium = Gegenwart
		Diluvium
		Kreide
Mesozoikum = Mittelalter	Tertiär	Jura
		Trias
		Perm
		Karbon = Steinkohlenperiode
Paläozoikum = Altertum		Devon
		Silur
		Kambrium
Archäozoikum = Zeitalter der ältesten Lebewesen		
Archäikum = Zeitalter ohne Lebewesen.		





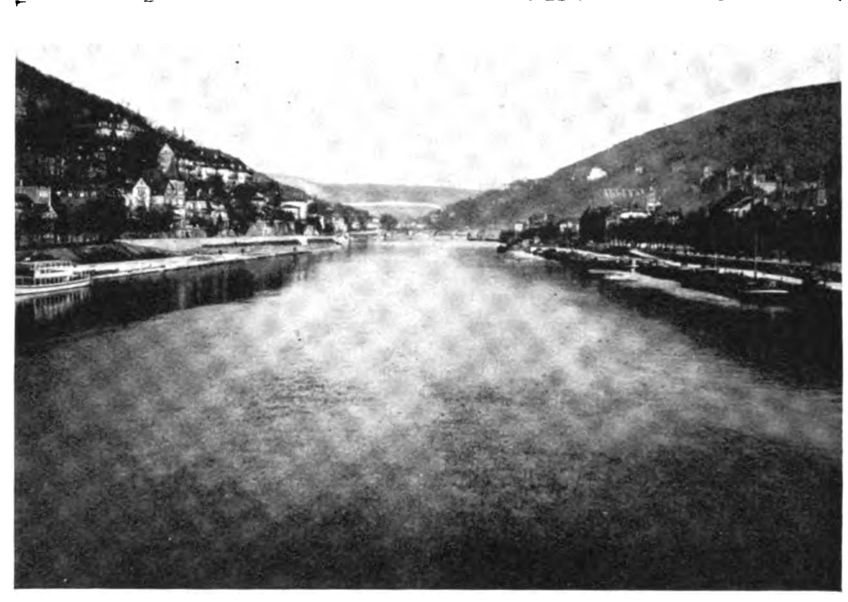
Nr. 1. Blick ins Neckartal von der neuen Brücke aus
Der weiße Strich bezeichnet die obere Kante der Büchsenäcker

In der Hunderte von Jahrmillionen zurückliegenden Devonperiode flutete über unserem Gebiete das Meer und hinterließ seine Schlammabsätze in der Form wagerecht ausgebreiteter Schichten. In der darauf folgenden Steinkohlenzeit wurden die alten Schichten durch Druck zusammengepreßt und zu hohen Gebirgsketten aufgestaut, die ganz West- und Mitteleuropa durchzogen, ähnlich wie heute das Alpensystem im weiteren Sinne, Alpen, Karpathen, Apenninen. Von unten aber drangen in die gefalteten Schichten glutflüssige Massen ein, die in der Tiefe erstarrend zu unserem jetzigen Granit wurden. Die Jahrmillionen verstrichen, und das hohe Gebirge wurde zu einer flachen Mittelgebirgslandschaft abgetragen, in deren Senken Sande und Tone von Regenfluten abgesetzt wurden. Aber das Klima war warm und im größten Teile des Jahres trocken, so daß die Pflanzendecke in dieser Zeit des „Rotliegenden"-Unterperm meist Steppencharakter getragen haben wird. Vulkane standen in der sonst eintönigen Landschaft an vielen Stellen, überschütteten mit ihren Auswürflingen weite Gebiete, entsandten Ströme glühender Lava und machten in ihrer Umgebung Tier- und Pflanzenleben unmöglich. Der Wachenberg bei Weinheim, der obere Teil des Tales von Ziegelhausen waren solche feuerspeienden Berge, während wir von anderen nur die Laven, aber nicht die Stellen der Krater kennen. Diese ganze unwirtliche Landschaft versank nun wieder in einem seichten Meere, dessen dolomitische Absätze im Heidelberger Stadtgebiet an der alten Brücke, am Schloß-Wolfsbrunnenweg und an anderen Stellen nachgewiesen sind. Manchmal enthalten sie noch Schalen der Meeresbewohner dieser „Zechstein"-Zeit (= Oberperm).

Das seichte Meer zog sich zurück. Ein neuer, aber jetzt ganz flacher, also nicht gebirgiger Kontinent wurde sichtbar. Auf ihm kamen rote Sande und Tone zum Absatz, die heute erhärtet die Heidelberger Höhen als „Buntsandstein"[1]) aufbauen. Das Klima dieser Zeit war ähnlich dem des Rotliegenden. Nur kurze Zeit im Jahre regnete es und bildeten sich Flüsse. In der übrigen Zeit war Pflanzenwuchs nur in wenigen Oasen vorhanden, in deren Tümpeln und Gewässern große krokodilartige Amphibien lebten. Gegen das Ende dieser „Buntsandsteinzeit" überflutete das Meer einmal auf kurze Zeit das Festland und hinterließ inmitten der 4—500 m mächtigen Schichtreihe des Buntsandsteines eine nur wenige Zentimeter starke Schicht mit den Schalen von Meeresmuscheln als Vorboten der bald darauf einsetzenden großen Überflutung des „Muschelkalkmeeres"[1]).

[1]) Buntsandstein = untere Trias. Muschelkalk = mittlere Trias.

Dies reichte im Westen bis in die Gegend von Zweibrücken, im Osten bis nach Oberschlesien. Aber es war ein flaches, mit dem offenen Ozean nur durch zwei schmale Kanäle in Verbindung stehendes Binnenmeer, nach der Art der heutigen Ostsee. Seine wesentlich tonig-kalkigen, grauen und schwarzen Absätze lagerten sich in einer Mächtigkeit von



Nr. 2. Blick vom Hange oberhalb des Stiftes Neuburg talabwärts

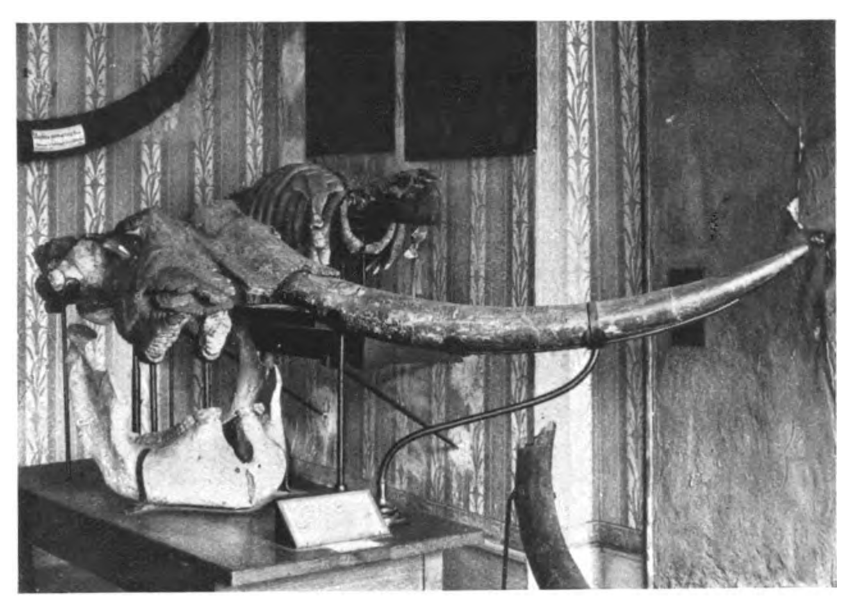
etwa 200 m über dem Gebiet von Heidelberg ab. Etwa in der Mitte dieses Zeitabschnittes fand auf kurze Zeit eine völlige Abschnürung des Binnenmeeres von dem Ozean statt. Der so entstandene, in einem heißen, trockenen Klima gelegene Binnensee schied seine gelösten Bestandteile in der Form von schwefelsaurem Kalk (Anhydrit bzw. Gips) und Steinsalz aus. Es sind das die stellenweise bis zu 40 m mächtigen Lager, welche die sämtlichen südwestdeutschen Länder einschließlich der Schweiz zur Deckung ihres Kochsalzbedarfes benützten und die von der J. G. Farbenindustrie in Neckarzimmern zur Gewinnung der Schwefelsäure benützt werden.

Nach einem längeren Zeitraum tauchte in der „Keuperzeit“ [2]) das alte Buntsandsteinfestland wieder aus den salzigen Fluten des Meeres empor, aber auch diesmal so wenig, daß von Zeit zu Zeit kurz anhaltende Überflutungen möglich waren. In dieser Zeit setzte sich bei Heidelberg eine etwa 260 m mächtige Schichtreihe ab, die vorherrschend aus Tonen und Mergeln, untergeordnet aus Sandsteinen besteht. Lebhaft rote Farben des größten Teiles der Schichten erinnern an den Buntsandstein.

In der nun folgenden „Jurazeit“ haben wir eine neue Überflutung durch das Meer und in der „Kreide“- und älteren „Tertiär“-Periode wieder eine Festlandzeit.

Dann aber trat das Ereignis ein, das noch heute Heidelbergs Landschaft seinen Hauptcharakter aufprägt. Von Basel im Süden bis über Mainz und Frankfurt im Norden versank ein 20—40 Kilometer breiter Streifen des Festlandes in der Tiefe. Das Meer drang so zum letzten Male in unser Gebiet ein; und eine schmale Meeresstraße, ähnlich wie heute der Kanal zwischen Dover und Calais trennte die Berge der Pfalz von denen des heutigen Odenwaldes. Wer einmal im Winter vom Königstuhl nach Westen blickend die ganze Ebene vom Nebel erfüllt sah, während jenseits in den Strahlen der Sonne der Pfälzer Wald herübergrüßte, der kann sich ein Bild von der alttertiären Heidelberger Landschaft machen!

[2]) Keuper = obere Trias.


Nr. 3. Schädel mit einem Stoßzahn und Unterkiefer von Elephas antiquus. Mauer bei Heidelberg

Aber auch die Meeresstraße erfüllte sich langsam mit den schlammig-sandigen Absätzen der See und mit dem Schutt, den die Flüsse von den Randgebirgen hinunterspülten. Sie wurde zur Ebene. Unter der Oberfläche aber erreichen wir mit unseren Bohrungen die alten Schichten mit den Bodenschätzen, die das Meer hinterlassen hat, dem tertiären Steinsalz und Kalisalz, dem Erdöl. An den Rändern der Ebene aber gelingt es, die warmen Wässer der Tiefe zu erbohren und als Heilquellen der Menschheit nutzbar zu machen.

Die alten Bewegungen der Erdkruste, welche den oberrheinischen „Graben" schufen, wiederholten sich mindestens noch einmal gegen das Ende der Tertiärzeit. Während aber im älteren Tertiär die nördlichen Randgebirge höher waren als die südlichen, kehrte sich jetzt das Verhältnis um. Schwarzwald und Wasgenwald stiegen höher empor, Odenwald und Pfälzer Wald blieben zurück. Die Bewegungen sind noch nicht ganz erloschen. An den steilen Hängen der Randgebirge erkennen wir noch heute die alten Spalten, an denen wie früher das Gebirge emporsteigt, die Ebene langsam versinkt.

Nach dem Tertiär brach die ihrer Dauer nach etwa auf eine Million Jahre zu schätzende, geolog. gesprochen, also sehr kurze Periode an, die wir als das „Diluvium" bezeichnen. Wir verbinden mit diesem Namen nicht mehr den Begriff einer Sintflut, wohl aber den der Eiszeit oder besser gesagt der Eiszeiten. Denn damals entstanden mehrmals jene kolossalen Eiskappen Nordeuropas und des Alpengebietes, die immer wieder abschmolzen, um sich von neuem zu bilden. In den Eiszeiten mußten die Tiere Skandinaviens und der Alpen nach


Nr. 4. Schädel und Unterkiefer von Rhinoceros etrusus. Mauer bei Heidelberg

dem eisfreien Zwischengürtel wandern, zu dem damals Heidelberg gehörte. Aber auch von Osten her, von Rußland und Sibirien, wanderten die Steppenbewohner ein, so daß sich damals in Heidelberg ein Tiergemisch tummelte, das einigermaßen an die bunten Zusammenstellungen unserer zoologischen Gärten erinnern würde. Reste der tertiären, der afrikanischen Fauna ähnlichen Tierwelt, gewaltige Elefanten (siehe Bild Nr. 3) und



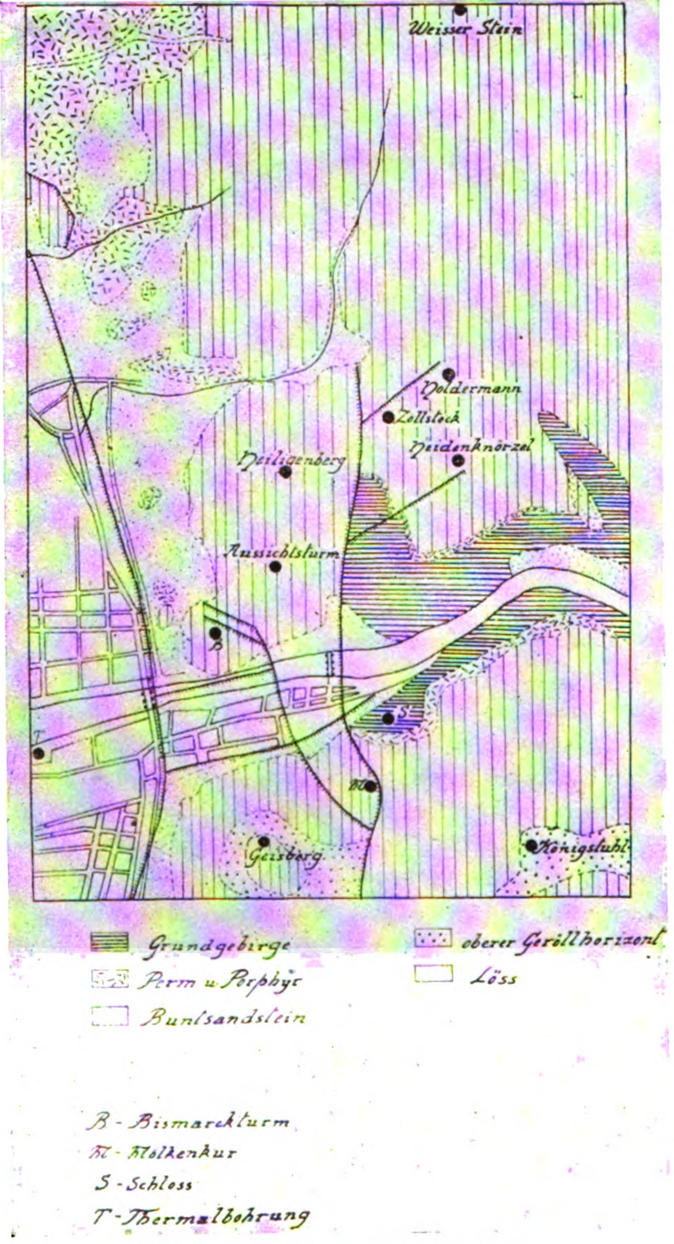
Nr. 5. Unterkiefer des Homo heidelbergensis
Mauer bei Heidelberg

Nashörner (siehe Bild Nr. 4), Nilpferde, riesige Büffel und Rinder, Wildpferde und Antilopen gingen an den Neckar zur Tränke. Die Tiere des hohen Nordens, Renntier, Moschusochse, Vielfraß: die Bewohner der Alpen: Steinbock und Gemse gesellten sich zu ihnen; und Löwen, Panther, Bären, Wildhunde lauerten ihnen auf. Dazu kam aber schon in der älteren Hälfte der Diluvialzeit der Mensch. Der in der ganzen Welt berühmte Unterkiefer des Heidelberger Menschen (Homo heidelbergensis) (siehe Bild Nr. 5) stammt aus alten Neckarkiesen von Mauer unweit Heidelbergs; und genau 7 m horizontal von ihm entfernt, in derselben Schicht grub ich persönlich den Schädel eines riesenhaften von A. W u r m genau beschriebenen Löwen (siehe Bild Nr. 6) aus. Im jüngeren Diluvium häufen sich die Spuren des Menschen in unserer Gegend; und in der Bronzezeit war nicht nur das Randgebirge, sondern auch das Dünengebiet von Friedrichsfeld und Seckenheim von Menschen besiedelt. So tritt also Heidelberg in die historische Periode ein.



Nr. 6. Löwenschädel von Mauer bei Heidelberg
(Felis leo fossilis)

Sehen wir nun, welche Bausteine die geologische Geschichte hinterlassen hat (vgl. die Karte, Bild Nr. 7). Das alte Gebirge des „Karbon" war in der jüngeren Steinkohlenzeit und der frühen Permperiode zu einem flachwelligen Gebirgssockel abgetragen worden, dem Heidelberger Grundgebirge. Es besteht bei uns ganz wesentlich aus dem unterirdisch



Nr. 7. Geologische Karte von Heidelberg
Maßstab 1 : 50000
Die kammförmigen Linien sind Verwerfungen

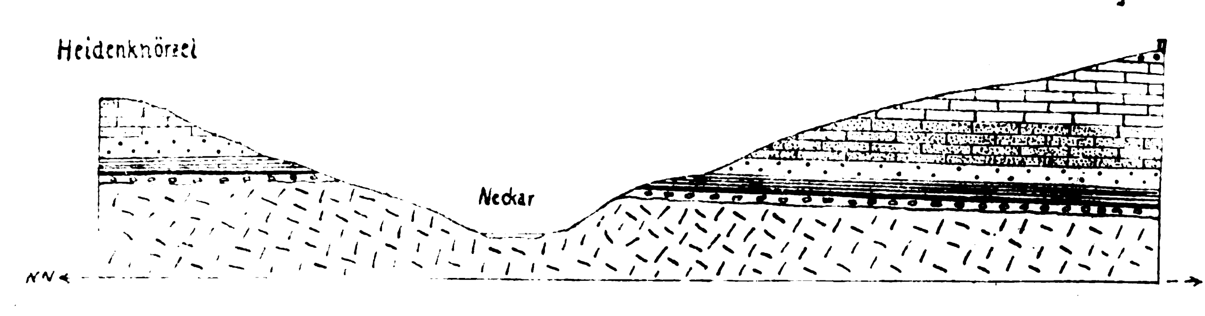
erstarrten Granit und unbedeutenden Schieferresten Strahlenburg, Hohe Waid. Darüber sind in flacher Lagerung wenig mächtige, lockere Sandsteine des Rotliegenden und noch unbedeutendere Dolomitschichten des Zechsteins ausgebreitet, beide auf der Karte als Perm bezeichnet. Aber dem Rotliegenden sind heute noch bei Ziegelhausen, Handschuhsheim, Dossenheim und Schriesheim gewaltige alte Lavaströme von Porphyr eingeschaltet, die ja in großen Steinbrüchen abgebaut werden und auch dem Laien als Beschotterungsmaterial unserer Straßen bekannt sind. Nun folgt über den permischen Schichten, die bei Heidelberg etwa 400 – 450 m mächtige Schichtplatte des Buntsandsteins mit der leicht wieder erkennbaren Schicht des oberen Geröllhorizontes, darüber (nur südlich von Heidelberg erhalten) die 200 m mächtige Schicht des Muschelkalkes und schließlich der Keuper in einer Dicke seines Schichtsystems von etwa 260 m. An den tieferen Hängen der Berge ist in der Steppenzeit des Diluviums Staub in mächtigen Massen auf die anderen Gesteine hinaufgeweht worden, der sogenannte Löß.

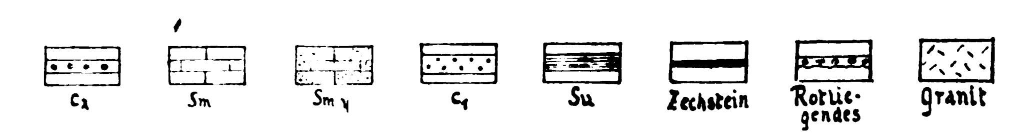
Man wolle nun im folgenden das beistehende Profil (Bild Nr. 8) vergleichen, das einen senkrechten Schnitt vom Nordufer des Neckars zum Südufer darstellt. Von der alten Brücke bis Schlierbach-Ziegelhausen bildet der Granit das Bett und die unteren Talwände des Neckartales. Da er schwer verwittert, bildet er steile felsige Hänge, über die wundervolle Spaziergänge (Valerieweg, Karmeliterwäldchen, Neuenheimer Schweiz) emporführen. Da wo dem Granit das leicht ab-



Schloß und Stadt Heidelberg vom Schloßhotel gesehen

Phot. Edm. von König





Nr. 8. Senkrechter Schnitt (=Profil=Aufriß) durch das Neckartal
Sn, C_1, Sm, 4, Sm, C_2, verschiedene Schichten des Buntsandsteins. C_2 = oberer Grolhorizont. Man beachte die flache Terrasse im Königstuhlhange (Siehe S. 20). Maßstab 1 : 25000

witternde Perm und der ebenfalls rasch zerbröckelnde Ton des untersten Buntsandsteins auflagert, ist eine mehr oder minder ausgeprägte flache Terrasse entstanden, über der sich dann der mäßig steile Hang der Hauptmasse des Buntsandsteins bis zu den Gipfeln unserer Berge erhebt (Königstuhl, Heidenknörzel). Das tritt nicht nur auf dem Profil Nr. 8, sondern auch auf dem Bild Nr. 9 deutlich hervor. Naturgemäß hat die Terrasse dem Menschen Gelegenheit gegeben, zwischen den steilen Hängen darunter und darüber seine Bauten zu errichten. So ist das äußerste Westende der Terrasse von den Kurfürsten zur Erbauung des Schlosses benutzt worden. Ohne diese Abwitterungsterrasse würde Heidelberg wohl nie Residenzstadt und damit auch nie Universitätsstadt geworden sein. Auf derselben Terrasse haben sich das Schloßhotel und die Häuser des Schloß-Wolfsbrunnenweges angesiedelt. Auf dem nördlichen Ufer steht die Moltkehütte auf ihr, und die grüne Fläche der Küblerwiese bezeichnet sie schon von weitem. Einer der schönsten Spaziergänge führt auf ihr zur Wiese im oberen Mausbachtal. Der Sporn, der sich zwischen dem Mausbachtal und dem Ziegelhäuser Tal hinter dem Stift Neuburg ins Neckartal vorstreckt und oben ganz eben erscheint (Büchsenäcker), ist nichts anderes als dieselbe Terrasse, über der nur hier das höhere Gebirge durch Abtragung von beiden Seitentälern her ganz verschwunden ist. Steht man auf der Neuen Brücke, so erscheinen die Büchsenäcker als eine erste niedrige Kulisse, hinter der sich erst in weiter Entfernung und viel höher die Buntsandsteinberge des Hintergrundes zu einer zweiten Kulisse vereinigen.

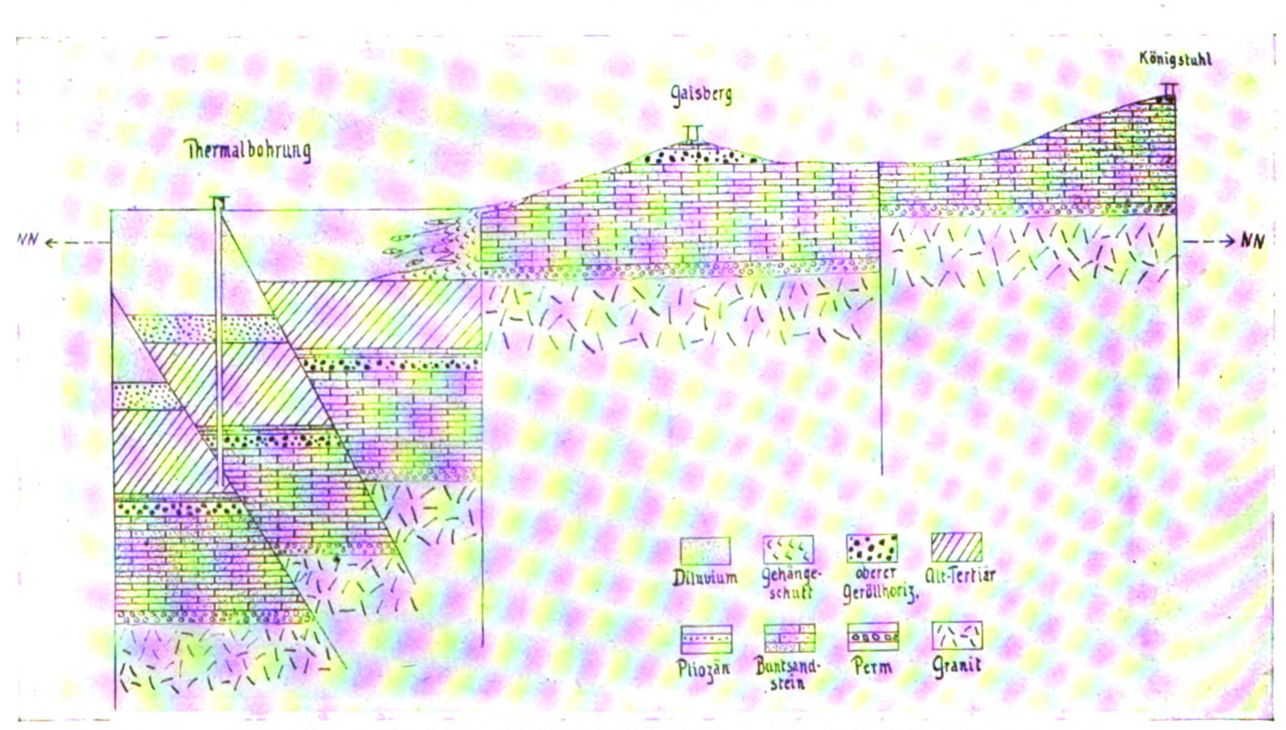
Aber das Gebirge mit seinem regelmäßigen Schichtaufbau ist nicht nur an der großen Randspalte gegen die heutige Ebene in der Tiefe versunken, sondern es ist auch durch mehrere sogenannte „Verwerfungen", nämlich Zerreißungsflächen, zerstückelt worden, so daß die einzelnen Stücke gegeneinander verschoben sind. (Vgl. Bild Nr. 7.) Die wichtigste dieser Verwerfungen[3]) kommt von

[3]) Auf Bild 11 durch einen weißen Strich markiert



Nr. 9. Der Königstuhlhang von Osten vom Jägerhaus gesehen
Die mit Häusern bebaute flache Terrasse des Schloß-Wolfsbrunnenweges tritt deutlich über dem steilen Granithang hervor. Im Hintergrund die Koppen des Heiligenberges

Süden zwischen dem Massiv des Königstuhles und der schmalen Scholle des Gaisberges und Ameisenbuckels gezogen und senkt diese letztere um etwa 210 m gegenüber dem Königstuhl ab. Man vergleiche die Karte Nr. 7, das Profil Nr. 10 und das Bild Nr. 11. Das nördlich von Kirchheim aufgenommene Bild Nr. 11 zeigt daher

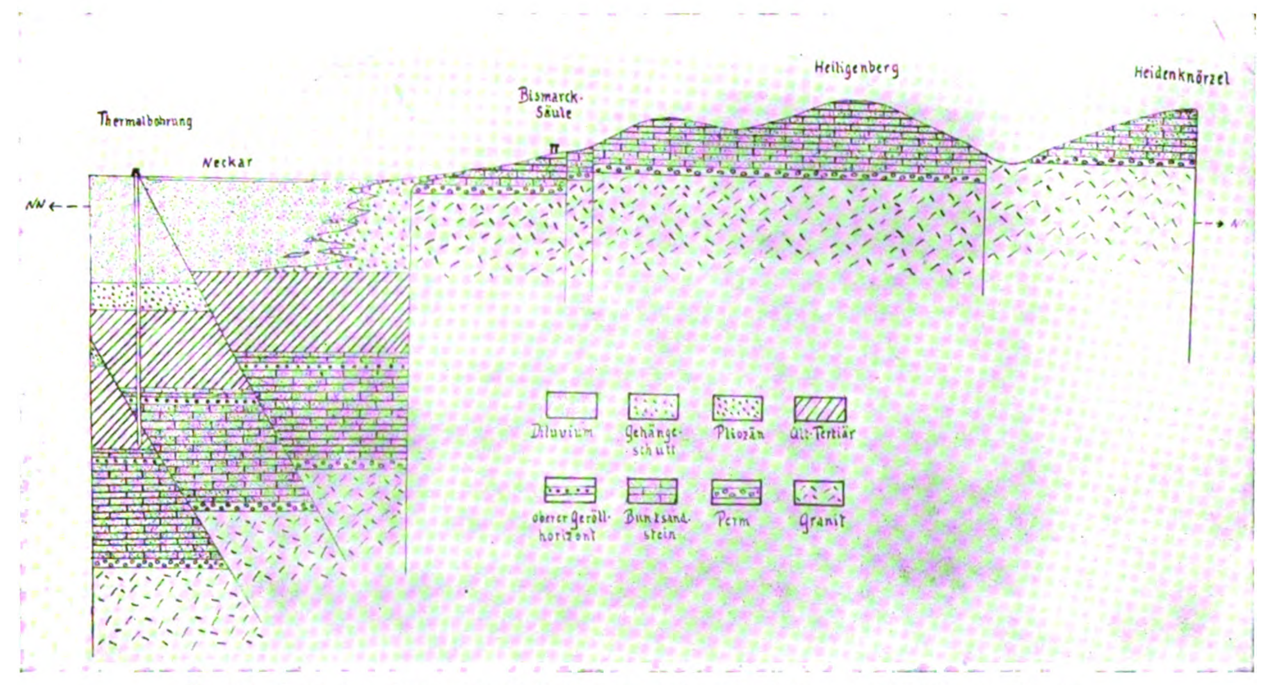


Nr. 10. Senkrechter Schnitt (Profil-Aufriß) vom Königstuhl zur Therme
Maßstab etwa 1:25000. (Die Profillinie ist etwas geknickt)

einen langen schmalen Rücken, über den man aufsteigen muß, um zum Königstuhl zu gelangen. Auf diesem Rücken liegen Bierhelder- und Speyerers-Hof. Bei der sogen. „Sprunghöhe" zwischen Königstuhl und Gaisberg tritt die Verwerfung in das Neckartal ein und gabelt sich dann vor der Molkenkur. Ihr einer Ast zieht wenig östlich der Alten



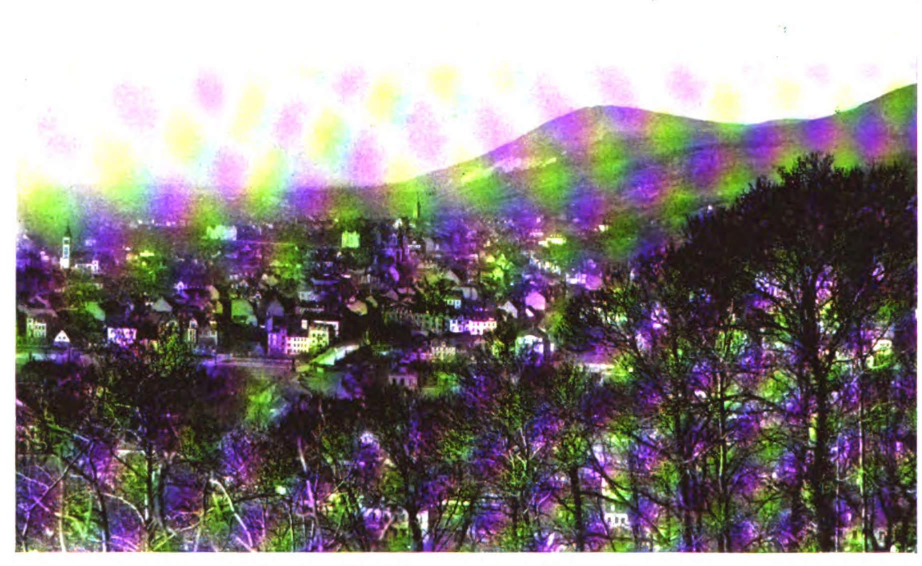
Nr. 11. Rücken des Königstuhls, vor ihm links der Gaisberg, rechts der Rücken des Ameisenbeutels, beide vom Königstuhl durch eine Verwerfung getrennt und an ihr um 210 m abgesunken. Aufnahmepunkt nördlich von Kirchheim
Der weiße Strich bezeichnet die Grenze des vorderen Rückens



Nr. 12. Senkrechter Schnitt (Profil-Aufriß) vom Heidenknörzel über den Heiligenberg zur Therme
Die Profillinie ist etwas geknickt, man sieht, wie das Perma nach links immer tiefer gesunken ist. Maßstab etwa 1:25000



Nr. 13. Der Heiligenberg vom Heidelberger Schloß aus gesehen
In dem Knicke zwischen der flachen Terrasse des Bismarckturmes und dem steilen Hange darüber zieht die Doppelverwerfung des Profils Nr. 12



Nr. 14. Der Ölberg von den „Sieben Linden"

Brücke vorbei durch die Hirschgasse zum Zollstock. Der andere geht vermutlich unter dem Marstallgebäude durch und senkt den westlichen Teil des Heiligenberges gegen den Ostteil so ab, daß dadurch der flache Bergvorsprung des Bismarckturmes entstanden ist (siehe Profil 12 und Bild 13).



Nr. 15. Heidenknörzel vom Schloß-Wolfsbrunnenweg 17 aus gesehen

Aber auch unter der Ebene sind unserem Auge unerreichbar, weil von den Absätzen der Flüsse und des Tertiärmeeres verhüllt, dieselben Gesteine wie im Gebirge und ebenfalls durch Verwerfungen zerstückelt vorhanden (siehe die Profile 10 und 12)[4]). Und so gelang es, durch die in den Jahren 1913–1918 trotz der Kriegsverhältnisse glücklich durchgeführte Tiefbohrung an einer 1200 m vom Gebirgsrande entfernten Stelle gleich südlich des Neckars die merkwürdige Therme zu erschließen, die durch ihre chemischen Eigenschaften bis heute ein Unikum darstellt. Denn sie ver-



Nr. 16. Nördliche Neckartalwand östlich des Heidenknörzels vom Schloß-Wolfsbrunnenweg aufgenommen

[4]) Die Absenkung des Buntsandsteins in der Thermalbohrung gegenüber seiner Lage auf dem Königstuhl beträgt 1276 m, gegenüber dem Gaisberg 1066 m.

einigt den hohen Gehalt an Chlorsalzen (8,2 %) der sogenannten Erdölsolen mit dem bisher größten, ja alle anderen Quellen um ein vielfaches übertreffenden Radiumgehalt. Man kann wohl vermuten, daß die überraschenden Heilwirkungen, die sie nach Aussage zahlreicher hiesiger Ärzte gehabt hat, mit ihren abnormen chemischen Eigenschaften zusammenhängen.

Wir haben nun das Gesteinsmaterial kennengelernt, das die Heidelberger Landschaft aufbaut. Wir haben auch eine Vorstellung von den Verschiebungen bekommen, die es zerstückelt haben. Sehen wir nun, wie sich der Reiz bestimmter Heidelberger Landschaften erklärt[5]).

Da hat Carl Neumann in seiner ausgezeichneten Schrift „Heidelberg als Stadtbild"[6]) besonders den symmetrischen Aufbau des Bildes betont, das man etwa von der Neuen Brücke talaufwärts blickend erfaßt (Siehe Bild Nr. 1). Links der Heiligenberg, rechts Gaisberg-Königstuhl wie zwei Torwächter, in der Mitte die Stadt mit dem Schloß, die an den Hängen ansteigenden Gärten; und das Ganze hinten abgeschlossen von der niederen granitischen Kulisse der Büchsenäcker, von der höheren des Buntsandsteinzuges des eigentlichen Odenwaldes. Diese letztere ist zwar nicht ganz wagrecht, wie es eine mathematische Symmetrie verlangen würde. Aber es gehört schon ein sehr gut geologisch geschultes Auge dazu, um zu erkennen, daß sie sich im Sinne der Schichtneigung leicht gegen Süden senkt. (Siehe Bild Nr. 1, in dem die Büchsenäcker allerdings mit dem Hintergrund verschwimmen, aber durch ihre hellere Farbe erkennbar und durch den weißen Strich begrenzt sind.)

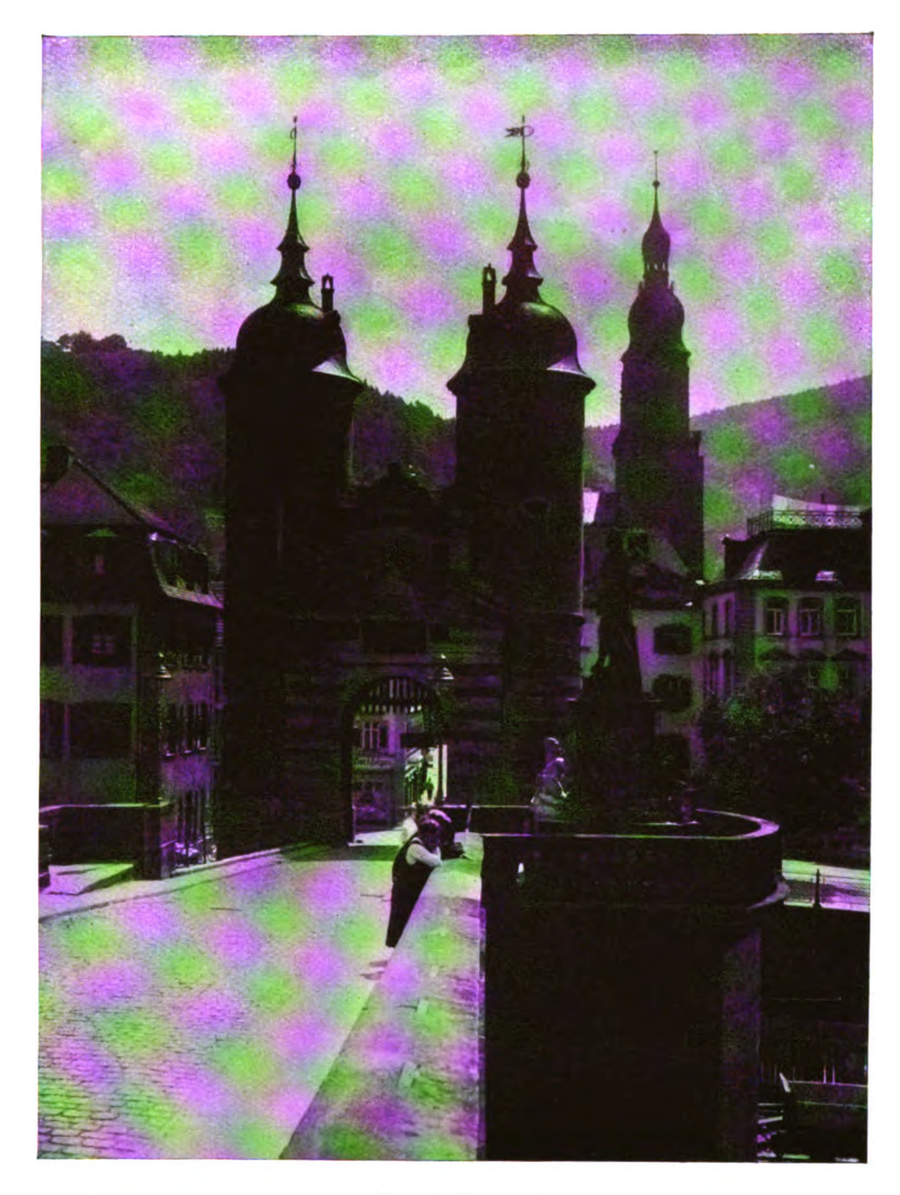
Noch wesentlich schöner scheint mir der Blick auf den Ölberg zu sein, wie ihn das etwa von den Sieben Linden nach Norden aufgenommene Bild Nr. 14 zeigt. Trotz des störenden Fleckens der Dossenheimer Steinbrüche fesselt die herrliche Doppelkurve des Berges das Auge. Von rechts her steigt sie erst sanft zum Gipfel des Berges an, um dann energisch gegen die Ebene abzusinken und in sanftem Schwunge in sie überzugehen. Für mich persönlich ist das sogar das schönste Bild der Heidelberger Landschaft.

Ganz eigenartig ist auch die kuppelförmige Gestalt des Heidenknörzels vom Schloß-Wolfsbrunnenweg aus gesehen (Siehe Bild Nr. 15). Von beiden Seiten her erhebt er sich fast mathematisch symmetrisch über die niedrigeren Nachbarn. So unterbricht er die im östlicheren Buntsandsteinodenwald gleichförmige Linienführung. In ähnlicher Weise hebt sich auch der Heiligenberg von Osten gesehen durch seine Doppelkuppe ab (Siehe Bild Nr. 9.). So gewinnen die Berge unmittelbar bei Heidelberg eine geschwungene Linienführung, wie sie sonst dem Buntsandsteinodenwald fehlt. Sie erhalten so eine gewisse Ähnlichkeit mit den sanft geschwungenen Kurven umbrischer und toskanischer Apenninketten. Wölbt sich dann darüber ein tiefblauer Himmel und erscheint in der Ferne die manchmal, Dank besonders durchsichtiger Luft, sichtbar werdende Umrißlinie des Pfälzer Waldes, so erinnern nur die dichten Wälder daran, daß wir nicht in Italien sind.

Aber schon wenig östlich des Heidenknörzels hört die Kuppenbildung auf. Alle die Rücken und Hochflächen senken sich gleichmäßig und äußerst langsam gegen Süden. Sie bilden so in der Fernsicht gleichförmige, fast immer beinahe horizontal und parallel erscheinende Linien, die nur in der Nähe des Neckars selbst und seiner Nebenbäche steiler zu Tal sinken. (Siehe das vom Schloß-Wolfsbrunnenweg 17 aus aufgenommene Bild Nr. 16 der nördlichen Talseite östlich des Heidenknörzels.) Aber auch diese sanften Linien haben ihren eigenen Reiz. Sie beruhigen das Auge.

[5]) Eine hübsche Darstellung der Entstehung der Heidelberger Landschaft hat auch H. Schmitthenner im Geograph. Anzeiger 1925, Heft 9/10, gegeben.

[6]) Heidelberg 1914 bei Carl Winter. Besonders S. 28 u. f.



Am Brückentor

Denn nur die Färbungen des Waldes, die zwischen diese eingestreuten Felder und Wiesen, die roten Felsen alter Steinbrüche bringen Abwechslung in das ruhige Bild.

So fehlen der Heidelberger Landschaft zwar die alpinen Höhen und Schroffen. Dafür entschädigt sie das Auge durch die ästhetische Linienführung. Und so ist es begreiflich, daß sie im Verein mit der in sie hineingestellten Schloßruine die Begeisterung der Romantiker hervorrief. Carl Neumann sagt a. a. O. geradezu: „Diese Landschaft ist von einer merkwürdigen und für Deutschland fast fremdartigen Regelmäßigkeit und Klassizität des Aufbaues. ... Diese Entsprechungen und Wiederholungen des Liniensystems bilden, was man vor hundert Jahren eine Ideallandschaft nannte, d. h. eine Landschaft nach architektonischen Grundsätzen symmetrischer Entsprechung. ... Nur die Waldzone, die die Höhen krönt und die klassisch zeichnerische Schärfe der Bergumrisse vermissen läßt, vielmehr diese Härte in einen weichen Dunst und Flaum löst, ist das malerisch-nordische in dem Landschaftsbild des Neckartales."

Das Heidelberger Klima.

Heidelberg ist wie die ganze „Bergstraße" durch ein für deutsche Verhältnisse ungewöhnlich mildes Klima ausgezeichnet. Der Frühling kommt einen guten Monat früher als in Norddeutschland, der Winter einen Monat später. Die Mandelbäume haben in den 31 Jahren, die ich in Heidelberg zugebracht habe, fast immer im Februar zu blühen angefangen, nur selten erst im März, aber auch manchmal schon im Januar. Das Heidelberger Stadtbuch enthält eine ganze Reihe von Angaben über das Klima, von denen ich im folgenden einige wiedergeben will. Das Jahresmittel der Temperatur betrug in den Jahren 1920–1926: 10, 7/11, 2/9, 5/10, 3/9, 5/10, 3/10, 9.

Die Durchschnittswerte der einzelnen Monate waren von 1886–1920: Januar + 1,2. – Februar + 2,6. – März + 5,9. – April + 9,9. – Mai + 14,6. – Juni + 17,6. – Juli + 18,7. – August + 18,2. – September +14,8. – Oktober + 10,0. – November + 5,4. – Dezember + 2,7. –

Heidelberg genießt vielfach bei Fremden Ruf einer „Regenstadt". Aber mit Unrecht! Die durchschnittliche Regenmenge der Jahre 1888–1917 betrug in Heidelberg 695 mm im Jahre (= 695 Liter auf den Quadratmeter). Die entsprechenden Zahlen sind für Badenweiler 909, für Freiburg 869, für Karlsruhe 757, für Baden-Baden 1083. Die Anzahl der Tage mit Niederschlägen von mehr als 1 mm betrug in Heidelberg von 1924–1926 129, bzw. 134, bzw. 118. Der Neckar friert nur ausnahmsweise und meist nur auf wenige Tage zu. Wirklicher Frost ist meist nur in wenigen Wochen vorhanden. Schnee fällt wenig und bleibt meist nur ganz kurze Zeit liegen. Der Wintersport kommt in Heidelberg nur wenig zu seinem Recht.

Der Pflanzenwuchs.

Durch Wärme und Feuchtigkeit sind in Heidelberg alle Vorbedingungen für einen üppigen, in mancher Hinsicht an oberitalienische Verhältnisse erinnernden Pflanzenwuchs gegeben. Die Gemarkungsfläche von Heidelberg einschließlich Schlierbach, Neuenheim, Handschuhsheim, Wieblingen, Kirchheim und Rohrbach umfaßt 8850½ Hektar. Davon entfallen auf Wald 3353 Hektar, auf Ackerland, Gärten, Wiesen, Weinberge, Baumstücke 4246 Hektar. Das Bild der Gemarkung wird also nicht von der städtischen Siedelung, sondern von Wald, Gärten und Wiesen beherrscht. Der Odenwald um Heidelberg herum ist ein Waldgebirge. Wo immer man in einer Heidelberger Gasse den Blick erhebt, ruht er auf waldigen Bergen! Es gibt nur wenige Kulturzentren in Deutschland wie in der ganzen Welt, die sich darin mit Heidelberg vergleichen können!



Wenn ich im Frühsommer in meinem mitten in der lärmenden Hauptstraße gelegenen Institute das Fenster meines nach hinten gerichteten Arbeitszimmers öffne, höre ich aus den Wäldern des Gaisberges herunter den Kuckuck rufen.

Der ganze Wald wird als Hochwald mit hundertjähriger Umtriebsfrist bewirtschaftet. Aber einzelne besonders schöne Bäume läßt der verständnisvolle Leiter unseres Forstwesens verschonen, so daß an manchen Stellen herrliche alte Bäume stehen.

Das Hauptgepräge erhält der Heidelberger Wald durch Buchen, Kiefern, Eichen, Fichten. Die tieferen gegen die Stadt gekehrten Hänge bestehen aus dichten Wäldern der Edelkastanie. Darunter folgen die bis an die Häuser reichenden Wein- und Obstgärten mit ihren unzähligen Mandel-, Pfirsich-, Aprikosen-, Kirschen-, Zwetschgen-, Birn- und Apfelbäumen usw. So konnte Scheffel mit Recht singen: „Und kommt aus mildem Süden der Frühling über's Land, so webt er Dir aus Blüten ein schimmernd Brautgewand!" Und in der Tat kenne ich, der ich viel schöne Landschaftsbilder aller Art im Leben gesehen habe, keines, das sich über diese Heidelberger Frühlingslandschaft stellen könnte. Aber auch der Herbst hat durch die Mischung verschiedenartiger Laub- und Nadelhölzer eine unerhörte Farbenpracht, die im Verein mit der italienisch durchsichtigen Luft und dem oft tiefblauen Himmel glauben läßt, man sei am Südfuß der Alpen.

Tatsächlich gedeihen nun auch in Heidelberg allerhand Pflanzen, wie sie der Norden nicht kennt oder nur mühsam durch Pflege erhält. Feigen und Mandeln wachsen und reifen in zahlreichen Gärten. Auf dem Handschuhsheimer Markt wurden früher und wohl noch jetzt kleine, aber wohlschmeckende Artischocken als einheimisches Gemüse feilgehalten. Paulownien, Judasbäume, Tulpenbäume, Katalpen stehen und blühen in vielen Gärten. Und dabei hat man sich bisher keine Mühe gegeben mit diesen südlichen Pflanzen zu prunken. Nur in einer versteckten Ecke des Schloßgartens hatte man früher systematisch südliche und ostasiatische Gewächse angepflanzt. Man konnte dort lange Zeit eine große Anzahl von Pflanzen der Mittelmeer-„Macchia", des immergrünen Buschwaldes der italienischen, sardinischen und korsischen Küsten, antreffen. Sie gediehen vortrefflich, sind aber jetzt, wie ich mich mittlerweile leider überzeugt habe, meist nicht mehr erhalten. Dagegen sind die ostasiatischen Pflanzen noch ausgezeichnet vertreten. Es ist das eine Erscheinung, die wohl nur dadurch möglich ist, daß unser heutiges Klima im Westen Deutschlands sich schon stark dem spättertiären Klima genähert hat und daß auch ohne das Zutun des Menschen von selbst, wenn auch langsamer die tertiäre Pflanzenwelt bei uns wieder einwandern würde. Auch die ostasiatischen Gewächse gedeihen in Heidelberg vortrefflich. Gingko biloba, der Goethes Interesse in Heidelberg erweckte, die japanische Kirsche mit ihrer wunderbaren Blütenpracht, die herrlichen breitbuschigen japanischen Azaleen und viele andere Blumen des Ostens sind in einzelnen Heidelberger Gärten vertreten.

Der Kakiapfel (Diaspyros kaki) steht in Weinheim im Freien. Besonders auffallend und ganz an oberitalienische Gärten erinnernd, ist der Reichtum Heidelbergs an herrlich gewachsenen Zedern (Libanonzeder, Himalayazeder, atlantische Zeder). Ja, nicht weit vom Kohlhof hat ein verdienter früherer Forstmeister ein ganzes Zedernwäldchen angelegt, das prachtvoll gedeiht. Berühmt ist auch der Koniferengarten im Schloßpark; und in vielen Gärten stehen schöne Stämme der Sequoia gigantea, des kalifornischen Riesenbaumes sowie, wenn auch seltener, der im Miocän bei uns massenhaft wachsenden Sumpfzypresse (Taxodium distichum). Sehr häufig sind in unseren Wäldern amerikanische und andere edle ausländische Laub- und Nadelhölzer. Aber nur der Bota-

niker merkt, daß es sich um ausländische Bäume handelt, was wohl am besten beweist, daß sie den Charakter unserer heimischen Landschaft nicht stören.

So ist es wunderbar genug, daß noch immer die meisten frühlingsdurstigen Reisenden ihre Schritte über die Alpen lenken, obwohl die Bäume, welche der Riviera und uns gemeinsam sind, in Heidelberg nicht sehr viel später zu blühen beginnen als im Süden. Schon in Heidelberg empfängt den Wanderer aus dem Norden eine andere Welt!

Heidelberg im geschichtlichen Überblick

Von Otto Cartellieri.

„Die Stadt in ihrer Lage und mit ihrer ganzen Umgebung hat, man darf sagen, etwas Ideales", schreibt Goethe über Heidelberg im Jahre 1797, als er wiederum einmal am Neckar Aufenthalt nahm. Des Dichters leicht erregbare Seele faßt mit feinsinnigem Verständnis die künstlerisch-ästhetischen Reize auf, welche die sich widerstrebenden und doch schließlich zum harmonischen Ganzen sich vereinigenden Gegensätze von Berg und Tal, Gebirge und Ebene, Wald und Wiesen dem schwelgenden Auge bieten. Praktisch veranlagte Gemüter preisen die Stadt von einem anderen Gesichtspunkte aus. Sie heben die glänzende Verkehrslage hervor, die Lage, da der Neckar aus dem Odenwald tritt und der Rheinebene entgegeneilt, da die Bergstraße von jeher die Verbindung von Nord nach Süd aufrechterhalten hat. Auch das milde Klima wird gerühmt, der fruchtbare Boden, der zum dauernden Bleiben einladet.

Kein Wunder, daß die Kultur uralt ist, daß Funde von einer Besiedlung seit der jüngeren Steinzeit zeugen. Kelten und Germanen, Römer und Germanen maßen hier ihre Kräfte. Römisches Wesen drang siegreich in gallo-germanische Kultur ein. Die Gottheiten der Ewigen Roma vertrieben den Visucius der Kelten, den Wotan der Germanen von den heiligen Opferstätten. Den Römern entrissen die Alemannen das Neckarland, um ihrerseits von den Franken verdrängt zu werden. Die Franken ebneten dem Christentum die Wege. Von dem Kloster Lorsch aus wanderten die Söhne des heiligen Benedikt in die gesegneten Gaue, um Heidentum und Aberglauben auszurotten. Weithin verkündeten die Klöster des Allerheiligenbergs oder Heiligenbergs der Lehre Christi unblutige Siege.

Auf einer der gegenüberliegenden Höhen — mag es auf dem Königstuhl gewesen sein, auf dem Gaisberg oder auf dem kleinen Gaisberg — ließen sich weltliche Streiter nieder. Eine feste Burg, durch Wall und Graben geschützt, die Heidilburg genannt, entstand, und ihr Besitzer, der fränkische Edle Heidilo, hat wohl der Ortschaft Heidelberg den Namen gegeben. Im Jahre 1196 wird sie zum erstenmal genannt. Im Jahre 1225 wird auch eine Burg Heidelberg erwähnt, die wohl der Bischof von Worms erbaute. Im Jahre 1303 führen die Urkunden zwei Burgen auf, die eine auf dem Jettenbühl (das heutige Schloß) und die andere auf dem kleinen Gaisberg (an der Stelle der Molkenkur). Welches ist die ältere Burg? Eine sichere Entscheidung ist kaum möglich. Aber vieles spricht dafür, daß die untere Burg die ältere ist, die ihre Mauern gleich schützenden Armen um die Siedlung im Tale legte, ähnlich wie es sich noch heute neckaraufwärts in Hirschhorn beobachten läßt.

Welch ein Glück für die Siedlung im Tale und für die Burg, daß sie in die Hand machtvoller Fürsten gelangten! Ein Halbbruder des Kaisers Friedrich Rotbart, Konrad von Staufen, wurde Herr der Rheinischen Pfalz. Als Klostervogt von Schönau hat er daselbst auch seine Ruhestätte gefunden. Am Anfang des 13. Jahrhunderts kamen die Wittelsbacher in den Besitz der reichgesegneten Lande, die für die ärmeren Teile des Deutschen Reiches Kornkammer und Weinberg bildeten. Durch den Vertrag von Pavia im Jahre 1329 löste sich die Pfalz staatsrechtlich von



Bayern und ging ihre eigenen Wege. Bis zum Ende des Heiligen römischen Reiches blieb Heidelberg mit der Pfalzgrafschaft in der Hand der Wittelsbacher. Stolz zeigt das älteste Siegel den aufgerichteten Löwen mit dem Rautenschild und als Helmzier zwei mit je vier Lindenzweigen besteckte Zierhörner, dem bekannten Kleinod der Herzöge von Bayern und der Pfalzgrafen bei Rhein.

Unter dem Schirm der einflußreichen Pfalzgrafen entwickelte sich die Siedlung der Fischer und Schiffer, die wohl namentlich vom Westen und Süden her reichen Zuzug erhielt, zu einer blühenden Stadt, die hinter festen Mauern und Türmen stattliche Klöster und behäbige Häuser aufweisen konnte. Erfolgreich trat das seiner Kraft bewußte Bürgertum in Wettbewerb mit den benachbarten Geistlichen und den auf trutzigen Burgen hausenden Adligen. Äbte und Herren, die ihr Weg häufig zum Pfalzgrafen führte, verschmähten es nicht, in der Stadt einzukehren und ihren Markt zu besuchen. Gern erwarben sie sich zu längerem Aufenthalte geräumige Absteigequartiere. Heidelberg sah einer glänzenden Zukunft entgegen!



Kornmarkt mit Brunnen und Schloß

Phot. Max Herzberg

*

Das Schloß bestimmte lange Zeit allein der Stadt Geschick. Unter Ruprecht I. (1353 – 1390) kam gleichfalls ausschlaggebend hinzu die Universität.

Ruprecht, im Waffenhandwerk und in der Politik ein Meister, verstand es, seinem Lande eine machtgebietende Stellung zu geben. Er rief in Heidelberg eine Universität ins Leben, die der deutschen Wissenschaft eine deutsche Stätte bieten sollte. Als infolge der Stürme, die das große Schisma hervorrief, nichtfranzösische Akademiker die Universität Paris verließen, trat er mit den deutschen Flüchtlingen in Verbindung. Der hervorragende Vertreter des Nominalismus und des Occamismus, Marsilius von Inyhen, der lange Jahre in Paris gelehrt hatte, wurde der erste Rektor der neuen Universität und ist von den Zeitgenossen begeistert als ihr „Gründer und Anfänger" gepriesen worden. Am 19. Oktober 1386 begannen die Vorlesungen. Die Universität, eine geistliche Anstalt, blieb dem Lehrbetrieb der Scholastik treu.

Ein neues Leben brach für die Stadt an; sie lag besonders günstig für die Studenten aus dem Süden und Westen des Reiches, und bald stellten sich zahlreiche Scholaren ein. Ohne Reibungen,

und manchmal recht kräftige, ist es auch hier nicht abgegangen. Eine Organisation, die sich zum Ziele setzt, jede staatliche und städtische Einmischung abzuwehren, um sich größtmöglicher Selbständigkeit zu erfreuen, faßt nicht leicht Wurzel und gerät gar rasch mit den bestehenden Gewalten in Konflikt. Sache der Kurfürsten, denen die Universität am Herzen lag, Sache aller Einsichtsvollen war es, die Gegensätze zu überbrücken. Die Stadt erkannte zudem sehr bald, daß ihr die Universität große wirtschaftliche Vorteile brachte, die um so wertvoller waren, als der Handel nicht recht aufblühen wollte. Schon im Jahre 1392 genügte der Raum innerhalb der Mauern nicht mehr. Kurfürst Ruprecht II. (1390 – 1398) schuf Abhilfe, wenn auch auf gewaltsame Weise. Kurzerhand nötigte er die Einwohner des Dorfes Bergheim, ihre Wohnstätten aufzugeben und sich in dem Gebiet zwischen der Altstadt und dem „Alten Graben" (der Sofienstraße) anzusiedeln. Als Trost gewährte er die stets willkommene Steuerfreiheit.

Unter Kurfürst Ruprecht III. (1398 – 1410) erhielt die Stadt ein neues stattliches Gotteshaus. Ruprecht, der daran denken konnte, sich mit der deutschen Königskrone zu schmücken, ließ das alte Kirchlein auf dem großen Markte abreißen und setzte an seine Stelle eine hochragende und weiträumige Kirche zu Ehren des Heiligen Geistes, die dem Stadtbilde ein für allemal sein eigentümliches Gepräge gab. Er bestimmte diese Kollegiatkirche zur Gruftstätte für sein Geschlecht und ließ sich daselbst nebst seiner Gemahlin, Elisabeth von Zollern, im prunkvollen Sarkophag beisetzen.

Kurfürst Ruprecht III. widmete seine Fürsorge auch der Burg auf dem Jettenbühl. Zu den trutzigen Wehrbauten sollte ein stattlicher Wohnbau hinzukommen; er ist wohl erst unter seinem Nachfolger Ludwig III. aufgeführt worden. Über dem Eingang befindet sich ein reizendes Bildwerk als Schlußstein: zwei Engel mit lockigem Haar und wallendem Gewand halten in einem Rosenkranz einen Zirkel und erflehen durch ihr Gebet den himmlischen Schutz für den Bauherrn und die Seinen. Gemahnt dies liebliche Bauhüttenbild an das Jenseits, so die stattliche Steintafel an der Ostwand an das Diesseits: ein stolz aufwärtsstrebender Reichsadler erinnert an das Königtum des Wittelsbachers.

Die Nachfahren König Ruprechts folgten seinem Beispiele und sorgten für Stadt und Burg und Universität. Weit über die Grenzen der Pfalz wurde Kurfürst Friedrich I. (1449 – 1476) bekannt, als er seine Gegner bei Seckenheim zu Paaren trieb. Ein Kriegsmann vom alten Schlag, zeigte der „pfälzische Alexander" auch Interesse für Wissenschaft und Kunst. Er gestattete den wein- und sangesfrohen Humanisten, die der Scholastik den Fehdehandschuh hinwarfen, sich in Heidelberg niederzulassen. Die Poeten wollten nichts mehr wissen von Minnelied und Ritterepos, sie schwelgten in der Götterwelt Griechenlands. Die Ritterromantik verblaßte, eine romantisch verklärte Antike blühte auf. Wie grollten die Magister dem Bönhasen Peter Luder, der, ohne Mitglied der Universität zu sein, Vorlesungen über die Antike hielt und das Lob der Heiden verkündete. Unerwartet, wie er gekommen, verschwand Luder allerdings bald wieder, da er Venus und Bacchus nur allzu reichlich gehuldigt hatte und das Bezahlen seiner Zechen für unnötig hielt. Am Hofe herrschte trotz aller Sparsamkeit ein lustiges, farbenfrohes Leben. Die Musik spielte eine große Rolle. Eine Hofkapelle wurde geschaffen. Klara Dett, eine Augsburgerin, die Stammutter der Löwensteiner, soll sich durch ihre lieblichen Lieder Herz und Hand des Kurfürsten erobert haben.

Noch tiefergehende literarische und künstlerische Interessen hatte Friedrichs Nachfolger, Philipp der Aufrichtige. In seinem Kanzler Johann von Dalberg, einem Mitglied jener rheinfränkischen Familie, die für Deutschlands kulturelles Leben so viel getan hat, fand er einen gleichgesinnten Freund. Die glorreichen Namen der Gelehrtenrepublik erglänzten in Heidelberg. Konrad Celtis, der als erster Deutscher von dem Kaiser auf dem deutschen Kapitol, in Nürnberg, zum Dichter

gekrönt worden war, kam häufiger in das Neckartal und besang seine Naturschönheit in begeisterten Versen.

Als vornehmsten Gast sah Heidelberg den Kaiser Maximilian. Prunkvolle Feste wurden veranstaltet. Im „Herrengarten" in der Vorstadt fanden häufig Turniere statt. Als ein Pariser Professor Robert Gaguin eine Botschaft des französischen Königs dem Kurfürsten Philipp überbrachte, gab er seiner Bewunderung begeisterten Ausdruck:



Die Universitätsgebäude

Phot. Max Herzberg

„Heidelberg, glückliche Stadt in Rheines Nähe, mein Lied gilt
Deinem Flusse, den Höh'n, Deinem Fürsten zumal."

Das hochgepriesene „Goldene Zeitalter" ging zu Ende. Die Stürme der Reformation brausten über Heidelberg dahin. Leidenschaftlich prallten die Geister aufeinander.

Welch denkwürdiges Ereignis, als im April 1518 im Augustinerkloster, auf dem heutigen Universitätsplatze, Martin Luther eine Disputation abhielt, die dem Leben so mancher Zuhörer eine völlig andere Richtung gab! Die neue Lehre zog immer weitere Kreise. Mönche und Nonnen verließen die Klausur, die Gotteshäuser verödeten, das Kloster auf dem Heiligenberg verfiel.

Auch die Pfalzgrafen mußten zu den Religionskämpfen Stellung nehmen. Ott Heinrich (1556–1559) tat den entscheidenden Schritt und führte Luthers Lehre ein. Melanchthon, der praeceptor Germaniae, der an der Ruperta studiert hatte, lieh ihm seine Unterstützung. Die Universität wurde reorganisiert. Die durch den Humanismus erneuerten Wissenschaften errangen die Vorherrschaft. Auch auswärtige Gelehrte fanden in Heidelberg ihren Wirkungskreis. Die an der Grenze der Nationen und Staaten gelegene Universitätsstadt erhielt einen internationalen Charakter.

Mit größtem Eifer sorgte Ott Heinrich für die Bücherei, die als Bibliotheca Palatina bald einen Weltruf erhielt.

Ott Heinrich gehört heute noch mit Recht zu den volkstümlichsten pfälzischen Fürsten. „Cum tempore", die Zeit wird es bringen, lautete sein Wahlspruch. Lange genug mußte er warten, bis er Kurfürst wurde. Das Schloß, das er aufführte, läßt einen tiefen Blick in seine Seele tun.

Gewaltige Veränderungen hatten sich auf dem Jettenbühl zugetragen, seitdem der Ruprechtsbau entstanden war. Kurfürst Ludwig V. kannte, scheint es, nur zwei Leidenschaften: zu jagen und zu bauen. Da die Verteidigungswerke der Burg der vervollkommneten Kriegstechnik nicht mehr ent-

sprachen, führte er auf der gefährdeten Südseite von dem gewaltigen Kraut- (Pulver-) Turm westwärts eine sieben Meter starke Mauer auf und schützte sie durch den in fünf Geschossen aufsteigenden Torturm. Im Westen entstand ein Zwinger mit dem „Seltenleer", einem Gefängnisturm. Steil in die Tiefe fiel ein Wall ab, der Stückgarten, der „Steinerne Sarg", wie ihn Ludwigs Rat Peter Harrer lobend nennt. Auch im Norden wurde ein starker Wall errichtet. An ihrem Schnittpunkte, an der Nordwestecke, drohte trutzig der „Dicke Turm". Auch ein Zeughaus wurde erbaut. Schwierigkeiten, die das Gelände boten, erhöhten nur die Schaffensfreude. Zu diesen Wehrbauten kamen noch Wirtschafts- und Wohnbauten hinzu, so der Bibliotheksbau und der Bau für das „Hoffrauenzimmer", dessen Erdgeschoß lange Zeit als Festsaal diente. Er ist heute noch erhalten; sein Name „Bandhaus" erinnert an die im 18. Jahrhundert hier untergebrachte Werkstatt des Hofküfermeisters. Den Hof zierte eine Brunnenhalle; ehrwürdige Säulen aus der Ingelheimer Pfalz, von Karl dem Großen wohl einem römischen Bau entnommen, tragen ihr Kreuzgewölbe.

Im Jahre 1537 schlug der Blitz in die obere Burg, eine Feuersbrunst legte sie in Schutt und Asche. Ein Grund mehr, die untere Burg immer mehr auszubauen. Ludwigs Bruder und Nachfolger, Friedrich II., war weit in der Welt herumgekommen, bevor er sich den Kurhut aufsetzen konnte. Auf seinen Fahrten in welschen Landen lernte er die neue „antikische" Art kennen. In seinem „Gespiegelten Saal" oder „Gläsernen Saalbau" mit seinen schönen Lauben an der Hoffassade und dem spiegelgeschmückten Saale ließ er sie den Kampf mit der Gotik aufnehmen.

Wahrte hier die Renaissance noch Zurückhaltung, so feierte sie unter Ott Heinrich, dem Humanisten auf dem pfälzischen Kurstuhle, Triumphe. Die allegorischen Figuren und die reichen Ornamente, die den köstlichen ruhevollen, breit gelagerten Bau schmücken, verraten den nach allen Seiten hin prüfenden Fürsten, der in der Gedankenwelt des rinascimento lebte und webte.

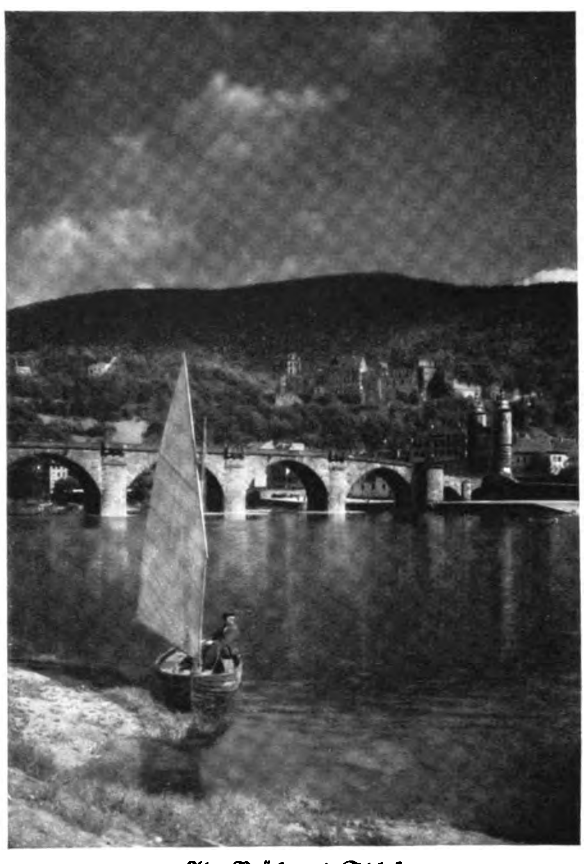
Antike Helden künden von Manneskraft und -ruhm, edle Frauengestalten zeigen christliche Tugenden. Sol und Luna, im Gefolge die Planeten, weisen auf Ott Heinrichs Sternenglauben hin, verraten seine mystischen, astrologischen Studien.

Von weither winkt dem Gaste das Prunkportal, das des Niederländers Alexander Colin Meisterhand geschaffen hat. Der Kaisersaal mit seiner prächtigen Ausstattung stellte bald die anderen Festräume in Schatten. Wie ein Fremdling aus Italiens lachenden Fluren erscheint der Palast, doch ist er am Neckar nicht vereinsamt. Wenn anderwärts in Deutschland der Winter noch seine Schrecken verbreitet, entsenden ihm Mandel und Pfirsich von sonnigen Bergeshängen ihre duftigen Grüße. Mispeln recken in den tiefblauen Himmel ihr seltsam knorriges Astwerk, Edelkastanien in Hülle und Fülle lassen goldenen Staub auf den schimmernd roten Sandstein verwehen.

Mit Ott Heinrichs Tode verließen die heiteren Musen die gastliche Stadt. Friedrich III. ging ganz in den Religionsstreitigkeiten auf. Leidenschaftliche Kämpfe fochten Lutherische und Reformierte miteinander aus. Kirchlicher Fanatismus loderte hell auf. Wieder und wieder mußten die Pfälzer auf Befehl ihres Landesherrn die Religion wechseln. Die kurpfälzische Residenz ward das deutsche Genf, eine Zufluchtsstätte für alle bedrohten Hugenotten; die Universität wurde die Hochburg der Calvinisten. Friedrich IV., so wenig er sich dazu auch eignen mochte, ward der Führer der Union im Kampfe gegen die Katholiken.

Friedrich ließ gern seine Räte regieren, wenn sie ihm nur für seine Leidenschaften das nötige Geld verschafften, für seine Jagden und Reisen, für die üppigen Feste und wüsten Zechgelage. Auch er wollte seinen Namen durch einen Palast verewigen. Sein Vormund, der streitbare Administrator Johann Kasimir, ein gar trinkfester Herr, hatte seiner Verehrung des Bacchus deutlichen

Ausdruck verliehen und ein eigenes Haus für ein gewaltiges Faß erbaut, das dreimal erneuert und jedesmal vergrößert den Ruhm der Pfälzer Weine in alle Lande verbreitet hat. Friedrich hatte großartigere Pläne. Ihn reizte es, ein würdiges Gegenstück zu Ott Heinrichs Schloß entstehen zu lassen. Wurde jenes von mehreren Künstlern in gemeinsamer Arbeit gebaut, so gehört der Friedrichsbau ganz dem Straßburger Meister Johannes Schoch an. Ihn unterstützte auf das beste der Bildhauer Sebastian Götz aus Chur.



Alte Brücke und Schloß

Phot. Max Herzberg

Johannes Schoch legte das Hauptgewicht auf die Vertikale. Besonders prunkvoll ist die Hoffassade ausgestaltet. Im stolzen Bewußtsein, ein Wittelsbacher zu sein, ließ sie der Kurfürst mit einer Reihe seiner Ahnen schmücken. Mit Karl dem Großen, den er gleichfalls als Ahnen in Anspruch nahm, begann er, um mit sich selbst zu schließen. Markige, gedrungene Gestalten, voller Leben und Bewegung, fein charakterisiert, verherrlichten das erlauchte Geschlecht.

Auch Friedrichs gleichnamiger Sohn Friedrich V. (1610–1632) wollte seinen Namen durch einen Bau verewigen. Ein unbekannter Ausländer, der Palladios Klassizismus huldigte, führte den Palast auf, der ganz auf Fernwirkung eingestellt, auf jeden Schmuck verzichtet. Vom oberen Geschoß aus gelangte man ebenerdig in den aussichtsreichen Festraum des Dicken Turms, den Peter Carl aus Nürnberg durch einen kühnen Umbau zu Wohnzwecken herangezogen hatte.

Auf dem Westwall wurde ein Lusthain angelegt, so nötig es auch gewesen wäre, den Stückgarten als Bollwerk zu belassen. Die Eingangspforte zu dem „Englischen Garten" ist noch erhalten; um seine Gemahlin Elisabeth Stuart zu überraschen, erzählt man sich, ließ der jugendliche Fürst in einer Nacht dies eigenartige, an antike Triumphbogen gemahnende Tor aufführen.

Auf der Ostseite ließ Friedrich durch Salomon de Caus den Hortus Palatinus anlegen.

Des Schlosses Glanz ergoß sich auch über die Stadt. Prächtig ist das Panorama, das Matthäus Merian vom rechten Neckarufer aus entwarf. Unter den Bauten der Bürger fällt das Haus zum Ritter St. Georgen, der „Ritter", auf, das ein französischer Flüchtling errichtete, der Standesherr Charles Bélier aus Tournay. An der reichgeschmückten Renaissancefassade erinnern Brustbildnisse merowingischer Könige an die alte Heimat. Auf der Erkerbrüstung befinden sich Porträts von Bélier und seiner Gemahlin Franziska Soriau, sowie ihre redenden Familienwappen, die Widder (bélier) und Fische (saur oder sor: Bückling). „Persta invicta Venus" verkündet

eine Inschrift. Doch der glaubenstreue Hugenotte will die heidnische Göttin nicht unbeschränkt herrschen lassen und setzt auf die oberste Spruchplatte: „Soli Deo gloria."

Über den Fluß führte eine hölzerne, bedachte Brücke. Dem stattlichen Turm auf der Heidelberger Seite entsprach ein anderer auf der Neuenheimer. Unter der Türmerstube befand sich das Wahrzeichen Heidelbergs, der berühmte „Brückenaff", der dem Ankömmling die kecken Verse zurief:

„Was thustu mich hie angaffen?
Hastu nit gesehen den alten Affen?
Zu Heidelberg sieh hin und her,
Findestu wol meines gleichen mehr."

Wie zur Zeit des Humanismus bildete sich ein Kreis literarisch interessierter Männer, Gelehrter, Beamter und Dichter. An die Stelle der lateinischen Dichtkunst der Humanisten sollte eine deutsche treten.

Von neuem schien für Heidelberg eine glanzvolle Zeit anzubrechen. Fürstenprunk und Bürgerfleiß, Wissenschaft und Kunst in edlem Wettbewerb! Jäh wurde alles vernichtet, als die Pfalz nach Böhmen ging!

*

Unruhiger Ehrgeiz trieb den jungen Kurfürsten Friedrich V. in das Abenteuer, ein überschwenglicher Gefühlspolitiker wie er war. Als Sproß der Wittelsbacher, die dem Reiche zweimal ein Oberhaupt gegeben hatten, als Gemahl einer Königstochter, wollte er selbst eine Königskrone tragen. Kühn sagte er dem Hause Habsburg, sagte er allen Gegnern des Protestantismus Fehde an. Großartige Pläne, die nur zu bald scheiterten! Eine einzige Schlacht am Weißen Berge bei Prag (am 8. November 1620), an der Friedrich selbst nicht einmal teilnahm — und das Königtum brach zusammen. Verspottet und verhöhnt irrte der „Winterkönig" umher, auf das Gnadenbrot befreundeter Fürsten und Staaten angewiesen. Nichts konnte er dagegen tun, daß die Kriegsstürme über die Pfalz dahinbrausten, daß seine Residenz in die Hände des Feindes kam. Welch günstige Gelegenheit für das Haupt der katholischen Liga, den Herzog Maximilian von Bayern, die seit Jahrhunderten getrennten Linien der Wittelsbacher unter einem bayerischen Kurhute und damit die Pfalz wieder mit Bayern zu vereinigen.

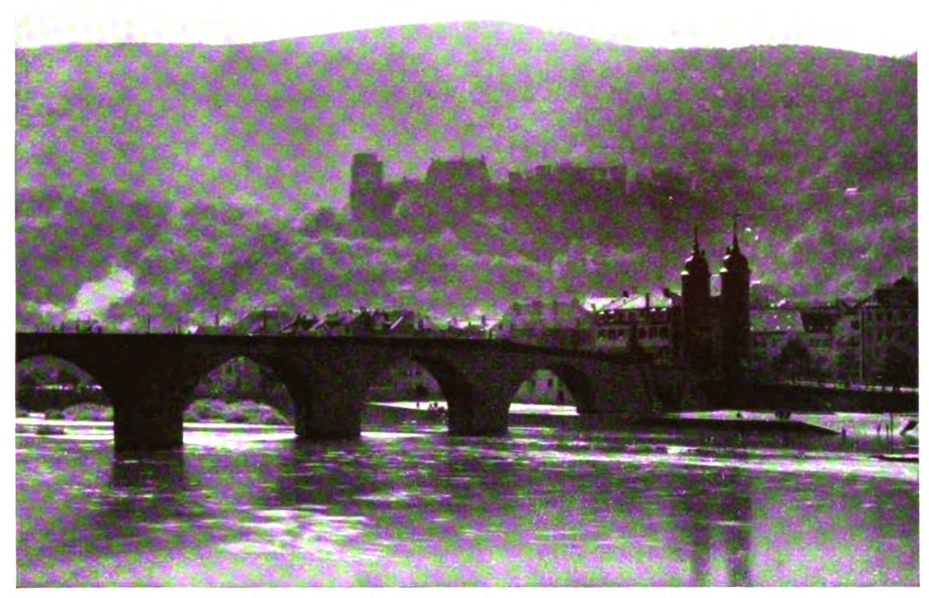
Am 1. Juli 1622 erschien der berühmte Feldherr Tilly mit der kaiserlich-bayerischen Armada vor Heidelberg. Trotz tapferer Gegenwehr wurde am 15. September die Stadt genommen; vier Tage danach kapitulierte das Schloß. So schwer schon die Belagerungszeit für die Einwohner gewesen war, das Schlimmste folgte erst jetzt nach. Von religiöser Toleranz war keine Rede. Die Katholiken erhielten die Heiliggeistkirche und bald auch die anderen Gotteshäuser; die Evangelischen aber wurden hart verfolgt. Die Universität verödete. Unersetzlich der Verlust, den die Hohe Schule und mit ihr Stadt und Land erlitt, als Herzog Maximilian die „Bibliotheca Palatina" als Siegesbeute dem Papste übersandte. Die deutsche Wissenschaft sollte getroffen werden und ist getroffen worden. Nur ein Teil der Handschriften kam im Anfang des 19. Jahrhunderts nach Heidelberg zurück.

Noch ein harter Schlag, als die Kunde eintraf, daß Herzog Maximilian, der die Pfalz verwalten sollte, feierlich mit der Kurfürstenwürde geschmückt worden sei. Furchtbare Jahre folgten. Wohl wurde Heidelberg von den Schweden genommen, als Gustav Adolf seine Banner siegreich durch Deutschlands Gaue führte; aber der frühe Tod des Königs in der Schlacht von Lützen machte doch alle Hoffnungen wieder zuschanden. Kurfürst Friedrich überlebte die Enttäuschung nicht. Auch



Blick auf Heidelberg vom Philosophenweg

Phot. Edm. von König



Alte Neckarbrücke mit Blick auf Stadt und Schloß

Phot. Max Herzberg

im Tode fand er keine Ruhe. Vor den Gegnern mußte der Sarg geflüchtet werden; es ist nicht bekannt, wo er beigesetzt wurde.

Heidelberg fiel wieder in die Hände der Bayern. Mit Wollust schwelgte die zügellose Soldateska in raffinierten Martern. Gräßlich wüteten Hungersnot und Pest. Herdenweise drangen die Wölfe in das Land ein.

Wer will es Friedrichs Sohn und Nachfolger Karl Ludwig (1632–1680) verdenken, daß er schließlich auf einen Gewaltfrieden einging, um seine unglücklichen Untertanen aus ihrer Pein zu erretten? Im Intrigenspiel der Diplomaten in Osnabrück und Münster wurde ausgeklügelt, daß die alte rheinische Kurwürde und die Oberpfalz bei Bayern bleiben. Eine neue achte Kur wurde für den Pfälzer geschaffen, ebenso ein neues Erzamt, das des Erzschatzmeisters. Wie spotteten die Franzosen: Wozu brauche das Reich einen Schatzmeister, da es keinen Schatz habe.

Karl Ludwig, vom Leben in harte Schule genommen, sorgte mit unermüdlicher Energie für Land und Volk. Auf Grund der in England und Holland gewonnenen Erfahrungen führte er ein aufgeklärtes absolutes Regiment. Er erwarb sich die größten Verdienste auf dem Gebiete der Handels- und Gewerbepolitik und förderte auch das städtische, geistige und kirchliche Leben. Mannheim sollte der Mittelpunkt des oberrheinischen Handels werden, in Heidelberg die „uralte, hochprivilegierte" Universität zu neuem Leben erwachen.

Wie seine Schwestern, die mit einem Descartes und Leibniz in regem Verkehr standen, ein feines wissenschaftliches Verständnis zeigten, so bemühte sich Karl Ludwig, die besten Lehrkräfte für die Hochschule zu gewinnen.

Der kirchliche Friede sollte endlich in der Pfalz herrschen, die Lande hatten allzu sehr unter dem Glaubenshasse gelitten. In Mannheim baute der Kurfürst die Kirche der „Heiligen Eintracht"; sie sollte den drei Konfessionen gemeinschaftlich gehören, wie ein dreifaches Kreuz es weithin verkündete.

Sogar in den Glaubenswechsel seiner Tochter Elisabeth Charlotte, der heute noch volkstümlichen Lieselotte, willigte Karl Ludwig ein, als sie sich mit dem Bruder Ludwigs XIV. vermählte. Eine politische Heirat, welche für die Pfalz die unglücklichsten Folgen gehabt hat. Karl Ludwig glaubte damals, das Beste für sein Volk und Land zu tun, wenn er an Frankreich Anschluß suchte. Noch bei Lebzeiten sah er es aber selbst, wie sehr er sich getäuscht hatte: nach Ausbruch des Reichskrieges ließ König Ludwig XIV. seine Heere in die Pfalz einrücken. Von neuem begannen die Kriegsgreuel.

Traurige Gedanken raubten dem Kurfürsten im Alter die Ruhe. Um seine Untertanen nicht mit zu hohen Steuern zu belasten, hatte er kein eigenes großes Herr aufgestellt und nicht für gute Festungen gesorgt. War es nicht ein Fehler gewesen?

Karl Ludwig sorgte sich nicht umsonst. Bald genug loderte wieder die Kriegsfackel in der Pfalz!

*

Karl Ludwigs Sohn und Nachfolger Karl, der letzte Sproß der Simmernschen Linie, regierte nur wenige Jahre. Nach seinem Tode (am 16. Mai 1685) trat König Ludwig XIV., der Frankreich auf Kosten des zerspaltenen und uneinigen Deutschen Reiches auf jede Weise zu bereichern suchte, mit neuen Forderungen an die Pfalz heran. Was kümmerte es ihn, daß einst bei ihrer Vermählung die Pfalzgräfin Elisabeth Charlotte ausdrücklich auf alle Ansprüche verzichtet hatte und daß vom Reichstag Pfalzgraf Philipp Wilhelm aus der Neuburger Linie als Kurfürst und rechtmäßiger Erbe anerkannt wurde? Unter einem Vorwande ließ Ludwig seine Heere in die Pfalz einrücken. Für den rücksichtslosen Kriegsminister Louvois gab es kein Warten mehr: was ging Frankreich der bestehende Waffenstillstand an?

Was sollte Kurfürst Philipp Wilhelm in seiner Not tun? Keine Soldaten, keine Festungen. Heidelberg mußte kapitulieren. Die Bedingungen waren günstig und milde, wurden aber nicht gehalten. Eine neue Leidenszeit begann für die Stadt und ihre Einwohner. Als Oberkommandierender machte sich besonders verhaßt der Brigadier Melac. Ein tapferer Haudegen, aber mitleidlos hart und grausam. Die Pfalz wird nie seine Untaten vergessen, noch heute nennen Bauern ihren Hund „Melac".

Schreckensnachrichten verbreiteten sich in Stadt und Land. Da eine europäische Koalition gegen die französische Gewaltherrschaft sich bildete, sah sich König Ludwig XIV. genötigt, seine Truppen an den Rhein zurückzuziehen. Er wollte nur die Hauptfestungen halten, die anderen, auch Heidelberg, schleifen. Das rechtsrheinische Gebiet sollte vollständig ausgesogen und vernichtet, für den Widersacher „inutil" gemacht werden, um einen Angriff der Kaiserlichen auf die Rheinfront zu verhindern.

„Brûlez le Palatinat!" Mit Genehmigung des allerchristlichsten Königs befahl der Kriegsminister Louvois vom Schreibtisch aus nach leidenschaftsloser Berechnung die systematische Verwüstung der Pfalz. Das Schleifen der Befestigungswerke hätte man verstanden, aber über diese Untat brach ein Sturm der Entrüstung aus. Die Nachwelt hat den Frevel niemals vergessen.

Im Januar 1689 begannen die Minierer am Schlosse und in der Stadt das Zerstörungswerk. Dann wurden die benachbarten Dörfer verbrannt und zerstört. Obdachlos, ihrer Habe beraubt, irrten die erbarmungswürdigen Einwohner in der bitteren Winterkälte umher.

Nach qualvollen Wochen des Wartens schlug auch für Heidelberg die Schreckensstunde. Zunächst wurde aus den Staatsgebäuden und dem Schlosse alles Wertvolle fortgeführt; von irgendwelcher Schonung war keine Rede mehr.



Am Morgen des 2. März 1689 ertönten vom Schlosse her drei Kanonenschüsse. Gleich darauf standen Paläste und Bauten in hellen Flammen. Immer neue Pechkränze wurden hineingeworfen. Die Minen taten ihre Wirkung. Eilends zog die Garnison ab. Der Glockenturm, der Dicke Turm, der Karlsturm lagen in Trümmer. Nur der Kraut- (Pulver-) Turm wurde wenig beschädigt. Vom Brückenturm fielen das Dach und die beiden Uhren herab. Am Nachmittag fing auch der Bibliotheksbau an zu brennen.



Schloßhof mit Renaissancebauten
Phot. Max Herzberg

Widerwillig hatte der Maître de Camp, Graf von Tessé, den Befehl zur Zerstörung des Schlosses gegeben. Um so gründlicher machte sich Melac an die Vernichtung der Stadt. Überall wütete das Feuer, kein Winkel, keine Gasse blieb verschont. Überall drangen die Senger und Brenner plündernd ein. Die Neckarbrücke wurde gesprengt, donnernd und krachend barsten die Pfeiler, die Steinmassen sperrten den Fluß. Immerhin blieb der größte Teil der Stadt erhalten.

Der einst so prächtige Landstrich zwischen Heidelberg, Mannheim und der Bergstraße lag als Wüste zwischen der Grenze und den kaiserlichen Heeren. Louvois war aber immer noch nicht zufrieden; er war empört, daß nicht ganz Heidelberg in Asche lag und die Bewohner nicht sämtlich vertrieben waren. Eine zweite und diesmal vollständige Zerstörung stand dem Schloß und der Stadt im Jahre 1693 bevor.

Ein Verhängnis, daß der Feldmarschalleutnant Georg Eberhard von Heddersdorf, der das Kommando in Heidelberg führte, nicht nur ein ganz untauglicher Soldat, sondern auch ein pflichtvergessener, käuflicher und feiger Offizier war. Er sorgte weder rechtzeitig für eine genügende Besatzung noch für die Wiederherstellung der Befestigungswerke. Als die Franzosen am 19. Mai 1693 im Westen der Stadt ihre Lager bezogen, hatten sie leichtes Spiel. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Nachricht, daß kein anderer als Melac, seinen Jahren zum Trotz, die Reiterei befehligte.

Sofort begannen die Feindseligkeiten. Kopflos und vollständig entmutigt gab Heddersdorf schon in der Nacht vom 20. auf den 21. Mai den Befehl zum Rückzug, ohne den Bürgern eine Kapitulation zu erwirken, die ihnen Hab und Gut gesichert hätte. Am frühen Morgen des 22. Mai drang das Regiment Picardie als erstes durch das Mitteltor in die Stadt ein, bald ertönte überall das Siegesgeschrei: „Vive le Roi, vive le Roi!“ Von der anderen Seite, von Osten her, erzwang sich Melac den Eingang. Um 7 Uhr morgens war die ganze Stadt in den Händen der Franzosen. Das Morden und Plündern und Sengen begann. Gierig brachen die zuchtlosen Scharen in die

Keller ein, die Irländer und die vielen Marodeure an der Spitze zerschlugen die Fässer, und bald sinnlos betrunken, waren sie in ihrem Rausch nicht mehr zu bändigen. Gewalttaten ohne Ende. Wehe den schutzlosen Weibern und Kindern, Greisen und Kranken! Bald loderten allerwärts in Straßen und Gassen, aus Kirchen und Häusern die Flammen empor. Auch Heiliggeist blieb nicht verschont. Erst als der Turm einzustürzen drohte, ließ man die Unglücklichen heraus, die im Gotteshause Rettung gesucht hatten. Die Begräbnisstätte der Pfalzgrafen wurde roh geschändet, die Denkmäler wurden zerstört, die Särge erbrochen und die Gebeine zerstreut. „Auch andere Grausamkeiten mehr verübet, dergleichen bey den Heiden und Unchristen nicht bald erhöret werden."

Ein Befehl zur Einäscherung der Stadt war diesmal nicht gegeben worden. Nur die Befestigungen und kurfürstlichen Bauten, nicht aber die Häuser der Bürger, sollten zerstört werden. Vergessen hatten aber Melac und seine Genossen nicht, wie die Parole vor vier Jahren gelautet hatte. In der Gewißheit, straflos zu bleiben, ließen sie es geschehen, wenn im dunklen Drang jäh erwachter tierischer Triebe die Soldaten hier Befehle ausführten, die der allerchristlichste König vor Jahren gegeben hatte. Hier und da mag auch durch die im Stich gelassenen Herdfeuer der Brand der Häuser entstanden sein. Alle Löschversuche blieben vergeblich.

Was ging inzwischen auf dem Schlosse vor? Die Mutigen wollten von feiger Übergabe nichts wissen. Doch bald sahen sie ein, daß jeder Widerstand zwecklos war. Im Kaisersaal des Ott-Heinrich-Baues fanden die Kapitulationsverhandlungen statt. Der französische Marschall machte keine Schwierigkeiten, die Garnison erhielt freien Abzug; was ging ihn des Feldmarschalls klägliche Haltung an?

Am Abend des 23. Mai zogen die Besatzung und Flüchtlinge ab. Die französische Begleitmannschaft konnte es noch sehen, wie Heddersdorf vom Generalwachtmeister des Reichsheeres in Arrest genommen und wohlverdienter Strafe übergeben wurde.

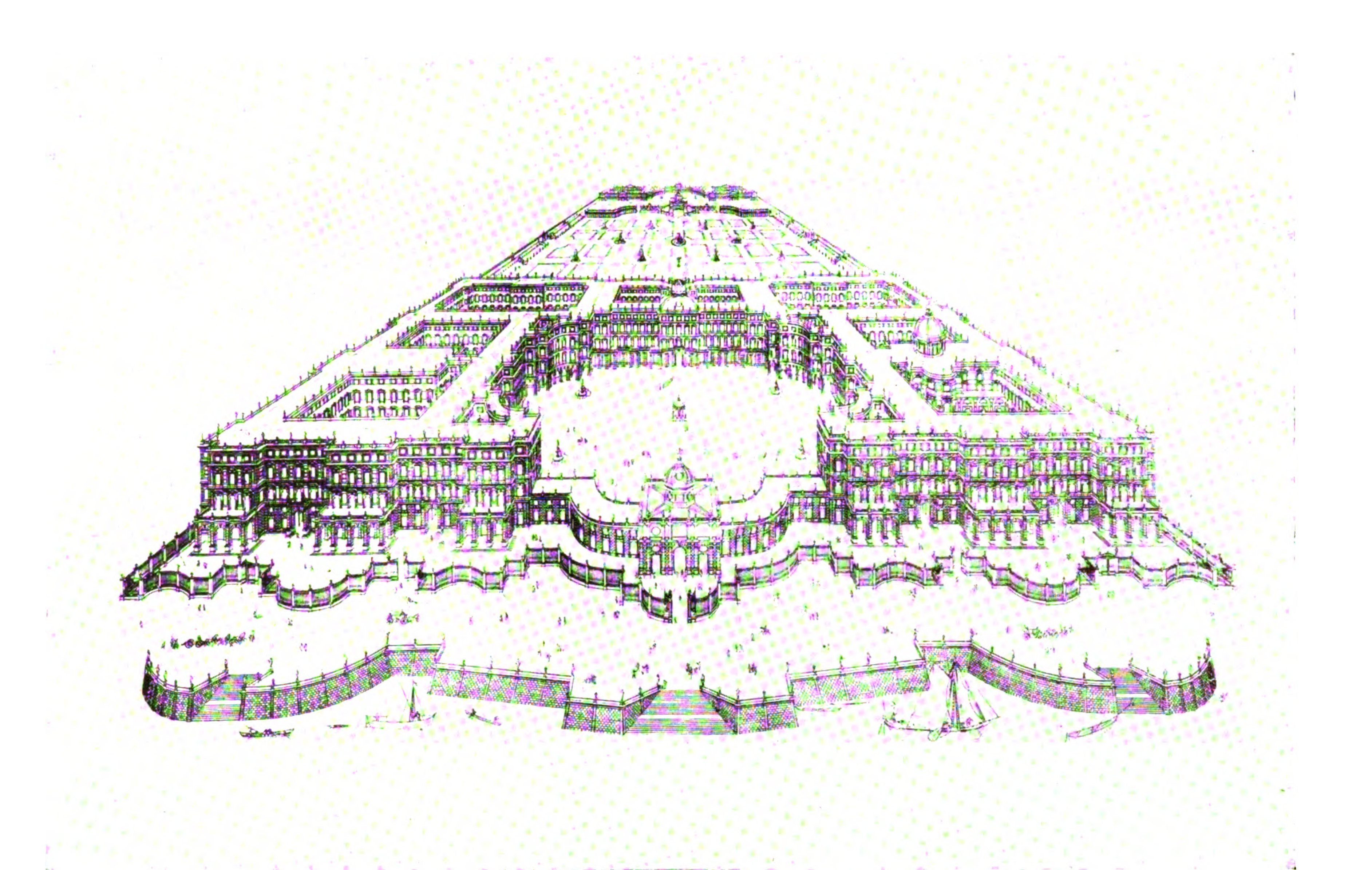
Es folgte noch der Tragödie letzter Teil: die Zerstörung des Schlosses. Als am 31. Mai das französische Heer aus der Stadt marschierte, ragten nur einige Gotteshäuser und der „Ritter", sowie wenige Häuser auf dem Schloßberge aus den Trümmerhaufen hervor. Der Kraut-(Pulver-) Turm und die anderen Bollwerke wurden gesprengt. Der Faßbau wurde verschont, auch der Ott-Heinrich-Bau „wurde zwar durch die Minen in die Höhe gehoben, setzte sich aber ohne sonderliche Beschädigung widerumb an seinen vorigen Ort".

„Heidelberga deleta", wie Boileau es vorgeschlagen hatte, verkündete die Medaille, die in Paris geprägt wurde. So unbedeutend die militärische Leistung war, die Mitwelt sollte eine „action d'éclat" bestaunen.

Mit Entsetzen nahm Deutschland, nahm das Ausland die Kunde auf. Auch in Frankreich zeigte sich Empörung über das Vorgehen des Königs. In den „Soupirs de la France esclave" schreibt ein Franzose: „Die Franzosen galten ehedem für ein ehrenwertes und menschliches Volk, das von Barbarei nichts wissen wollte; aber heute ist für unsere Nachbarn ein Franzose und ein Kannibale ziemlich das gleiche."

*

Mit dem Regierungsantritt des Pfalzgrafen Philipp Wilhelm aus der Neuburger Linie veränderte sich die Konstellation völlig. War die Pfalz mit Friedrich V. in den Vordergrund der deutschen Politik getreten, so trat sie mit den Kurfürsten Philipp Wilhelm und Johann Wilhelm in den Vordergrund der europäischen Politik. Friedrich V. war der Führer der Protestanten im Kampfe gegen das Haus Habsburg, seine Gemahlin eine Stuart, ein Schwager der Kurfürst von Branden-



Prof. Natteo Alberti: Plan der Heidelberger kurfürstlichen Residenz am Neckar in der Ebene nach Mannstein zu

(Sädt. Museum, Düsseldorf) Phot. R. Herbst



Blick zum Schloß

Phot. Max Herzberg

burg. Johann Wilhelm stützt sich auf Kaiser Leopold; seine Gattin ist eine kaiserliche Prinzessin, eine Schwester die Gemahlin des Kaisers; Schwestern auf den Thronen in Spanien und Portugal, andere Schwestern heiraten nach Polen und Parma; Brüder auf den Bischofsstühlen in Breslau, Augsburg, Worms; der eine Hoch- und Deutschmeister. Die Welt der Neuburger ist die katholische Welt.

Von dem stolzen Gefühl, ein Wittelsbacher zu sein, ging Johann Wilhelm darauf aus, seinem Hause einen unvergänglichen Glanz zu verleihen. Kein kühler, nüchterner Rechner, der vorsichtig das Erreichbare abwägt: ein leidenschaftlicher, bald aufflammender, bald niedergeschlagener Gefühlspolitiker. Er war bereit, die bisherige Residenz Düsseldorf zu verlassen und in Heidelberg Hof zu halten, aber Schloß und Stadt mußten würdig werden seiner Ahnen, die der Friedrichsbau verewigte.

Erst nach dem Friedensvertrag von Rijswijk im Jahre 1697 konnte Kurfürst Johann Wilhelm (1690–1716) den Wiederaufbau von Stadt und Schloß und Universität ernstlich betreiben. An alle Wanderlustigen ging die Aufforderung, sich an der Stelle niederzulassen, da einst Heidelberg geblüht hatte. Die Bedingungen waren sehr günstig. Zahlreiche Flüchtlinge kehrten zurück; andere, und nicht gerade die schlechtesten, wurden der alten Heimat untreu, da sie als Reformierte von dem streng katholischen Regiment des Neuburger nichts Gutes erwarteten. Insofern war es günstig, daß zahlreiche Ausländer sich einstellten, angezogen von den großen Privilegien. Ein buntes Völkergemisch, eine starke Blutmischung, die man bei einer Charakteristik der Heidelberger Bevölkerung nie außer acht lassen darf. Aller Herren Länder sind vertreten, England und Irland, die Niederlande, Oberitalien und Frankreich, Ungarn und Böhmen, Mähren und Litauen, besonders aber die Schweiz.

Großartig und prächtig, wie die Zeit es liebte, sollte nach Johann Wilhelms Wünschen die neue Stadt entstehen, mit gradlinigen Straßen und einer neuen Schloßanlage außerhalb der Vorstadt in der Ebene. Wie einst Friedrich V., wie seine Nachfolger, hing auch er Königsträumen nach: Johann Wilhelm, der eine Krone im fernen Osten erstrebte, wollte auch eine königliche Residenz sein eigen nennen. Das Schloß auf dem Jettenbühl trat in den Hintergrund. Die Renaissancebauten sagten dem barocken Empfinden nicht zu. Der Wiener Architekt Abbate Domenico Martinelli und der Oberbaudirektor Graf Matteo Alberti arbeiteten gewaltige, ja phantastische

Pläne aus. Alberti wollte Versailles in Schatten stellen mit seiner Stadt von Palästen! Heidelberg wäre die üppigste und großartigste Residenz im Reiche des fränkisch-rheinischen Barocks geworden.

Der Kurfürst hatte aber nicht mit den Heidelbergern gerechnet. Mit größtem Unwillen vernahmen sie von dem Plan und erschraken über dessen Kosten. Sie setzten ihm hartnäckigen Widerstand entgegen. So sehr Johann Wilhelm zürnte, er mußte sein Projekt aufgeben.

Über der Stadt selbst waltete ein freundlicherer Stern. Wohl entstand sie nicht nach dem Modell, wie der Landesherr es gewollt hatte. Nach wie vor windet sich die Hauptstraße flußartig hindurch, sendet nach beiden Seiten sich schlängelnde Gassen aus. Aber dennoch hat sich das Stadtbild völlig verändert. Die aufgeregt übereinander gehäuften hochgiebligen Häusersilhouetten sind verschwunden. Eine andere Zeit mit anderem Geschmack, mit anderen Zwecken und Zielen ist gekommen. Breit und behaglich sind die Häuser hingelagert. Sie zeigen wenig ornamentalen Schmuck, wohl aber buntgestrichene Verputzfelder unter den Fenstersockeln. Die lustigen Farben erheitern auch in regnerischen Tagen den Sinn. Ruhe strömt von den gebrochenen Dächern aus; in maßvoll geschweiften Linien münden die Türme vom Heiligengeist und von der Providenzkirche ins Himmelblau. Friedlich kommen die Schöpfungen der dem tirolisch-italienischen Barock huldigenden Meister mit dem stadtbeherrschenden gotischen Gotteshaus und dem renaissancefrohen „Ritter" aus: die Heiliggeistkirche erhält ein gebrochenes Dach, ihr Turm einen barocken Helm.

Mit dem Mainzer Adam Breunig erwarb sich der Voralberger Johann Jakob Rischer († 1755) die größten Verdienste um die neue Stadt. War Breunig der größere Architekt und Raumkünstler, so Rischer der originellere und eigenartigere Baumeister. Die Universität und die Kirche der Jesuiten, die auch hier als große Bauherren auftraten, verkünden den Ruhm Breunigs. Rischer schuf das wuchtige Hospital St. Anna in der Plöck.

Das neue Rathaus auf dem Markte erbaute der Niederländer Flemal, der sich an Palladios Werken geschult haben mochte. Gar manches aus jenen alten Zeiten ist verschwunden oder hat durch moderne Umbauten sein ursprüngliches Wesen eingebüßt. Wer aber die Verkehrsstraßen verläßt und in den lauschigen, stillgewordenen Gassen herumschlendert, wo behäbige Bürger und ansehnliche Beamten gar behaglich wohnten, der stößt auf so manche Spuren der dahingeschwundenen Tage. Welch prächtiges Palazzo erbaute sich Rischer im engen Gassengewirr! Leuchtendes Grün und blühender Blumenzauber breiten über verfallende Barockpracht tröstend die Hände. Da grüßt ein derber Fratzenkopf, da schimmert ein Wappen, lockt eine Hausmarke oder ein Zunftzeichen. Ein lustiger Putto trägt im Garten den Wappenschild; in einer Hausnische hält ein Heiliger treu die Wacht, am liebsten die Himmelskönigin selbst. Peter von den Branden ist der Meister des Marienbildes auf dem Kornmarkt, des schönsten und edelsten unter den noch erhaltenen. Liebliche Putten tragen über Wolken die Weltkugel, auf der die Immaculta schwebt. Liebreich und zart hält sie das göttliche Kind, jauchzend, voll glücklichen Stolzes, daß der Böse besiegt zu ihren Füßen liegt.

Als Johann Wilhelm im Jahre 1716 starb, war die neue Barockstadt im wesentlichen geschaffen. So begeistert er im bergischen Lande gepriesen wurde und als Jan Wellem sich noch heute der größten Volkstümlichkeit erfreute, die Pfälzer weinten ihm nicht viele Tränen nach. Sein Bruder und Nachfolger Karl Philipp (1716–1742) zeigte zunächst der Neckarstadt großes Interesse. Der Schloßgarten wurde hergerichtet, auch das „Große Faß" ausgebessert. Zu dessen „Ritter und Kammerherrn" ernannte der Kurfürst seinen Hofnarren, den Welschtiroler Clemens, dem seine unabläßige Frage „per che no" den heute noch so volkstümlichen Spitznamen Perkeo

eintrug. Das alles war nur ein leiser Auftakt. Karl Philipp wollte gleichfalls einen großartigen Schloßbau aufführen. Die alten Risse des Abbate Martinelli wurden aus den Archiven herausgeholt. Im Stückgarten sollte ein prachtvoller Barockpalast mit großer Säulenordnung und hoher, figurengeschmückter Attika erstehen und rückwärts mit den alten Renaissancepalästen verbunden werden. Von der Märzgasse sollte über große Bogen eine prächtige, mit Bildwerken und Brunnen geschmückte strada montana allmählich heraufführen. In der Stadt selbst war ein gewaltiges Verwaltungsgebäude für die Ministerien geplant als wirkungsvoller Abschluß des Universitätsplatzes nach dem Klingenteich hin.

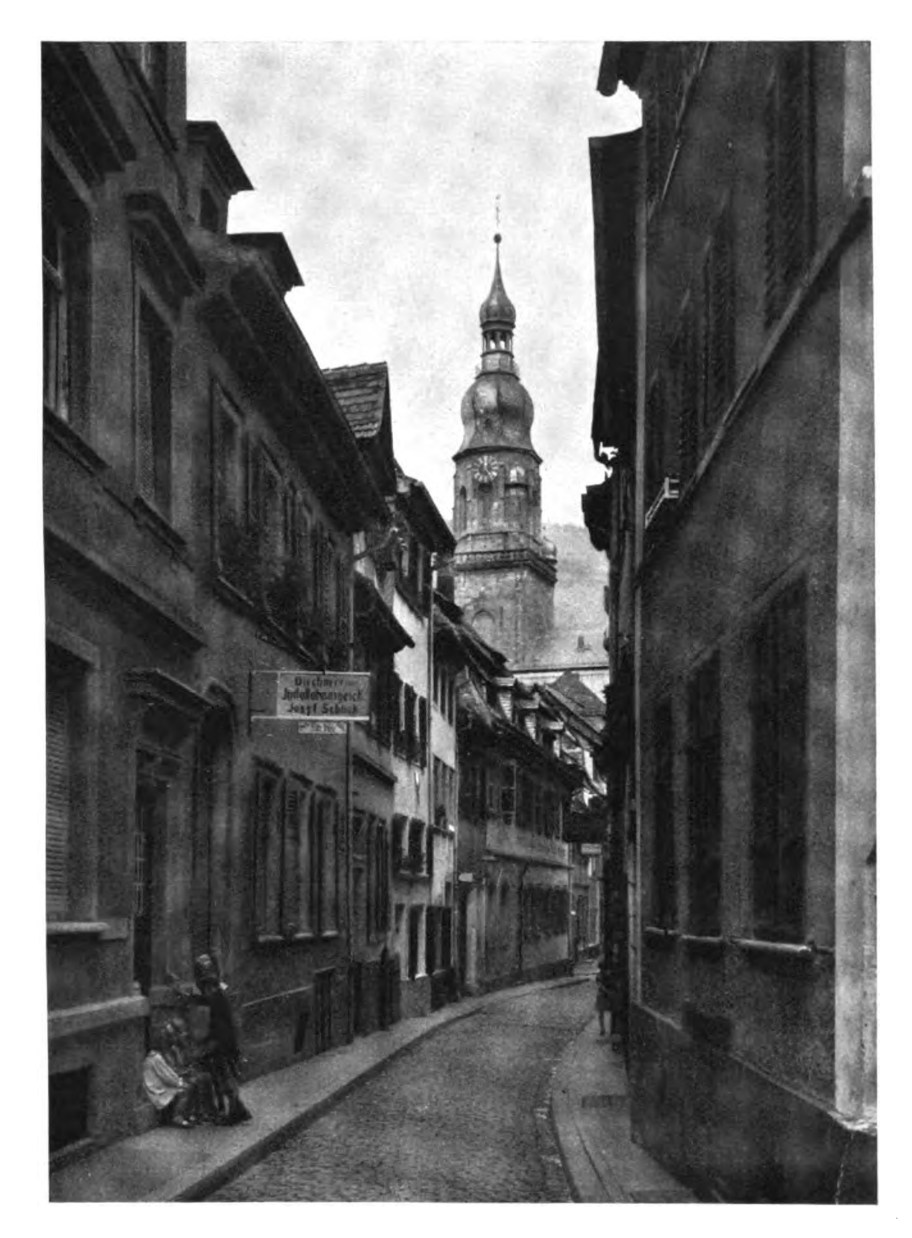
Gewaltige Bauten, deren Wirkung man sich doch nicht so leicht vorstellen kann. Wäre es gelungen, die strada montana dem eigentlichen Landschaftsbilde organisch einzugliedern? Gewaltige Pläne, die Tausenden von Menschen das tägliche Brot verschafft, Kunst und Künstlern die schönste Anregung gegeben hätten. Es ist nicht richtig, in diesen Bauunternehmungen nur tyrannische Fronarbeit zu sehen, die der selbstherrliche Fürst den seufzenden Untertanen aufzwang; ganz abgesehen von den künstlerischen Leistungen sind es wohlüberlegte wirtschaftliche Maßnahmen, die einen Teil des ökonomischen Systems jener Zeiten bilden.

Noch einmal bot sich Heidelberg Gelegenheit, eine der berühmtesten Barockresidenzen zu werden, die getrost neben die Schönbornschlösser treten konnte!

Auch Karl Philipps Wünsche wurden nicht erfüllt. Die Pläne verschwanden in dem Streit um die Heiliggeistkirche. Der Kurfürst wollte die Hof- und Begräbniskirche seiner Vorfahren ungeteilt den Katholiken einräumen, die Bürgerschaft aber verlangte auch fernerhin eine Hälfte für die Reformierten. Der leidenschaftlich geführte Kampf zog weite Kreise, Kaiser und Reichstag mengten sich ein. Aufs äußerste erbittert, entzog Karl Philipp schließlich den Heidelbergern seine Huld und entschloß sich, Mannheim als Residenz zu nehmen und sich dort ein großartiges Schloß nach seinen Wünschen zu bauen. Der Kurfürst drohte, Heidelberg so zu behandeln, daß es bald einem Dorfe gleichen und Gras vor den Häusern wachsen würde. Heidelberg sank zu einem Landstädtchen herab, das wohl noch einzelne schöne Bauten erhielt, aber den Fortgang aller bedeutenden Künstler bitter büßen mußte.

Fünfhundert Jahre hatte der erste Fürst des Deutschen Reiches in Heidelberg seinen Sitz gehabt, seit jenem Jahre 1225, da die Wittelsbacher Heidelberg als bischöflich Wormsisches Lehen erwarben und damit den Schwerpunkt der pfalzgräflichen Regierung vom Rhein an den Neckar verlegten. Fünfhundert Jahre bedeuten nichts in der Geschichte der Menschheit, bedeuten aber etwas in der deutschen Geschichte: Tausend Jahre hat das Kaisertum bestanden.

Unter Karl Philipps Nachfolger Karl Theodor (1742 – 1789) aus der Sulzbachschen Linie winkten Stadt und Schloß noch einmal bessere Zeiten. Industrielle Unternehmungen sollten Stadt und Land den alten Wohlstand wieder verschaffen. Der Kurfürst gedachte in der Residenz seiner Ahnen häufiger Aufenthalt zu nehmen. In der Stadt waren wieder bedeutende Künstler am Werke. Francesco Raballiati, ein Schüler des Galli Bibiena, gab der Jesuitenkirche eine prunkvolle Fassade, die das Stadtbild wirkungsvoll beeinflußte. Das Karlstor, das die Stadtväter durch Nikolaus de Pigage „als ewiges Denkmal dem besten Fürsten" setzen ließen, verherrlichte Karl Theodor, wie auch die „Alte Brücke", die über den Neckar geschlagen werden mußte, als die nach der Zerstörung erbaute ein Opfer des Eisgangs geworden war. Der Heilige Nepomuk, der diese geziert hatte, mußte den Standbildern des Kurfürsten und der Pallas Athene weichen.



Alte Gasse

Photogo Heidelberg

Wie der Vogel des Walds über die Gipfel fliegt,
Schwingt sich über den Strom, wo er vorbei dir glänzt,
Leicht und kräftig die Brücke,
Die von Wagen und Menschen tönt.

Auch für das Schloß zeigte Karl Theodor eine große Vorliebe. Zunächst stiftete der lebenslustige Herr ein neues Faß, das größte, welches Heidelberg bis dahin gesehen hatte. Andere bedeutsamere Schöpfungen sollten folgen; da machte ein furchtbares Unwetter alles zunichte. Am 24. Juni 1764 „fiel in der Nacht ein Wetterstrahl in den äußeren Schloßturm zu Heidelberg, und in Zeit von zwanzig Minuten stand die prächtige Wohnung der ersten Kurfürsten von der Pfalz in vollem Brande". Damals ward das Schloß endgültig zur Ruine, schutzlos und verächtlich überlassen dem Raubbau. Gewölbe wurden eingerissen, Quadern und Eisenteile holte sich wer wollte. Der „Hortus Palatinus" verlor seine Skulpturen und wurde als Gemüsegarten benutzt. Einem ruhmlosen Untergange schien der altehrwürdige Palast der Wittelsbacher geweiht.

*

Düster und ernst ging in den Stürmen der französischen Revolution die Regierung Karl Theodors zu Ende. Nur wenige Jahre verwaltete Maximilian Josef von Pfalz-Baiern (1799 bis 1802) sein Erbe. Voll banger Sorgen und quälender Fragen begann für Heidelberg das neue Jahrhundert. Hatte die Stadt unter den Revolutionsunruhen auch nicht so zu leiden wie andere Ortschaften der Pfalz, so blieben ihr doch die kriegerischen Wirren nicht völlig erspart. So beliebt Karl Theodor gewesen war, seine Regierung hatte nicht den Aufschwung gebracht, den die Bürgerschaft so dringend ersehnt hatte. Mit den größten Hoffnungen sah sie dem neuen Landesherrn entgegen, als im Jahre 1803 Heidelberg an Baden kam.

Zu den schwierigen Aufgaben, vor die Karl Friedrich bei der Gründung des neuen Badens gestellt wurde, gehört die Reorganisation der Universität, die schon Johann Wilhelm und Maximilian Josef zu heben gesucht hatten. Unter die Vorherrschaft von Ordensgeistlichen geraten, hatte eine freie und unbefangene Wissenschaft sich nicht entwickeln können. Unter den Laien-Dozenten wucherte üppig die Unsitte des Erbprofessorentums: bereits in der Wiege konnte eine Heidelberger Professur erworben werden. Zu dem geistigen Niedergang kam der materielle, seitdem infolge der französischen Besetzung die Einnahmen aus der linksrheinischen Pfalz in Fortfall kamen.

Eine Reform an Haupt und Gliedern war unbedingt notwendig. Der Fürst hatte das Glück, in dem hochverdienten Staatsmann Freiherrn Sigmund von Reitzenstein einen vorzüglichen Berater zu finden. Die Universität erhielt eine neue Verfassung, die Bibliothek eine Neuordnung. Hervorragende Gelehrte wurden berufen, akademische Buchhandlungen eingerichtet. Bald kamen von allen Seiten Studenten; Heidelberg wurde ein Sammelplatz der deutschen Jugend. „Heidelberg mit seinen andern Umgebungen ist ein Elysium, und wäre Mahamed hierher gekommen, er würde seinen Frauen und seinen Religionsanhängern kein anderes Paradies verheißen haben", jubelt ein lustiger Sohn der roten Erde.

Aus der pfälzischen Landesschule, die als kirchliche Anstalt begonnen hatte, entwickelte sich eine deutsche Hochschule. Mit Recht nennt sie sich nach ihrem Stifter Ruprecht und nach ihrem Erneuerer Karl Friedrich: Ruperto-Carola.

Für das geistige Leben war es sehr wichtig, daß die Romantiker sich eine Zeitlang in Heidelberg niederließen. Zum drittenmal bildete sich ein Kreis gleichgesinnter Männer. Clemens Brentano, Achim von Arnim und ihre Gefährten waren sich einig in dem Wunsche, die altdeutsche Dichtkunst

zu erneuern, aber auch einig in dem leidenschaftlichen Drang, das Vaterland aus seinen Nöten zu erretten und ihr Volk durch den Hinweis auf seine Vergangenheit aus stumpfer Gleichgültigkeit zu reißen. Wo sonst konnten sie besser Aufenthalt nehmen als in Heidelberg, wo die Burg hängt geheimnisvoll „wie ein Gespenst des Mittelalters, aber überwuchert von üppigster Vegetation der finstersten Gegenwart"? Der Glanz stolzer Tage trat vor ihre Augen, aber auch die Schrecken der Franzosenzeit stiegen vor ihnen empor.

War das Heidelberger Schloß im 18. Jahrhundert lange Zeit über Mannheim und Schwetzingen vergessen worden, so fesselte es allmählich wieder die Aufmerksamkeit der Reisenden und Gelehrten, der Dichter und Künstler. Eine Gemeinde bildete sich in aller Stille, die Ehrfurcht hatte vor der Vergangenheit, wenn sie auch in Schutt und Trümmern lag. Die toten Steine wurden wieder lebendig; eifrig bemühte man sich ihrer Sprache zu lauschen. Es regte sich der Sinn für die einzigartige Naturschönheit der Ruine.

Goethe kam wiederholt in die Neckarstadt. Klassisch, wie sein Geist gerichtet war, empfand er gerade das Klassische ihrer Linien besonders stark. Bei seinem letzten Aufenthalt, als er im Boisseréeschen „Zaubersaal" sich in die altdeutschen Meister vertiefte, traf er in Heidelberg mit Marianne Willemer zusammen. Hatem und Suleika hielten ihr unsterbliches Zwiegespräch.

Voller Dankbarkeit dichtete Hölderlin die wundervollen Verse:

Lange lieb' ich dich schon, möchte dich, mir zur Lust,
Mutter nennen und dir schenken ein kunstlos Lied,
Du, der Vaterlandsstädte
Ländlich schönste, so viel ich sah.

*

Nach der napoleonischen Zeit widmete sich auch Heidelberg den neuen Aufgaben. Universität und Stadt nahmen teil an Deutschlands gewaltigem Aufschwung. Heidelberg fällt eine Führerrolle in der Einheitsbewegung zu. Das Schloß, wenn auch nicht mehr Residenz, übt eine eigentümliche Macht aus. Ein Gemeingut aller Deutschen geworden, lebt und wirkt es weiter fort, erinnernd, mahnend, auffordernd zu mannhaften Taten.

Und von des Schlosses Zinnen überm Fluß,
Die wie aus andrer Zeit herüberragen,
Spricht abendlich der Burggeist seinen Gruß,
Die Stadt gesegnend seit viel hundert Jahren
Und Schiff und Schiffer, die vorüberfahren.

Die Neubevölkerung der Stadt Heidelberg nach ihrer Zerstörung

Von Karl Lohmeyer.

Als der Ruf des Kurfürsten Johann Wilhelm von der Pfalz zur Neubesiedelung Heidelbergs unter Verheißung großer Freiheiten und Vorrechte erging, leistete dem ein buntes Völkergemisch aus aller Welt Folge, und es waren fast weniger die alten Pfälzer, wenigstens die aus den vornehmen und kulturtragenden, zumeist reformierten Geschlechtern, die wiederkamen, sondern Neubesiedeler, eben aus allen Himmelsrichtungen, wobei besonders die große Zahl der bautüchtigen Alpenvölker auffält, die aus der Schweiz, aus Tirol und aus Oberitalien eintrafen, um sich die verheißenen Vorteile zunutze zu machen oder ihren Anteil am Wiederaufbau einer der glänzendsten Residenzen, an die man damals noch allgemein dachte, zu nehmen.

Einer der Hauptmeister des Wiederaufbaues neben Adam Breunig, der von Mainz stammte, war so der Architekt Johann Jakob Rischer, der aus Schwarzenberg im Bregenzer Wald ins Land gezogen war. Das beim Aufbau des Rathauses beteiligte Maurermeistergeschlecht der Laub kam aus Redtenbach im Allgäu, der ausschmückende Meister dieses Bauwerks und des Herkulesbrunnens davor, der Bildhauer Heinrich Charrasky gar aus Ungarn, und sein Kollege Peter van den Branden, der die üppige Madonna auf dem Kornmarkt und viele wildbewegte Eckheiligenstatuen der Neckarstadt schuf, war über Düsseldorf, wo er die Schule des berühmten Gabriel Grupello durchgemacht hatte, aus den Niederlanden, vermutlich aus der Lütticher Gegend, ins Land gekommen. – Der Steinhauer Johann Alleman war aus Niedau im Berner Gebiet, der Zimmermann Hans Heinrich Laubscher hatte aus Mett im Schweizerland, der Steinhauer Abraham Jacot aus Neuchâtel seinen Weg in die Pfalz gefunden, woher auch sein Kollege Jean Montando stammte, und der Steinhauer Philipp Guckeysen war von Wittlich aus dem Kurtrierer Land und gehörte einer an Rhein und Mosel weithin bekannten Bauhandwerkerfamilie an. Aus „Rüschligkon am Züricher See" traf der Zimmermann Jakob Rellstab ein, aus Wien der Maurer Hans Leonhard Wolfgang Beringer, aus Ostheim im Würzburger Gebiet der Steinhauer Niklas Brunnquell, und dessen Genossen Johann Tautkiewick hatte gar das ferne Littauen geliefert, und den Schreiner Johann Intz „Lieberbutt in England". Von später sehr, besonders in Mannheim, aber auch weit in den rheinischen Landen, hervorgetretenen Bauunternehmergeschlechtern kamen die Prior aus Kempten im Allgäu, die Naus aus Wengle in Tirol, und der alte zierliche italienische Lustgarten der Bischöfe von Salzburg, Hellbrunn, gab gar einen Gärtner in Paulus Kregler zur Verschönerung des neuen Aufbaues der alten pfälzischen Residenz her. –

So wirkten die Macht, das Ansehen und der sprichwörtlich gewordene Kunstsinn der Pfalzgrafen, um aus aller Welt die künstlerischen Kräfte magnetisch zusammenzuziehen, besonders in der frühen Zeit, als man noch Großes von dem neuen Heidelberg erwartete, dessen Wiedererstehung eben unter einem solchen bau- und kunstbegeisterten Pfalzgrafen vor sich gehen sollte, wie es nun



einmal Johann Wilhelm war, eben einer der Wittelsbacher, der im Leben und Tod die Phantasie des Volkes beschäftigt hat. —

Zur Kunst und zum Handwerk trat der Handel hinzu, und da mag es von Interesse sein, zu erfahren, daß hier eben gerade oberitalienische Familien zeitweise die Führenden waren, die Brentano, die Fantina, Sciacolucca, Parravicini, Primavesi, Agudi und andere. Zwei verdiente Kaufmannsgeschlechter bildeten sich aus alten Gasthalterfamilien, die Landfried und die Bassermann, die einander als solche im goldenen Herz und in der goldenen Sonne sich in der Heidelberger Hauptstraße gegenübergewohnt haben. —

Die Brentano waren in verschiedenen Linien ins Land gezogen. Sie kamen alle vom Comersee, und gerade auch der Zweig von Tremezzo, aus dem dann Clemens Brentano erwuchs und für Heidelberg wichtig wurde, war darunter, wie denn einige dieser Familien aus den Alpenländern, die mit manchen ihrer Vertreter der Geschichte angehören und von denen später wieder Angehörige in der Neckarstadt eine Rolle spielten, damals schon in der ersten Zeit der Neubesiedelung mit dabei waren. Hier sei auch an Gottfried Keller erinnert, denn unter den Schweizern dieser Art war auch damals schon ein Keller aus Zürich, ein Zollikofer aus St. Gallen und auch die Burkard aus Basel, die Droz aus Vallengin waren vertreten. —

Gegen all dies bunte Gemisch, in das sich Franzosen, Engländer, Irländer, Niederländer, Böhmen, Littauer, Ungarn und Einwohner aus Mähren mischten, wie denn von dem damals noch großen heiligen römischen Reich deutscher Nation kaum ein Land in all seiner bunten Zusammensetzung überhaupt fehlte, das nicht sein Scherflein zum Wiederaufbau des zerstörten Heidelbergs abgab, war aber in den Kreisen der alten einheimischen und wiedergekommenen einfachen Familien eine deutliche Abwehr vorhanden, wenn auch gerade diese Ausländer die neue Bürgerschaft lebendig, farbig und ungewöhnlich gestaltet haben, wenn es dabei auch nicht ohne Reibungen abgegangen ist und abgehen konnte.

Das scheint besonders bei den uralten Fischerfamilien der Fall gewesen zu sein, wobei auch deren reformierte Religion ihren Anteil hat, eben an einer gewissen Abneigung gegen das neue katholische Landesherrnhaus und ein neues von ihm begünstigtes Ansiedeln derselben Religionsgenossen.

Das klingt aus der Art deutlich durch, wie diese alten pfälzischen Stämme der Clormann, Rohrmann, Fries, Überle, Hermann, Hormuth, Botz, Pfenner, Stein, Esel oft geschlossen in ihrem jungen bürgerfähigen Nachwuchs aufs Rathaus ziehen, um sich an ein und demselben Tag als neue Bürger aufnehmen zu lassen, sie, natürlich ihres alten Rechts halber, ohne Zahlung von Bürgergeld, das im allgemeinen 5 Fl. je für Mann und Frau betrug, die eben nicht Bürgerkinder waren. — Auch in ihren Heiraten blieben sie darnach noch durchaus in ihrem Stand, konservativ eben durch Religion und uralte Herkunft an der Tradition haftend und sich sonst hauptsächlich noch etwa mit alten einheimischen Weingärtner- und Schifferfamilien verbindend. Und so haben gerade sie das wichtigste Moment zum Einmischen alten Pfälzer Blutes abgegeben, wenn ihnen auch in den wichtigen Verwaltungsämtern der Stadt die Fremden den Rang abgelaufen hatten, auf die sie doch wieder als Hergelaufene herabsahen. — Die eheliche Geburt und Freiheit von der Leibeigenschaft waren die Vorbedingungen zur Bürgeraufnahme, Zunftbriefe für das Erlernen einer Meisterschaft im Handwerk kamen wohl auch dazu, und zur Beschaffung der beiden ersteren wichtigen Urkunden mußte oft längere Zeit gewährt werden, je

nach der Entfernung des Geburtsortes, und doch kamen auch hier mancherlei Fälschungen vor, da es oft sich auch wohl um Ansiedler gehandelt haben mag, die zu Hause und anderswo auf den Wanderschaften etwas ausgefressen haben mochten.

Schon hörten wir von Clemens Brentano, der einer dieser Linien seines Geschlechts vom Comersee entwuchs, die schon früh nach Heidelberg kam. – Er ist so einer der späten Nachkommen dieser Ausländer geworden, der den Dank für die gastliche Aufnahme seiner Ahnen am Neckar abgestattet hat. Und noch einer ist hier aus den Reihen dieser doch für Heidelberg so wichtig gewordenen Südländer hervorgegangen, die als erste nun einmal die Beziehung der klassischen weichgeschwungenen Berglinien mit dem üppigen und fremdartigen Baumbestand zu ihrem sonnigen Heimatland erkannt haben. – Das war Georg Primavesi, in Heidelberg selbst als Sohn des Handelsmannes Primavesi und seiner Gattin, einer geborenen Agudi, geboren. – Hat er doch als erster, in einer Zeit, in der die Wogen der Romantik hoch aufzuschlagen begannen, ganze Serien Heidelberger Landschaftsblätter in Kupfer gestochen und hier eben allen voran den Hauptwert auf „die merkwürdige und für Deutschland fast fremdartige Regelmäßigkeit und Klassizität des Aufbaues" gelegt und damit wirklich „mahlerische" Ansichten, wie er es im Gegensatz zu dem bisher bestehenden ausdrückt, geschaffen. So hat dieser schon in Heidelberg geborene Italiener als erster dessen Landschaft romantisch erschaut und sie von der Vedute erlöst. –

Grundlage der Verwaltungsorganisation der Stadt und allgemeine Entwicklung in den letzten Jahrzehnten

Von Oberbürgermeister Dr. Walz.

I.

1. Geschichtliche Entwicklung.

Die Grundlage der Verwaltungsorganisation beruht heute noch, wenn auch die Gesetzgebung inzwischen Vieles geändert hat, auf der schon vor bald hundert Jahren vorgenommenen, umfassenden Neugestaltung des badischen Gemeinderechts, auf der Gemeindeordnung vom 31. Januar 1831. Damals wurde der Gemeindeverfassung ein eigenartiges Gepräge gegeben, das, wenn auch inzwischen viel anders ausgestaltet und wenn auch in der Neuzeit im Jahre 1921 das Gemeinderecht einer neuen Kodifikation unterzogen wurde, in der Gegenwart noch deutlich erkennbar ist.

Führung der gesamten Verwaltung durch ein kollegiales Organ (Gemeinderat, jetzt Stadtrat genannt) mit dem Oberbürgermeister als Vorsitzenden, daneben in einzelnen bestimmten, wichtigen Fällen Mitwirkung der Bürgerschaft, die in den größeren Gemeinden durch einen Ausschuß vertreten wird, in dem auch die Mitglieder des Gemeinderats Sitz und Stimme haben und dessen Vorsitz der Oberbürgermeister führt. Die Tätigkeit des weiteren Organs ist auf das Recht der Zustimmung oder Ablehnung der an es gerichteten Anträge der Gemeindeverwaltung beschränkt. Das weitere Organ besitzt zudem das Recht, die Durchführung der unter seiner Mitwirkung gefaßten Beschlüsse zu überwachen.

Die persönliche Grundlage der Gemeindeorganisation bildete noch über 40 Jahre, seit dem Erlaß der alten Gemeindeordnung, hinaus die enggeschlossene Bürgergemeinde, deren Mitgliedschaft nur durch Abstammung oder besondere Bürgerannahme erworben werden konnte. Erst im Jahre 1874 wurde mit diesem System gebrochen, und für die größeren Städte der Grundsatz der Einwohnergemeinde angenommen. In der Folge wurde die für diese Städte geltende Sondervorschrift mit dem im übrigen fast unveränderten Texte der Gemeindeordnung als besondere Städteordnung publiziert. Dieser Zustand blieb dann noch, von einzelnen Änderungen abgesehen, bis zum Jahre 1921 erhalten, obwohl inzwischen der Grundsatz der Einwohnergemeinde auch in den übrigen Gemeinden allmählich zur Durchführung gekommen war.

Das Gemeindegesetz vom 5. Oktober 1921 schuf dann wieder eine für alle Gemeinden gleichmäßig geltende Ordnung, indem es der Eigenart der Städte durch in das Gesetz selbst aufgenommene Einzelbestimmungen Rechnung trug.

2. Heutiger Rechtszustand.

Nach § 18 der Gemeindeordnung kommt die Vertretung der Gemeinde und ihre Verwaltung dem Stadtrat zu.

Der Stadtrat besteht in Heidelberg aus dem Oberbürgermeister als dem Vorsitzenden und den zwei stellvertretenden Bürgermeistern und 18 ehrenamtlich tätigen Stadträten.



Die Mitglieder des Stadtrates werden durch den (später zu besprechenden) Bürgerausschuß gewählt; die Bürgermeister auf 9 Jahre, die ehrenamtlichen Mitglieder auf 4 Jahre.

Die Verhältnisse der Bürgermeister, die Besoldung erhalten, sind in finanzieller Hinsicht nach der Vorschrift des Gesetzes durch besondere Verträge geregelt, die vor Annahme der Wahl abgeschlossen sein müssen. Die staatliche Bestätigung der Bürgermeister ist in Baden schon seit dem Jahre 1870 beseitigt. Die ehrenamtlich tätigen Stadträte erhalten eine gewisse Aufwandsentschädigung (60 RM. im Monat).

Die Zuständigkeit des Stadtrates erstreckt sich grundsätzlich auf alle Angelegenheiten der Gemeinde. Der Stadtrat ist nicht nur vollziehendes, sondern auch beschließendes Organ. Er unterscheidet sich dadurch vom norddeutschen Magistrat, wie von den Stadtverordneten Preußens, und erinnert an den Gemeinderat, bzw. Stadtrat der neuen bayerischen und württembergischen Gemeindeordnung, nur verhandelt er nicht öffentlich wie diese. Der Oberbürgermeister ist ihm gegenüber nicht übergeordnet, er führt neben dem Vorsitz nur e i n e Stimme, als primus inter pares, allerdings mit dem Recht des Stichentscheides. Selbstverständlich ist die Ausführung der Stadtratsbeschlüsse, da wo eine Einzelperson handeln muß, in seine Hand gelegt. Er kann aber die Stadt nach Außen nur vertreten innerhalb der ihm vom Stadtrat gezogenen Grenzen (§ 18, § 42, Abs. 1 G. O.). Eine Ausnahme, wo der Oberbürgermeister allein durch seine Handlung die Gemeinde verpflichten kann, gilt nur für die Erledigung der einfacheren Geschäfte der laufenden Verwaltung, die in Anwendung bestimmter gesetzlicher oder gemeinderechtlicher Vorschriften sich wiederkehrend ergeben, und für dringende Geschäfte, deren Erledigung nicht bis zur Einberufung einer Stadtratssitzung verzögert werden darf. Außerdem kann der Stadtrat die Verwaltung bestimmter Anstalten oder Einrichtungen unter Aufsicht des Oberbürgermeisters einem Gemeindebeamten übertragen.

Zur Vorbereitung der Beschlüsse des Stadtrats und zur Erleichterung seiner Tätigkeit auf einzelnen Verwaltungsgebieten besteht eine größere Zahl von beratenden Ausschüssen, so für die Finanzen, städt. Werke, für die Vorbehandlung der baulichen Angelegenheiten, für die Stadterweiterung, für Theater, Musik, Schlachthof, Landwirtschaft, Sportwesen, deren Vorsitz in der Regel dem Oberbürgermeister oder einem Bürgermeister übertragen ist. Einzelne Ausschüsse, so derjenige für das Fürsorgewesen, der Jugendamtsausschuß sowie die Angelegenheiten der Volksschule, nehmen die Stellung beschließender Ausschüsse ein, d. h., sie können auf den ihnen zugewiesenen Gebieten selbständige Entscheidungen treffen, vorbehaltlich des Beschwerderechtes an den Stadtrat. Für diese beschließenden Ausschüsse ist die Mitgliedschaft gewisser außerhalb der Gemeindeverwaltung stehender Personen gesetzlich vorgeschrieben. Im übrigen werden die Mitglieder der Ausschüsse durch den Stadtrat und den (später noch zu besprechenden) Stadtverordneten-Vorstand berufen.

Eine Einschränkung erfährt die Zuständigkeit des Stadtrates durch das Bestehen des Bürgerausschusses, dessen Zustimmung der Stadtrat in einer Reihe von Fällen bedarf, wenn er seine Beschlüsse zur Ausführung bringen will.

Der Bürgerausschuß, bis zum Jahre 1871 der große Ausschuß genannt, neben dem bis dahin bestehenden kleinen Ausschuß, soll nach Absicht des Gesetzgebers die Versammlung der Gemeindemitglieder vertreten, als verkürzte Gemeindeversammlung, die in ihrer ursprünglichen Form nur noch in den kleinen Gemeinden vorkommt; deshalb haben im Bürgerausschuß alle gewählten Gemeindevertreter Sitz und Stimme, nicht nur die speziell für diesen Ausschuß gewählten Personen, die Stadtverordneten, die nach dem System der Proportionalwahl mit gebundenen Listen gewählt

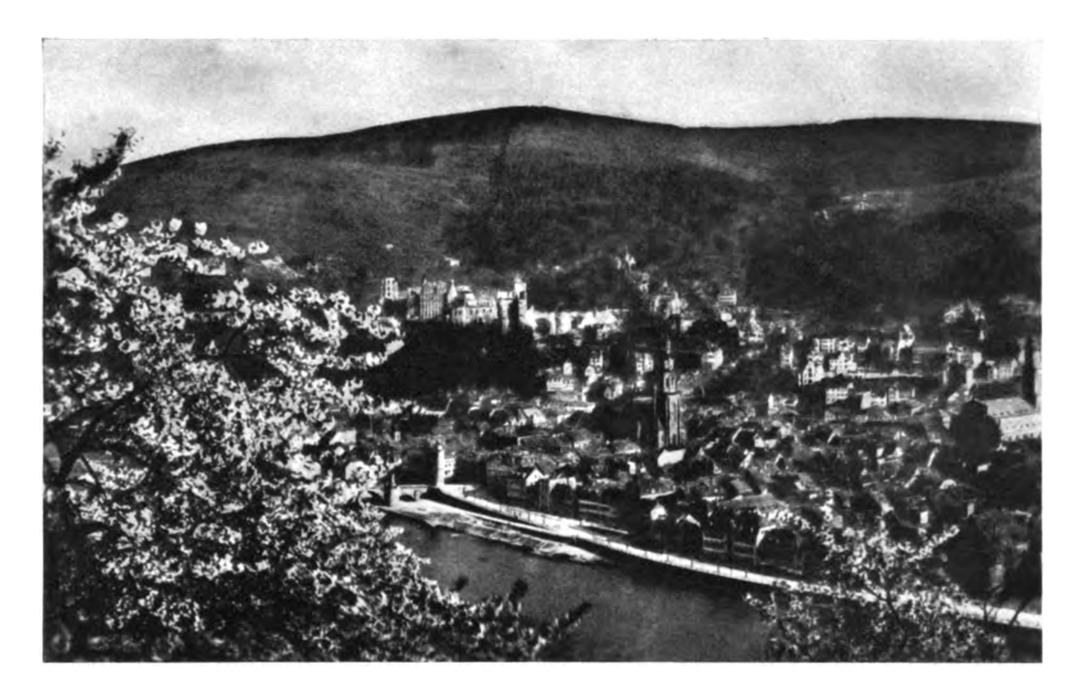
werden (in Heidelberg 84), sondern auch die Stadtratsmitglieder. Den Vorsitz im Bürgerausschuß führt der Oberbürgermeister.

Die Amtsdauer des Bürgerausschusses beträgt wie die der Gemeinderäte, vier Jahre. Nach dem älteren Rechte war eine vorherige Auflösung ausgeschlossen. Die neue Gemeindeordnung von 1921 (§ 77) läßt eine solche im Wege der Volksabstimmung zu, wenn ein Drittel der Wahlberechtigten dies verlangt, oder wenn das Ministerium des Innern eine Volksabstimmung anordnet. Die besoldeten Stadtratsmitglieder werden durch eine Auflösung des Bürgerausschusses in ihrer Amtsstellung nicht berührt.

Die Fälle, in denen der Bürgerausschuß mitzusprechen hat, sind im Gesetz (§ 65) genau aufgezeichnet. Seine Tätigkeit erschöpft sich rechtlich in der Beantwortung der vom Stadtrat gestellten Frage, ob einem bestimmten Stadtratsbeschluß die Zustimmung zu erteilen sei oder nicht. Die Vermutung spricht gegen die Zuständigkeit des Bürgerausschusses. Er unterscheidet sich deshalb auch wesentlich von der Stadtverordnetenversammlung der preuß. Städteordnungen, wenn auch zur Vorbereitung der einzelnen Beschlußfassungen innerhalb des Bürgerausschusses ein von den Stadtverordneten allein zu wählendes besonderes Organ, der Stadtverordneten-Vorstand, bestellt ist, mit einem Obmann an der Spitze. Die als Stadtverordnete fungierenden Mitglieder des Bürgerausschusses sind dadurch nicht etwa zu einem besonderen Kollegium zusammengefaßt. Als Kollegium kommt allein der gesamte Bürgerausschuß in Betracht. Der Bürgerausschuß kann auch als solcher nicht nach Außen auftreten, die Vertretung der Stadt obliegt allein dem Stadtrat und Oberbürgermeister. In seinen Beratungen, die öffentlich stattfinden, ist der Bürgerausschuß an die vom Stadtrat aufgestellte Tagesordnung gebunden. Ein Initiativrecht kommt dem Bürgerausschuß grundsätzlich nicht zu. Nach der neuen Gemeindeordnung kann jedoch der Stadtverordneten-Vorstand, und auf Antrag von mindestens 3 Stadtverordneten muß er das tun, Anfragen an den Stadtrat richten oder zum Aufgabenkreis der Gemeinde gehörende Anträge an den Stadtrat verweisen. Über die Antwort des Stadtrates auf die Anfragen findet eine Diskussion nicht statt; über die Beantwortung der Anträge ist, wenn dies von einem Drittel der Stadtverordneten verlangt wird, eine Aussprache und Meinungsäußerung herbeizuführen, an der die Stadtverordneten allein mitzuwirken haben (§ 64 G. O.), die aber r e c h t l i c h ohne Bedeutung ist. Der Bürgerausschuß ist dem Stadtrat nicht vorgesetzt. Er kann ihn in seinem Tun wohl aufhalten, aber er vermag nicht ihn zum Vorgehen in einer bestimmten Richtung zu zwingen. Der Stadtrat ist selbst dann, wenn er einen bestimmten Antrag an den Bürgerausschuß gestellt hat, und der Bürgerausschuß dem zustimmt, nicht verpflichtet, seinen Beschluß auszuführen (§ 66 G. O.).

Trotzdem ist die Bedeutung des Bürgerausschusses im Leben der Gemeindeverwaltung keine geringe. Die Fälle, in denen er zur Mitwirkung berufen ist (§ 65 G. O.), umfassen so ziemlich alle wichtigen Vorgänge im Gemeindeleben, besonders auch die Genehmigung des Gemeindevoranschlages, der Rechnungsabhör und der Anleiheaufnahmen, sowie den Erlaß aller Ortsstatute.

Der Bürgerausschuß hat weiter im Stadtverordnetenvorstand ein Kontrollorgan, das darüber zu wachen hat, daß sich die Ausführung der vom Bürgerausschuß genehmigten Beschlüsse durch den Stadtrat innerhalb der Grenzen der erteilten Vollmacht bewegt (§ 63 G. O.). Er kann ferner verlangen, daß einzelne Anträge des Stadtrates vor ihrer Verbescheidung einem besonderen Ausschuß zur Beratung überwiesen werden, der aus Stadträten und Stadtverordneten zu bilden ist (§ 62 G. O.). Endlich ist der Bürgerausschuß das Organ, das die Stadträte und Bürgermeister zu wählen hat.



Heidelberg vom Philosophenweg gesehen. Zur Blütezeit

Phot. Edm. von König

Die Verhandlungen des Bürgerausschusses sind deshalb von besonderer Bedeutung, weil sie grundsätzlich vor der Öffentlichkeit erfolgen und somit Gelegenheit gegeben ist, die Verwaltung des Stadtrates einer öffentlichen Kritik zu unterziehen, von welchem Recht reichlich Gebrauch gemacht wird, da sich die Mitglieder des Bürgerausschusses in zahlreiche Parteien oder Gruppen spalten. Die Tatsache, daß ein so großes Kollegium nach öffentlicher Beratung einem Stadtratsbeschluß zugestimmt hat, verleiht diesem in den Kreisen der Bevölkerung einen besonderen Nachdruck, und insofern ist die vorhandene eigenartige Einrichtung, die auch bei der letzten Revision der Gemeindesatzung beibehalten wurde, zu begrüßen. Andererseits haben die Verhandlungen des Bürgerausschusses sehr viel von ihrer früheren Bedeutung dadurch eingebüßt, daß die einzelnen Parteien sich ihr Urteil in der Regel schon vorher gebildet haben und im Bürgerausschuß eine gebundene Marschroute einhalten müssen. Auch erweist sich bei der Behandlung der Fälle, in denen eine rasche Entschließung und die Erörterung interner Verhältnisse nötig ist, das große Kollegium von über hundert Personen, auch wenn eine geheime Beratung beschlossen werden sollte, als ein viel zu schwerfälliger Apparat, was sich besonders in der raschen Entfaltung des wirtschaftlichen Lebens der Gegenwart geltend machte. Die neue Gemeindeordnung hat deshalb besonders in Anlehnung an die während der Kriegszeit gemachten Erfahrungen die Möglichkeit eröffnet, durch örtliche Satzung ein besonderes Organ zu schaffen, das, zu einem Drittel aus Stadträten und zu zwei Dritteln aus Stadtverordneten zusammengesetzt, für bestimmte Geschäfte und allgemein für die Behandlung dringlicher Fälle die Zuständigkeit des Stadtrats und des Bürgerausschusses in sich vereinigt, sog. gemischt-beschließender Ausschuß (§ 68 G. O.). Den Vorsitz in diesem Ausschuß führt der Oberbürgermeister. Diese Einrichtung, die einen Schritt nach dem bayer.-württembergischen System der Gemeindeverfassung bedeutet, hat sich in Heidelberg durchaus bewährt, wenn sie auch von seiten einzelner politischen Parteien, weil die Beratungen nicht öffentlich geführt werden, angegriffen wurde.

Mit Rücksicht auf die Schwierigkeiten, die sich bei der Verwaltung des großen städtischen Hausbesitzes ergeben, der seit Kriegsende durch Neubauten eine gewaltige Zunahme erfahren, hat die Stadt sämtliche Wohnbauten der Gemeinde in eine für diesen Zweck begründeten Gesellschaft m. b. H. eingeworfen, die nach gemeinnützigen Grundsätzen verwaltet wird, und die der Hauptsache nach den städtischen Wohnungsbau übernommen hat. In der Verwaltung dieser Gesellschaft, deren Anteile sich sämtlich im Besitze der Stadt befinden, stehen zur Zeit rund 1400 Wohnungen. Desgleichen hat die Stadt schon zu Beginn des Jahres 1924 die von ihr im Kriege eingerichtete Holzverwertungsstelle, die zunächst der besseren Verwertung der aus dem Waldbesitz der Stadt anfallenden Hölzer bestimmt, später aber, um Arbeitslose zu beschäftigen, zu einem größeren Betrieb ausgestaltet worden war, in der Form einer Aktiengesellschaft zu einem selbständigen Unternehmen gemacht. Auch hier stehen alle Aktien im Eigentum der Stadt.

Als besondere Anstalt, wenn auch nicht mit eigener Rechtspersönlichkeit, wird das städtische Leihhaus betrieben, das mit den bekannten Privilegien ausgestattet ist. Völlig selbständig, auf besonderer gesetzlicher Grundlage beruhend, steht der Stadtverwaltung die mit Bürgschaft der Gemeinde errichtete städtische Sparkasse gegenüber. Der Vorsitz in ihrem Verwaltungsrat wird von einem der Bürgermeister geführt.

Die im Gemarkungsgebiet und darüber hinaus verkehrende Straßenbahn wurde im Jahre 1885 von einer Aktiengesellschaft gegründet. Die Stadt besitzt seit 25 Jahren die Mehrheit der Aktien und die Mehrheit im Aufsichtsrat. Die Stelle des Vorsitzenden im Aufsichtsrat nimmt ebenfalls ein Bürgermeister ein.

II.

Die Stadt Heidelberg, die zu Beginn des vorigen Jahrhunderts kaum 10000 Einwohner zählte, ist im Laufe der folgenden sechs Jahrzehnte nur langsam herangewachsen. Sie behielt im großen und ganzen den Charakter, der im Zeitalter der Romantik ihr eigen war, und unter dem sie sich einen Namen in der Welt erworben hatte. Im östlichen Teil der Talöffnung, in der die Stadt sich ausbreitet, zu Füßen der schicksalskundigen Burg, um den alten Marktplatz und die große Stadtkirche „zum Heiligen Geist" gelagert, drängten sich, gleichsam Schutz suchend unter dem Schirm des gewaltigen, gotischen hochragenden Gotteshauses, dessen Turm seit dem Stadtbrande eine schlanke Barockhaube ziert, angepaßt dem noch die Verhältnisse des früheren, gotischen Bauweise zeigenden Straßenplan, eng beieinander liegend die Gassen und Gäßchen der Altstadt, nach der Zerstörung der Stadt im Jahre 1693 dank der Tatkraft seiner Bewohner rasch wieder aufgebaut, dem damals (1700) maßgebenden Barockstil Rechnung tragend. In der Stadtmitte, wo sich das Tal durch Zurücktreten des Berges erweitert, da wo früher der Graben die Stadtgrenze bildete, stand die, ebenfalls nach dem Brand neuerbaute, Domus Wilhelmina, die Universität, an einem geräumigen Platze, der den Ausblick auf die Berge eröffnete und im Süden abgeschlossen wurde durch das große Gebäude der Museumsgesellschaft. Daran reihte sich, dem Zuge der „westlichen Hauptstraße", wie sie damals hieß, folgend die Vorstadt mit stattlichen Häusern und großen Gärten, die in jener Zeit ein Wahrzeichen der Stadt bildeten, bis zum Talausgang ziehend, wo sich in den vierziger Jahren der Bahnhof anschloß.

Das städtische Leben wurde in erster Linie durch die unter der badischen Herrschaft wieder aufgeblühte Hochschule bestimmt. Das gewerbliche Leben bewegte sich, abgesehen von zahlreichen Gerbereien, die unter Benützung der vom Berg kommenden Wasserläufe errichtet worden und einigen Bierbrauereien, sowie von einigen größeren kaufmännischen Geschäften, die Verbindungen mit dem umliegenden Landbezirke hatten, in kleinen Verhältnissen. Größere Teile der Stadt, besonders in der sog. Vorstadt im Westen waren noch von Landwirten bewohnt. Die Zahl der Fabriken war gering, sie lagen meist außerhalb des eigentlichen Stadtgebiets. Im Innern der Stadt befand sich noch längere Zeit eine inmitten von Gärten gelegene Wachsfabrik. Die Zahl der Einwohner hatte sich in der Zeit von Beginn des Jahrhunderts bis zum Jahre 1871 ungefähr verdoppelt. Sie betrug in diesem Jahre 19900.

Die Jahre nach dem Kriege brachten der Stadt zunächst nicht den Aufschwung, der sonst in deutschen Städten damals eintrat. Wohl wurden in jenen Jahren einzelne bedeutsame Einrichtungen kommunaler Art geschaffen, wie die Versorgung der Stadt mit gutem Trinkwasser. Dazu kam die Errichtung zahlreicher neuer Universitätsneubauten. Die allgemeine Entwicklung der Stadt blieb aber hinter der gleichartiger Städte zurück.

Die Verhältnisse änderten sich, als mit dem Jahre 1875 die alte, starre Bürgerverfassung, die für städtische Verhältnisse nicht mehr paßte, aufgehoben und besonders, nachdem man sich im Jahre 1884 dazu entschloß, die Leitung der Stadtverwaltung in die Hand von berufsmäßig vorgebildeten Personen zu legen.

Die siebenziger Jahre hatten noch die bisher von privater Seite aus bewirkte Übernahme der Gasversorgung seitens der Gemeinde gebracht, die Errichtung einer zweiten Neckarbrücke am Westende der Stadt, durch den Staat mit namhafter Beitragsleistung der Gemeinde, die eine schon lange fehlende Verbindung mit der auf dem rechten Flußufer gelegenen aufblühenden Gemeinde

Neuenheim schuf sowie, gefördert durch die Stiftung eines früheren Bürgermeisters, die Errichtung einer höheren Mädchenschule.

Im Jahre 1885 trat der frühere Oberbürgermeister Dr. Wilckens an die Spitze der Stadtverwaltung, an der er bis zu seiner schweren Erkrankung im September 1913 aushielt. Die Stadt zählte damals ungefähr 27 000 Einwohner. Die nächste Aufgabe des neu Erwählten bestand in der Umgestaltung und strafferen Zusammenfassung des gesamten Verwaltungsdienstes, und die bessere Fundierung der Gemeindefinanzen durch Einführung der damals noch in weitem Umfang zulässigen Verbrauchssteuer, Maßnahmen die noch vor dem großen Jubelfest der Hochschule (1886) durchgeführt werden konnten, obwohl die Vorbereitung für dieses Fest die städtischen Organe fast ein ganzes Jahr in Anspruch nahmen. Noch im Mai 1885 konnte die erste Straßenbahn im Stadtinnern eröffnet werden. Der neue Geist, der in die Verwaltung eingezogen, zeigte sich in dem 1886 begonnen Neubau des Rathauses, in der bald darauf erfolgten Übernahme des bisher in privaten Händen gelegenen Abfuhrwesens auf die Gemeinde und endlich in dem Bestreben, das auf die Südseite des Neckars beschränkte Stadtgebiet nach der so bedeutungsvollen Nordseite des Flusses auszudehnen in dem Wunsche, die Gemarkungshoheit der Stadt über den Abhang des Heiligenberges und den Anfang der Bergstraße zu erstrecken.

Nach schweren Kämpfen gelang es, 1890 die Eingemeindung der Gemeinde Neuenheim zu erreichen, die unter ihrer engen ländlichen Gemeindeverfassung zu verkümmern drohte, und eine Entwicklung anzunehmen begonnen hatte, die den Interessen Heidelbergs zum Nachteil gereichen mußte. An die Einverleibung schloß sich eine umfassende neue Planung des neu gewonnenen Stadtteils an, die dann mit Unterstützung des bewährten Altmeisters des Städtebaues, Professor Baumeister in Kalsruhe, auch auf die im Westen und Südwesten der Stadt, auf die dort neu entstandenen Baubezirke (Bergheimer und Rohrbacher Baubezirk) ausgedehnt wurde. Große Erfolge für Heidelberg erzielte der damalige Oberbürgermeister dadurch, daß es ihm vermöge seiner hervorragenden Stellung im badischen Landtag gelang, die Verlegung verschiedener staatlicher Einrichtungen nach Heidelberg zu erreichen, so die Verlegung eines neuen Landgerichts und der Landessternwarte. Auch den weiteren Ausbau der Universitätsinstitute vermochte er auf diese Weise zu fördern. Getreu seiner Eingemeindungspolitik gelang es ihm im Jahre 1902, den nördlich vom früheren Dorf Neuenheim gelegenen Ort Handschuhsheim mit seinem schönen Baugelände am Bergabhang, das mit dem Neuenheimer Gelände tatsächlich zu einer Einheit zusammengewachsen war, und zu dem ein sehr großer wertvoller Waldbestand in nächster Nähe der Stadt gehörte, Heidelberg einzuverleiben. Von anderen bedeutsamen Verbesserungen sei nur erwähnt, der neue Schlachthausbau, der Bau einer Stadthalle, die Einrichtung eines Elektrizitätswerkes und vor allem die im Jahre 1895 unter großen Schwierigkeiten durchgeführte Verlegung des Portland Zementwerkes, das den westlichen Teil des Stadtgebietes förmlich abriegelte und das mit seinen häßlichen Kaminen und seiner Rauchentwicklung die Schönheit des Neckartals schwer beeinträchtigte. Mit Beginn des neuen Jahrhunderts tauchten neue große Probleme auf, die Errichtung eines neuen Gaswerks, die Erweiterung der unzulänglich gewordenen Wasserversorgung, die Anlage eines neuen Friedhofs, die Erstellung eines neuen Bahnhofs, die Einführung der Schwemmkanalisation, die Stellungnahme der Stadt zur geplanten Kanalisation des Neckars, die Ausdehnung der Straßenbahn auf die Vororte, endlich die Erstellung neuer Gebäude für die städtischen Mittelschulen.

Die Ausführung all dieser Arbeiten wurde während der Verwaltung des früheren Oberbürgermeisters zwar vorbereitet, die Durchführung derselben fällt aber in die Zeit seines Nachfolgers, der schon seit dem Jahre 1886 als I. Bürgermeister seinem Vorgänger im Amt als Verwalter

aller Bauangelegenheiten zur Seite gestanden, und der am 31. Dezember 1913 in die Stelle des Oberbürgermeisters einrückte.

Der Neubau eines Gaswerkes und die Ausdehnung der Straßenbahn ins Neckartal bis zur Stadt Neckargemünd konnte noch vor dem Beginn des Krieges oder in den ersten Kriegsjahren durchgeführt werden. Dann kam die schwere Zeit, in der Heidelberg das Schicksal aller Städte im Westen Deutschlands teilte.

In der Nachkriegszeit hatte die Stadt mehr wie andere durch die Arbeitslosigkeit zu leiden. Trotzdem gelang es, in diesen schweren Jahren, dank der Opferwilligkeit der Bürgerschaft und dank der tätigen Mitwirkung aller Beamten und Arbeiter der Gemeinde die Mehrzahl der schwebenden Fragen in befriedigender Weise zu lösen. Der als neue Aufgabe aufgetretene Wohnungsbau wurde schon im Jahre 1919 mit Energie betrieben, die Schwemmkanalisation wurde 1921 begonnen und völlig durchgeführt. In der Frage der Kanalisation des Neckars gelang es, ein Abkommen zu treffen, das die Stadt vor den schwersten Beeinträchtigungen des landschaftlichen Bildes bewahrte, und das der Stadt andererseits gewisse greifbare Vorteile bot. Der jahrzehntelang nicht geförderte Rathausneubau wurde, nach Beseitigung gewisser in der Zwischenzeit errichteter Bauteile, unter Erhaltung der alten schönen Fassade, in einer zum Stadtbild passenden Weise vollendet. Für die städtische Handelsschule und die Gewerbeschule konnten in besonderen Gebäuden neue Räume beschafft werden. Den Bau einer neuen Oberrealschule in Angriff zu nehmen, was in der Vorkriegszeit leichter hätte geschehen können, war bisher noch nicht möglich. Die Ausführung der Schwemmkanalisation bedingte die Eingemeindung des flußabwärts gelegenen Ortes Wieblingen mit 5000 Einwohnern; die Enge der südwestlichen Gemarkung und die Anlage des neuen Bahnhofes, dessen Vollendung dann allerdings verschoben werden mußte, die Einverleibung von Kirchheim 1920 mit 6000 Einwohnern. Beide Eingemeindungen brachten der Stadt eine wertvolle Vergrößerung ihres Grundbesitzes. Als Schlußstein folgte zur Abrundung der Gemarkung nach Süden sieben Jahre später die Einverleibung der Gemarkung Rohrbach mit 5000 Einwohnern, die der Stadt zugleich einen wertvollen Waldbesitz brachte. Der Umfang des Stadtgebiets erreichte damit eine Fläche von 5498 ha mit ungefähr 80 000 Einwohnern und einem Waldbesitz von 3352 ha. Von großer Bedeutung für die Gesamtheit war die in den letzten Jahren zum Teil im Zusammenhang mit der Neckarkanalisierung durchgeführte Verbesserung der Uferanlagen, die im Jahre 1897 bereits begonnen, aber in der Folge zurückgestellt worden war, eine Maßnahme, die den besonderen Reiz, den Heidelberg als Neckarstadt besitzt, allen Besuchern sichtlich vor Augen führt. Für die zukünftige Entwicklung der Hochschule, die, nachdem es durch Entgegenkommen und durch namhafte Leistungen der Stadt ermöglicht worden war, östlich der Stadt, am Flußufer, eine neue große orthopädische Anstalt zu errichten, ihr Bestreben dahin lenkte, sich in dem freien Feld auf dem nördlichen Neckarufer zeitgemäß auszudehnen, war endlich die im vergangenen Jahre von der Stadt als Bauherrin unternommene Erstellung einer dritten Neckarbrücke, die zugleich der Entwicklung der westlichen Stadtteile neue Perspektiven eröffnet, von entscheidender Bedeutung.

Das Kunstleben in der Stadt erfuhr eine wesentliche Förderung durch den in dem Jahre 1925 durchgeführten Umbau des alten Stadttheaters, das nunmehr auf lange Zeit hinaus dem Bedürfnis genügt. Um die hohe Stellung, die Heidelberg vor dem Kriege als Musikstadt eingenommen hatte, wieder zu erreichen, veranstaltet man seit 1926 alljährlich im Frühjahr große Musikfeste, bisher unter Furtwänglers Leitung stehend und im Anschluß daran, im Hochsommer von Hartung geleitet, die Heidelberger Festspiele im Schloßhof und Bandhaus auf dem Schlosse, die sich eines starken Besuches erfreuen und Heidelbergs Namen weithin bekanntmachen.

Die Universität Heidelberg

Von Friedrich Panzer.

Wir haben eine Reihe von Städten in unserem Vaterlande, die Ansehen und Geltung im Bewußtsein der Nation nur in und mit ihren Hochschulen besitzen: wer redete je von Marburg oder Gießen, von Göttingen oder Erlangen, ohne irgendwie ihrer Universitäten zu gedenken? Von Heidelberg gilt das nicht in gleichem Maße. Ihm hat die Natur einen so unvergleichlichen Reiz, hat die Geschichte in den königlichen Trümmern seines alten Bergschlosses ein Denkmal von so einzigartiger Anziehungskraft gegeben, daß sie allein imstande wären, die Augen aller Welt auf sich zu lenken. Und doch kann der Name dieser Stadt nicht aufklingen, ohne daß jeder, der ihn hört, zugleich die hohe Schule im Sinne trüge, die so eng mit der Stadt, ihrem gegenwärtigen Leben und ihrer Geschichte verwachsen ist; seit mehr als einem halben Jahrtausend schon ist sie Heidelbergs Ruhm und Stolz.

Die Heidelberger Universität ist die älteste Hochschule auf reichsdeutschem Boden. Prag und Wien waren 1348 und 1365 vorausgegangen, als Kurfürst Rupprecht I. sie 1386 begründete. Als ein geistliches Institut trat sie ins Leben, eine Rivalin von Paris, dessen Universität bisher die wissenschaftliche Erzieherin auch des deutschen Klerus gewesen war. Streitigkeiten zwischen den beiden Richtungen der Scholastik, dem sog. Realismus und dem neuen Nominalismus, mehr noch die große Kirchenspaltung hatten Zwistigkeiten auch in die Universität Paris hineingetragen. Der Kurfürst gründete seine Pfälzer Hochschule, um deutscher Geistlichkeit eine Erziehung unabhängig von den französisch-avignonesischen Einflüssen zu sichern. Marsilius von Inghen, der erste Rektor der neuen Universität, ein Holländer aus der Gegend von Arnheim, hatte die Pariser Universität, der er schon als Rektor vorgestanden, aus gleicher Gesinnung verlassen und erfüllte die neue Hochschule mit dem Geiste streng römischer Kirchlichkeit. Mit einer Messe in der Kapelle zum Hl. Geist ward sie am 18. Oktober 1386 eröffnet, geistlich, mönchisch in allen ihren Einrichtungen. Die Stiftskirche zum Hl. Geist wurde seit Rupprecht III. ihr Mittelpunkt. Dort fanden die Promotionen statt, auf den Emporen stand die Bibliothek, die bedeutendsten Professoren waren Stiftsherren der Kirche. Mit 4 Lehrern war der Unterricht eröffnet worden; bald kam Zuzug von Dozenten aus Prag, wo Streitigkeiten mit den Tschechen deutsche Lehrer verscheucht hatten. Die philosophisch-theologische Richtung, die Marsilius vertrat, war und hieß zu seiner Zeit die „Via moderna"; indem die Universität allzu starr bei ihr beharrte, allzu ängstlich jedem Fortschritt auf kirchlichem und wissenschaftlichem Gebiete sich verschloß, ward sie bald unmodern und von jüngeren Schwestern, wie Erfurt und Köln, überflügelt.

Das Morgenrot einer neuen Zeit, das in der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts über den Alpen aufdämmerte, traf die Burg auf dem Berge früher als die Universität im Tal; die Gedanken des Humanismus und der Reformation wurden vom kurfürstlichen Hofe früher aufgenommen als von den Professoren der Hochschule.

Unter den Fürstengestalten an der Hofseite des Friedrichsbaues steht die stattliche Figur Friedrichs des Siegreichen. Als einen schwertgewaltigen Helden, die Hand am Degen, hat der Künstler

Sebastian Götz ihn dargestellt. Er ist wohl ein Gewaltmensch gewesen, doch eine Renaissancenatur, wie einer jener kleinen Tyrannen Italiens: gewaltsam und an Waffenlärm sich freuend und sinnlichem Lebensgenuß, aufgetan aber auch dem sanfteren Klange von Musik und Versen. Er zog die ersten Humanisten nach Heidelberg, berief und besoldete Petrus Luder aus Kißlau, einen ehemaligen Schüler der Universität, der seinem Namen alle Ehre machte. Er hatte Italien und Griechenland wandernd durchzogen und erklärte in Heidelberg die Alten; daneben aber war er ein wackerer Zecher und wie sein geistesverwandter Freund, Matthias von Kemnat, der Kaplan und Gerichtsschreiber des Kurfürsten, zugleich „amoris meretricii peritissimus“: Widersacher, Weiber, Schulden haben ihn bald wieder aus Heidelberg vertrieben.

Mit nachhaltigerem Eifer noch hat Friedrichs Nachfolger, Kurfürst Philipp, und vor allem sein Kanzler, Johann von Dalberg, Bischof von Worms, den Humanismus gepflegt. Dalberg war selbst ein Kenner des Lateinischen, Griechischen und Hebräischen und in vielen Wissenschaften bewandert, als Renaissancemensch zugleich ein leidenschaftlicher Sammler; er hat eine glänzende Bibliothek zusammengetragen und bedeutende Vertreter des neuen Geistes um sich versammelt in der berühmten Sodalitas rhenana, deren Mittelpunkt er war. So hat Johann Agricola, der ernste, tiefgebildete Gelehrte, „inter latinos latinissimus, inter graecos graecissimus“ hier geweilt und gelehrt, so Konrad Celtes, so Johann Reuchlin, der seine lateinischen Schauspiele zuerst von Studenten in Dalbergs Hause aufführen ließ, so Jakob Wimpheling, der Begründer des gelehrten Schulwesens in Deutschland, und mancher andere von Rang. Die Universität machte die neue Bewegung langsam zwar und zögernd, endlich doch auch mit; im Vordergrunde deutschen Lebens, das seit dem Beginne des 16. Jahrhunderts von den Stürmen der Reformationsbewegung gepeitscht wurde, stand sie nicht. Immerhin schlugen die Wogen auch an ihre Mauern, und eine ganze Reihe bedeutender Gestalten der Reformation hat mehr oder weniger lange und nachhaltig hier gewirkt, wie Oekolampadius, Melanchthon, Brenz und Butzer; Luther selbst hat 1518 in den Räumen des Augustinerklosters, das unter dem Schutte des Ludwigsplatzes liegt, um den die heutigen Universitätsgebäude stehen, über seine Lehren disputiert. Und die Universität hat sogar einen Versuch unternommen, Erasmus von Rotterdam nach Heidelberg zu ziehen.

Von weiterhin leuchtender Bedeutung wurde die Heidelberger Hochschule aber erst, als die Reformation in der Kurpfalz durchgeführt war und die Universität durch Ottheinrich eine gründliche Umgestaltung erfuhr, die ihren einseitig geistlichen Charakter beseitigte und dem philosophischen Lehrbetrieb im neuen humanistischen Sinne, naturwissenschaftlichen und medizinischen Studien neben der Theologie Eingang verschaffte. Ottheinrich hinterließ der Universität als Geschenk seine herrliche Bibliothek, die aus Tausenden kostbarer Handschriften und Bücher bestand und Heidelberg einen einzigartigen Ruf über ganz Deutschland verschaffte. Das calvinistische Glaubensbekenntnis der Landesherren und ihr Anschluß an die protestantische Bewegung in Frankreich verschaffte auch der Universität europäische Bedeutung. Calvinistische Jugend strömte ihr aus allen Ländern zu, unter ihren Studierenden waren Moritz von Nassau-Oranien, unter ihren Lehrern zeitweise zwei berühmte französische Hugenotten, der Philosoph Pierre de la Ramée und der Jurist Hugo Doneau. Das Vorbild Frankreichs regte an, die neuen Gedanken endlich auch in der Muttersprache zu gestalten. Unter Führung des Heidelbergers Zinkgref trat ein Kreis literarisch interessierter Studierender zusammen, der sich in deutscher Dichtung nach französischen Mustern versuchte. Ihm gehörte kein Geringerer als Martin Opitz an, der der Begründer der neuen deutschen Dichtung im humanistischen Sinne werden sollte; der Ruf der Heidelberger Hochschule hatte ihn aus Schlesien hierher gelockt.

Ein verheißungsvoller Frühling schien aufzublühen um Schloß und Universität, als Sturm und Wetter mit einem Schlage die schönste Gegenwart und große Hoffnungen vernichtete.

Die verhängnisvolle Politik des Winterkönigs, da Kurpfalz nach Böhmen ging, stürzte das Land in einen Krieg, der nun Jahrzehnte grauenvoller Verwüstung, ein Jahrhundert voll Brand, Plünderung und Zerstörung heraufführen sollte, in dem Stadt und Universität schließlich ihren Untergang fanden.

Den Königstraum Friedrichs V. hatte die Schlacht am Weißen Berge rasch vernichtet. Im September 1622 eroberte Tilly Heidelberg. Das geistige Leben seiner Hochschule ward in seinem Kerne getroffen, da der Kurfürst von Bayern ihre stolze Bibliothek dem Papste schenkte, dessen Esel sie im nächsten Jahre über die Alpen trugen. Die Universität war damit ihrer wesentlichen Unterlage für Lehre und Forschung, ihrer stärksten Anziehungskraft beraubt; sie hörte während der folgenden wilden Kriegsjahre auf, zu bestehen. Bald nach dem Friedensschlusse erhob freilich Karl Ludwigs Tatkraft sie erstaunlich rasch zu neuem und bedeutendem Leben. Sie sah bald wieder hochangesehene Gelehrte auf ihren Kathedern, kein Geringerer als Samuel Pufendorf stand in ihren Reihen, und Universität und Landesherr waren vorurteilslos genug, sogar an Spinoza eine Berufung ergehen zu lassen. Aber nur zu bald brach eine neue, fürchterlichere Katastrophe über Land und Stadt und Hochschule herein. Ludwig XIV. überfiel mit den Scharen seiner Mordbrenner die Pfalz; 1689, gründlicher noch einmal 1693, loderte Heidelberg auf, und Schloß und Stadt sanken in Schutt und Asche. Eine katholische Linie der Wittelsbacher kam danach zur Regierung, die der Universität keinen Segen brachte. Streitigkeiten zwischen der protestantischen Bürgerschaft und dem Fürsten führten zur Verlegung der Residenz nach Mannheim, die Universität geriet unter die Herrschaft der Jesuiten und war das ganze 18. Jahrhundert nur noch ein Schatten ihrer selbst. Geistig und wirtschaftlich völlig verfallen, kam sie endlich nach den napoleonischen Kriegen mit der rechtsrheinischen Pfalz 1803 an Baden.

Der tatkräftige, geistig hochstehende Markgraf Karl Friedrich betrieb die Wiederaufrichtung der Universität als eine ihm zugefallene Pflicht. Er ward in der Tat ihr zweiter Begründer. Mit dem Jahre 1803 beginnt die Epoche ihres modernen Daseins, das sie noch einmal zu einer weit über Pfalz und Baden hinausreichenden Bedeutung erhob.

Die wirtschaftliche Unterlage der Hochschule wurde neu gesichert, und umsichtig und freigebig berief man eine Reihe bedeutender Gelehrter; bald wurde Heidelberg wieder ein Ziel der studierenden Jugend aus ganz Deutschland. Und seltsam: dem zerstörten, verbrannten, gesprengten Heidelberg wuchsen aus den Trümmern der alten Herrlichkeit neue Kräfte, neuer Segen. Unter den Ruinen des alten Schlosses siedelte die Romantik sich an, auf einem Wohnplatze, der ihrem sehnsüchtigen Rufen ein gleichgestimmtes Echo gönnte. Clemens Brentano zog hierher und verband sich hier, nicht zufällig hier, mit seinem Freunde, dem märkischen Junker Achim von Arnim, zu seinem dauerndsten Werke: durch ganz Deutschland tönte ihr Wunderhorn mit lange nachhallendem Klang; die lyrische Dichtung der folgenden Jahrzehnte hat es weithin bestimmt. Josef Görres kam, las in der Universität als erster in Deutschland über altdeutsche Dichtung und verkündete in wunderlichen Aufsätzen und Büchern mit hinreißender Begeisterung die Herrlichkeit des Volksmäßigen. Hatte Hölderlin der Stadt und ihrer Brücke sein unsterbliches Preislied gesungen, so dichtete der schlesische Freiherr von Eichendorff nun hier seine Gesänge voll Farben und Musik, die tief erfüllt sind vom Waldes-, Strom- und Brunnenrauschen der Stadt und Landschaft Heidelbergs. Und aus alledem quoll in diesen Jahrzehnten der tiefsten Erniedrigung durch die napoleonische Tyrannei

ein Strom von heißer Vaterlandsliebe und gab der Nation ein trotz allem stolzes Gefühl von sich selbst. Scharfblickend hat der Freiherr vom Stein erkannt, daß hier in Heidelberg ein gut Teil des Feuers sich entzündete, das nachher die Franzosen verzehrt hat.

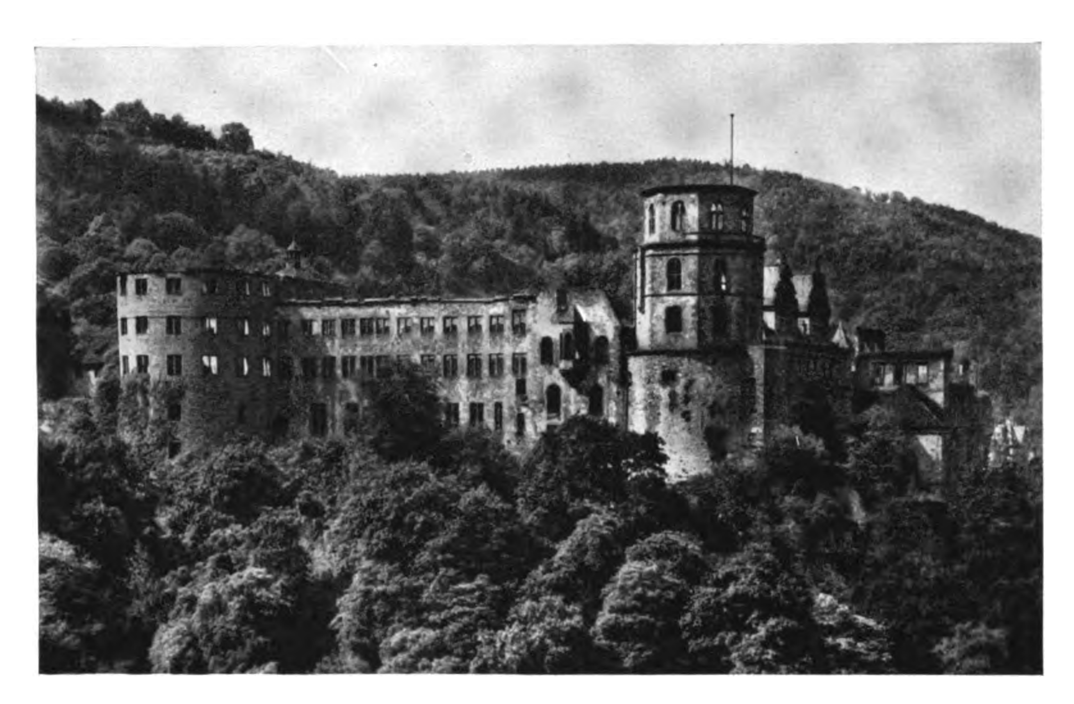
So war es auch kein Zufall, daß das Kölner Brüderpaar der Boisserées jene einzigartige Sammlung altdeutscher Bilder hierherbrachte, die sie dem Unverstande aufklärerischer Zerstörung am Niederrhein entrissen hatten. In dem Hause am Karlsplatze hat Goethe Stunden und Tage vor ihnen gesessen, während jener gesegneten Herbsttage der Jahre 1814 und 1815, da er noch einmal erinnerungsreiche Einkehr hielt in seiner rheinischen Heimat und seiner Jugend. Frühlingshauch und Sommerbrand berührten damals noch einmal sein Herz, aus der Liebe zu Marianne Willemer quollen die köstlichen Lieder des weströstlichen Diwans auf. Noch steht der Gingobilobabaum auf der Heidelberger Schloßterrasse, der ihm ein Symbol so inniger Freundschaft wurde. Marianne selbst dichtete auf der Fahrt nach und von Heidelberg jene herrlichen Lieder, die gleichberechtigt unter den Goetheschen als kostbare Perlen im Diwan glänzen.

Und auch in den kommenden Jahrzehnten hat der Ruf der Universität immer wieder junge Dichter nach Heidelberg geführt. Lenau hat ein gut Teil seiner schönsten Lyrik, darunter die Schilflieder, hier gedichtet. Friedrich Hebbel trug seinen reichen Geist und seine Armut hierher; hier zuerst hat der Dithmarsche Berg und Tal und Wald und die Süße einer südlichen Landschaft kennengelernt und in seine Lyrik aufgenommen. Dem großen Realisten des Dramas folgte auf den verschlungenen Pfaden eines ähnlich verworrenen Lebensganges der große Realist des Epos, Gottfried Keller; aus seinen Heidelberger Studien und seiner unglücklichen Liebe zu Johanna Kapp stiegen die Bilder und Anregungen auf für seinen Grünen Heinrich und manche seiner Gedichte. Und gleichzeitig mit Keller weilte schon als Student derjenige in Heidelberg, der diesem Namen für die folgenden Jahrzehnte die Prägung und den Gefühlston geben sollte, mit dem er vor allem der akademischen Jugend vertraut war, Joseph Scheffel. Als Student und später noch, da er hier auf eine wissenschaftliche Laufbahn sich vorzubereiten gedachte, hat er jene Gaudeamus-Lieder gesungen, die den deutschen Studenten-Gesang lange Zeit beherrscht haben, und, wenn sie das heutige Geschlecht auch allzu durstig dünken, doch immer eine Blüte des deutschen Gesellschaftsliedes bezeichnen werden. So ist er auch der Schöpfer des Liedes geworden, in dem noch heute das Entzücken über Heidelberg, über die Herrlichkeit seiner Landschaft und sein frohgemutes sinnlich-übersinnliches Leben sich auszuströmen pflegt.

Die Universität stand mit dem, was hochgemute Dichter in Heidelberg schufen, dauernd in greifbarem Zusammenhang. Ihrer nächsten Aufgabe in Forschung und Lehre hat sie dabei mit Hingebung und weithin sichtbarem Erfolge gedient. Bedeutende Gelehrte haben schon an der Wiege ihres neuen Seins gestanden: Paulus und Voß, Daub und Creuzer, Thibaut und Zachariae und manche andere, und das ganze 19. Jahrhundert hindurch hatte sie glänzende Namen auf allen Feldern ihrer Arbeit zu verzeichnen; aus den Geisteswissenschaften mögen etwa der Theologe Richard Rothe, unter den Juristen Mittermaier, Vangerow, Robert v. Mohl genannt sein, als Volkswirtschafter Karl Rau, als Philosophen Eduard Zeller und Kuno Fischer, von den Literarhistorikern Georg Gottfried Gervinus und Hermann Hettner, unter den Historikern Friedrich Christoph Schlosser, Ludwig Häußer und Heinrich v. Treitschke.

Das für Heidelberg Bezeichnende war die weitgehende Verbundenheit mit dem Leben der Nation, die hier die Geisteswissenschaften erstrebten und betätigten. Die Entwickelung des politischen Liberalismus, in der sich die große Bewegung von 1848 vorbereitete, hatte ja gerade in Baden





Schloß Heidelberg

Phot. Edm. von König

ihren Hauptschauplatz. Ganz Deutschland sah damals auf den kleinen badischen Landtag, und die Universität hatte keinen geringen Anteil an der geistigen Begründung und dem hohen Schwunge der Bewegung, die zugleich die endliche politische Einigung des deutschen Volkes mit dem größten Nachdruck betrieb. Als die hochgespannten Hoffnungen zerronnen waren und mit der Niederschlagung der badischen Revolution die Reaktion im Lande einsetzte, zog der Universität am verdunkelten Himmel alsbald neues Licht herauf: über ihr leuchtete das Dreigestirn Robert Bunsen, Gustav Kirchhoff, Hermann Helmholtz. Die Entdeckung der Spektralanalyse sprang aus ihren Laboratorien in die Welt: so hat Heidelberg, die Stätte der Romantik, an dem neuen naturwissenschaftlichen Zeitalter sogleich einen glänzenden aktiven Anteil gehabt. Wie sehr die Universität für das gesamte Deutschland arbeitete, beweist die Tatsache, daß unter ihren Studierenden damals bis zu 90 Prozent Nicht-Badener gewesen sind.

Im neuen Reich erlebte die Hochschule zunächst einen beträchtlichen Rückgang ihrer Besucher, erst die allgemeine Vermehrung der Studierenden kam auch ihr reichlich zugute. Der Weltkrieg brachte ihr schwere Erschütterungen. Die allgemeine Finanznot, die das Reich bedrängt und heute besonders die kleineren Gliedstaaten in die schwierigste Lage bringt, traf Heidelberg um so empfindlicher, als man versäumt hatte, die auf allen Gebieten stark überalterten Baulichkeiten der Universität rechtzeitig zu erneuern. Die Zahl der Hörer ist in den letzten Jahren in regelmäßig fortschreitendem Wachstum — im Sommer übersteigt sie gegenwärtig die Zahl 3000 —, aber die Hörsäle sind unzureichend geworden, und die naturwissenschaftlichen Institute wie ein Teil der Kliniken entsprechen baulich nicht mehr den gesteigerten Anforderungen der Gegenwart und der starken Inanspruchnahme. Ein Teil der Not wird in nächster Zeit Besserung erfahren. In dankbarer Erinnerung an die wissenschaftliche Förderung, die Heidelberg im letzten Jahrhundert so vielen amerikanischen Studierenden hat zuteil werden lassen, haben Bürger der Vereinigten Staaten auf Anregung ihres gegenwärtigen Berliner Botschafters, Jakob Schurman, der selbst als Schüler Kuno Fischers ein begeisterter und dankbarer Hörer der Universität gewesen ist, eine Summe gestiftet, die endlich die Errichtung eines modernen Kollegienhauses gestatten wird. So trägt die Vergangenheit für die Gegenwart Früchte.

Mit ungebrochener Zuversicht steht die Universität an der Schwelle eines neuen Zeitalters. Noch darf sie ihre Sendung nicht für abgeschlossen halten. Sie ist heute wie einst bemüht, die großen Vorzüge, mit denen die Natur sie freigebig ausgestattet, als Ansporn zu besonderer Leistung zu nehmen. Streng wissenschaftliche Arbeit, von der Stille der kleineren Stadt und ihren ruhigeren Daseinsformen begünstigt, lähmt ihr nicht das Verlangen, in den Dienst der lebendigen Gegenwart, des fordernden Tages zu treten. Ehrfürchtige Pflege alles Guten und Großen einer stolzen Vergangenheit wehrt ihr nicht eine bejahende Einstellung zu den großen Veränderungen, die der Krieg gebracht hat; sie fühlt es als Pflicht, die ihr anvertraute Jugend zur freudigen Mitarbeit im neuen Staate zu erziehen, damit das Vaterland sich wieder aufrichte aus seiner tiefen Not. Leidenschaftliche Hingebung an deutsche Art, deren treue Hut sie, die nunmehr auch eine Grenzwarte geworden ist, heute doppelt als ernsteste Aufgabe empfindet, weiß sie zu verbinden mit sorgsamer Erhaltung ihrer von je weltoffenen Weise; sie glaubt dem eigenen Volke und der gesamten Menschheit Dienste zu leisten, wenn sie die zerrissenen Fäden nach dem geistigen Auslande wieder zu knüpfen sucht, damit der große Gedanke sittlicher Bildung, der Freiheit und Humanität heller über der Erde leuchte. Sie hofft zuversichtlich, daß die engere Heimat und das große Vaterland sie bei solchem Bemühen fortdauernd und mit wohlbegründeter Freigebigkeit unterstützen werde, damit eine tatenreiche, früchteschwere Gegenwart sich altem Ruhm und Glanz gleichwert verbinde.



Die Heidelberger Universitäts-Bibliothek

Von Rudolf Sillib

Die Universitäts-Bibliothek ist das Zentralinstitut der Universität und als solches dazu berufen, der Gesamtheit der Lehrenden und Lernenden durch die Erfassung der universitas litterarum zu dienen. Diese Universalität ihrer Tendenz hat sie seit ihren Anfängen, wie uns scheint, bewußter, stärker und früher als es anderwärts geschehen ist, ausgeprägt und eifrig gepflegt. Mit wenigen Strichen sei es hier versucht, diese ihre Eigenart wie ihr Wesen in Geschichte und Gegenwart zu zeichnen.

Die wechselreiche und schicksalsvolle Geschichte unserer Bibliothek ist wie die der Universität mit jener ihrer Gründer, der Pfalzgrafen bei Rhein, aufs engste verbunden. War auch die Universität zunächst ein Lehrinstitut kirchlichen Charakters, beherrschte noch im ersten Jahrhundert ihres Bestehens die scholastische Philosophie Thomas von Aquins, wenn auch gespalten in nominalistische und realistische Richtung, den Lehrbetrieb, so sind in den Bibliotheken der Universität schon damals Bestände nachweisbar, die als Grundlagen einer umfassenderen Bildung gelten können. Diese Ausdehnung beförderten vor allen die Pfalzgrafen, die weltweiten Blickes die Bedeutung der Welt der Bücher für ihre Universität wie für ihr Land vollauf erkannt hatten. Den ersten Grundstock haben indessen zwei markante Persönlichkeiten der Wissenschaft, die bei der Gründung der Universität 1386 führend als Vorkämpfer kirchlicher Reformen hervortraten: Marsilius von Inghen, der erste Rektor, und Konrad von Gelnhausen, der erste Kanzler der Universität, durch Vermächtnis ihrer Büchersammlungen im Jahre 1390 und 1396 geschaffen. Die auf solche Weise begründete Bibliothek der Artistenfakultät hatte im Gegensatz zu der auch noch Ende des 14. Jahrhunderts entstandenen Bibliothek der drei oberen Fakultäten die Aufgabe, die Literatur der allgemeinen philosophisch vorbereitenden Disziplinen zu pflegen. Zu diesen beiden Bibliotheken kam seit 1419 eine dritte Büchersammlung, die Stiftsbibliothek von Heilig-Geist, deren Bedeutung im Jahre 1438 durch die Stiftung des wissenschaftlichen Teiles der Bibliothek des Kurfürsten Ludwig III., des ersten Bücherfreundes großen Stils aus dem pfälzischen Hause, außerordentlich gehoben wurde. Außer theologisch-scholastischer Literatur erhielt die Stiftsbibliothek durch diese Schenkung ansehnliche Bestände an orientalischer, medizinischer und astrologischer Literatur; auch Platos und Senecas Werke lagen von jetzt an in schweren Kettenbänden in den Bücherpulten auf den hohen Emporen des Heiliggeiststiftes. Die Menge der deutschen Handschriften behielt der Kurfürst für sich auf dem Schlosse zurück.

Es wäre reizvoll, wenn wir hier den Anteil der Pfalzgräfinnen Mechtilde, der gelehrten Tochter Ludwigs III., und Margarete aus dem Hause Savoyen, der Gemahlin Ludwigs IV., am Aufbau der Schloßbibliothek verfolgen könnten, jener Bücherfreundinnen mit modernen Neigungen, die namentlich sich durch Beförderung von Übersetzungen italienischer und französischer schöner Literatur verdient gemacht haben; es wäre nicht minder lehrreich, wenn wir der Bücherliebe des Kurfürsten Philipp des Aufrichtigen, des Mäzens des Heidelberger Frühhumanismus, die gebührende Beachtung schenken könnten; wir müssen es uns versagen, hier bei diesen anziehenden Vertretern pfalzgräflicher Bildungsfreundlichkeit zu verweilen.





Alle seine bücherliebenden Vorgänger übertraf an Bedeutung Pfalzgraf Ottheinrich (1502 bis 1559), der Reformator seines Landes und seiner Universität. Seine Sammeltätigkeit bezeichnet den Höhepunkt einer Entwicklung, sowohl in bezug auf den Erfolg wie hinsichtlich der persönlichen Einstellung gegenüber der erkannten Aufgabe. Mit leidenschaftlichem Eifer sammelte er die Weltliteratur schlechthin, die Werke der Antike wie des Mittelalters, bemerkenswert viel Orientalia und

Astrologisches, wie seiner kirchlichen Überzeugung gemäß die Publizistik des Reformationszeitalters. Seine bekannten, mit seinem Bildnis in Goldpressung gezierten Bucheinbände zeugen heute noch von seiner persönlichen Hingabe an das Buch. Mit der ausgesprochenen Absicht, seinem Lande zu nützen, vereinigte er seine überaus reiche eigene Bibliothek mit jener des Heiliggeiststiftes, zum „besonders theueren Schatz des Kurfürstentums" und begründete damit die vielgerühmte Bibliotheca Palatina als „Land-Bibliothek zum heiligen Geist". Einen Zuwachs von außerordentlichem Wert erhielt sie, als Ottheinrichs Freund, der ob seines reformatorischen Glaubens von seiner Familie geächtete Hellenist Ulrich Fugger, der in Heidelberg ein schützendes Obdach gefunden, seine Bibliothek im Jahre 1584 der Palatina als kostbarstes Erbe hinterließ. Außer namentlich griechischen Handschriften enthielt Fuggers Bibliothek auch eine Reihe wertvollster deutscher Handschriften, von denen nur die große Heidelberger (Manessesche) Liederhandschrift hier genannt sei, die die von den Pfalzgrafen traditionell gepflegte Sammlung mittelhochdeutscher Dichtung ausgezeichnet ergänzt hat.

Zu Beginn des 17. Jahrhunderts stand die Palatina unter ihrem gelehrten Leiter Jan Gruter auf dem Höhepunkt ihrer Entwickelung, aber auch unmittelbar vor ihrem tragischen Schicksal. Nach der Einnahme Heidelbergs durch Tilly im Jahre 1622 überwies sie Herzog Maximilian I. von Bayern als Siegestrophäe der katholischen Liga über die protestantische Union dem Papst Gregor XV. Seitdem gehört die alte Heidelberger Bibliothek, damals „Optimus Germaniae literatae thesaurus", und zugleich die bedeutendste Kalvinistenbibliothek, der Vatikanischen an. Mehrmalige Versuche der Pfalzgrafen, die Palatina Heidelberg wieder zuzuführen, blieben ohne Erfolg; es blieb dem badischen Staat vorbehalten, im Jahre 1815 wenigstens die deutschen Handschriften zurückzugewinnen.

Auch die von dem genialen Wiederhersteller der Pfalz nach dem Dreißigjährigen Kriege, Kurfürst Karl Ludwig, neubegründete Bibliothek blieb Heidelberg nicht erhalten. Soweit sie nicht kurz zuvor als Erbe an das Haus Hessen-Kassel gefallen war, teilte sie das Schicksal der Stadt, als diese 1693 von der trunkenen französischen Soldateska in Schutt und Asche gelegt wurde. Die verheißungsvolle Neugründung der Bibliothek durch Kurfürst Johann Wilhelm wurde durch die Verlegung des Kurpfälzischen Hofes von Heidelberg nach Mannheim aufs empfindlichste in ihrer Entwickelung geschädigt. „Ohne große, die geistige Welt berührende Schicksale, ohne Ruhm bewegte sich ihr Leben bis ins Ende der Pfälzer Zeit."

Erst in der beginnenden badischen Ära zog neues Leben in die verödeten Bibliothekssäle ein. Durch Einverleibung säkularisierter Klosterbibliotheken, durch Geschenke und Käufe wertvoller Gelehrtenbibliotheken, vor allem auch durch die käufliche Erwerbung der reichen Bibliothek des Cistercienserstifts Salem im Jahre 1827 wurde ein gewisser Ausgleich gegenüber den Verlusten im Dreißigjährigen Kriege geschaffen. Wenn heute die Heidelberger Bibliothek zu den führenden deutschen Universitäts-Bibliotheken gehört, so dankt sie dies der Fürsorge des badischen Staates und ihrer Leiter, die schon zur Zeit der Romantik, als Achim von Arnims und Clemens Brentanos „Des Knaben Wunderhorn" in Heidelberg 1806—08 erschien, die Anfänge ihrer neuen Blüte zu begründen wußten. Das das ganze Titelblatt des zweiten Bandes überdeckende Wunderhorn, das Ludwig Grimm nach Brentanos Angabe entworfen hat, jenes Wunderhorn alter deutscher Lieder, darf auch als Symbol der aufstrebenden Bibliothek, aus deren Born die Romantiker geschöpft haben, hier gedeutet werden.

In dieser Epoche der rückwärtsschauenden Romantik liegt aber auch der Beginn der Erkenntnis



und der systematischen Pflege der großen Gegenwartsaufgaben unserer Bibliothek. Ihr Wachstum kann hier nicht im einzelnen verfolgt werden; nur einige statistische Angaben mögen ihren Umfang kennzeichnen. Die Bibliothek vereinigt heute in ihren Räumen an Druckwerken gegen eine Million bibliographischer Bände, über 4000 Handschriften, 6000 Papyri, etwa 700 Ostraka (beschriebene Scherben des hellenistischen Zeitalters) und 3000 Urkunden; die Bibliothek verfügt

in ihrem im Jahre 1905 bezogenen Neubau über einen Lesesaal mit 100 Arbeitsplätzen, einen Katalogsaal mit jedermann zugänglichem alphabetischen und systematischen Katalog und Spezialkatalogen, einen Zeitschriftensaal mit gegen 4000 laufenden Zeitschriften, einen Handschriftenbenutzerraum, einen Hörsaal für paläographische und diplomatische Vorlesungen, einen Ausleih- und einen Ausstellungsraum; sie besitzt eine moderne photographische Reproduktionswerkstätte.

Diese Zahlen vermögen nur den äußeren Umfang, keineswegs die innere Bedeutung der Bibliothek zu charakterisieren. Mehr denn je gilt es heute, in den Tagen der Massenproduktion auch auf geistigem Gebiete, zu sichten, nur reife Frucht in die Scheunen zu sammeln. Es ist die verantwortungsvolle Aufgabe der Fachreferenten der Bibliothek, diese Kritik zu besorgen, nur das Wesentliche, dies aber möglichst gleichmäßig auf alle Wissensgebiete verteilt, zur Erwerbung vorzumerken. Gleichwohl sind im Laufe der geschichtlichen Entwickelung Bestände von besonderem Gepräge und Reichtum entstanden, denen heute, nachdem die Spezialisierung auch in die Universal-Bibliotheken eingedrungen ist, besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden geradezu eine Verpflichtung besteht. So zeigt die geistige Physiognomie unserer Bibliothek zunächst einige lokal bedingte Eigenart: Sie sammelt selbstverständlich alle Heidelberger Drucke und von jeher auch die auf das alte Kurpfälzische Land bezügliche Literatur, und ferner, auch noch von lokalen Gesichtspunkten ausgehend, die Literatur der deutschen Romantik. Auch wertvolle handschriftliche Einzelbestände verpflichten zum Ausbau solcher Gebiete; hierher gehört z. B. die Pflege der Paracelsus-Literatur, wie der Geschichte der Medizin überhaupt, auch die Totentanz-Literatur. Als Sondersammelgebiete von großen Ausmaßen werden, namentlich auch durch die Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft befördert, das traditionell gepflegte Gebiet der Archaeologie, einschließlich der Ägyptologie und neuerdings auch das der neueren Kunstgeschichte mit wachsendem Erfolg ausgebaut.

Trotz dieser Eigenart hat unsere Universitäts-Bibliothek natürlich nach wie vor die schwere Aufgabe zu erfüllen, die universitas litterarum in ihren Beständen zu vertreten, eine je länger je mehr kaum mehr mögliche Aufgabe; wenn sie ihr auch nur einigermaßen noch gerecht zu werden vermag, so hat sie dies in erster Linie, wie schon gesagt, der Fürsorge des badischen Staates, aber auch in hohem Maße der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft und der Gesellschaft der Freunde der Universität zu danken. Wo auch diese Kräfte zur Bewältigung der Anforderungen nicht mehr ausreichen, steht der Leihverkehr der deutschen Bibliotheken, in dem Heidelberg als größte westdeutsche Bibliothek heute noch mehr gebend als nehmend eine bevorzugte Stellung einnimmt, zur Verfügung.

Die Heidelberger Universitäts-Bibliothek ist indessen nicht nur das Zentralinstitut der Universität, sie hat auch Aufgaben, die sonst den eigentlichen Bildungsbibliotheken vorbehalten sind, in steigendem Maße mitzuerfüllen. Schon Kurfürst Ottheinrich von der Pfalz, der Schöpfer der Palatina, hat diesen Charakter der Landesbibliothek stark betont und hat sich damit als eminenter Förderer der Kultur seines Landes erwiesen. Auch unter badischer Herrschaft ist diese Erweiterung ihrer Pflichten bewußt übernommen worden, nicht nur für das eigene Land, sondern auch aus alter Tradition für die rheinische Pfalz. Diese über Heidelberg hinausreichende Verpflichtung zu literarischen Diensten kommt auch dadurch zum Ausdruck, daß die Leitung der Universitäts-Bibliothek nicht etwa dem Senat der Universität, vielmehr direkt dem badischen Unterrichtsministerium unterstellt ist.

Zu diesen beiden Verpflichtungen für die Universität und das Land kommt nun noch eine dritte, die Pflege internationaler Beziehungen, die dem Heidelberger genius loci entsprechende

Tendenz zum Universalen. Heidelberg war und ist nicht nur „die ländlich schönste" Stadt, sein Name hat einen guten Klang auch über die Landes- und Reichsgrenzen hinaus. So steht auch Heidelbergs Bibliothek in größeren Zusammenhängen vor allem durch ihre in die ganze Kulturwelt ausgedehnten internationalen Tauschbeziehungen. Kaum einer anderen deutschen Bibliothek dürften solch reiche Tauschmittel zur Verfügung stehen wie ihr; sie verfügt in dieser Beziehung über die sämtlichen Universitäts-Schriften, die Veröffentlichungen der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, des Historisch-Philosophischen wie des Naturhistorisch-Medizinischen Vereins.

So versucht unsere Bibliothek lokal, national und universal der wissenschaftlichen Welt zu dienen. Nichts kann schöner ihre Bereitwilligkeit zu diesem Dienst zum Ausdruck bringen, als das von Universität und Bibliothek schon seit Jahrhunderten verwendete Sinnbild, das wir als Beschluß unter unsere flüchtige Betrachtung der Heidelberger Bibliothek setzen, als der hochaufgerichtete Pfälzer Löwe mit dem aufgeschlagenen Buch in den Pranken, das die stolze Devise trägt: Semper apertus, ihr doppeltes Bekenntnis zur Weltoffenheit wie zur Wahrhaftigkeit.



Heidelberg und die deutsche Literatur

Von Dr. Herbert Derwein, Heidelberg.

Etwa ein halb Jahrtausend ist vergangen, seitdem das älteste erhaltene Lied zum Ruhme Heidelbergs gesungen wurde. Aber diese Verse von Herrn Oswald von Wolkenstein, einem Nachfahren der Minnesänger, sind ganz konventionell, bringen in uns nichts mehr zu unmittelbarem Schwingen, ebensowenig wie die weitschweifige, klappernde Schilderung des „überwunnsamen Tals" durch den Webermeister und Meistersänger Michael Beheim oder die nüchternen Sonnette mit moralischer Nutzanwendung, von Martin Opitz erdacht. Für den, der nicht mit den Augen des Geschichtsforschers blickt, sondern rein genießend eingestellt ist, bleibt das alles tot, nüchtern, langweilig. Nur das nimmt man als ein Tatsachenwissen in sein Gedächtnis auf, daß in jenen früheren Jahrhunderten Heidelberg zweimal Bedeutung für die Dichtung gewann: Seit etwa 1482 suchte Johann v. Dalberg, Kanzler des Kurfürsten und Bischof von Worms, Heidelberg zu einem Mittelpunkt der Humanisten zu machen. Und es gelang dem freigebigen und feinsinnigen Manne, viele der besten Namen an sich zu ziehen. Damals wurde Heidelberg der Ausgangspunkt lateinischer Humanistendichtung. Und, umgekehrt, suchte zu Beginn des dreißigjährigen Krieges der Freundeskreis um Opitz von Heidelberg aus der langverachteten deutschen Sprache wieder Geltung zu verschaffen.

Lebendige Teilnahme aber und Widerhall findet das Thema Heidelberg und die deutsche Dichtung erst seit etwa jenen Zeiten, als der junge Goethe ins Leben stürmte. Seitdem hat die stimmungsmächtige und lebenstrunkene Landschaft immer wieder deutschen Dichtern die Seele geweitet und aufgelockert, die Zunge gelöst, — hat Heidelberg öfter das Stärkste gegeben, was eine Landschaft einem Dichter geben kann: sich selbst zu finden. Will man einen ganz dokumentarischen Beweiß, so muß man Eichendorffs Tagebücher zur Hand nehmen. In dem Augenblick, wo Eichendorffs trunkene Augen das Neckartal sehen, bekommen die knappen, nüchternen Sätze auf einmal Farbe, Duft, Klang und dichterische Kraft. Und erst kürzlich erzählte der doch gewiß ganz unromantische Georg Hermann, wie einst zwei Frühlingswochen in Heidelberg seinen kargen, das Gefühl verbergenden Realismus farbig unterbluteten, wie er den Mut zur seelischen Farbe und zur wirklichen Farbe der Landschaft fand. Keine deutsche Stadt, die rein durch ihre Lage und Atmosphäre so viel dichterische Kräfte auslöste, keine, die so oft im Lied gefeiert ist. Wenn auch sicher einige andere in höherem Maße künstlerischer Sammel- und Ausgangspunkt waren.

Nur ein Dichter fand in Heidelberg sein Geburtshaus: Karl Gottfried Nadler (1809 – 49). Seine philologisch genauen Dialektgedichte bosseln mit erstaunlicher Fingerfertigkeit Heidelberger Redensarten und Ausdrücke zu schmiegsamen und unnachahmlich gesellig wirkenden Versen zusammen. Nadler ist nicht Lyriker. Er geht von der Anekdote, dem Genrebild aus. Mit einem heiteren, aber auch einem nassen Auge blickt er auf die versimpelte Großtuerei verfetteter Stadtbonzen und amtlicher Krippensetzer, auf die Dummpfiffigkeit horizontloser Winkelhocker und Bierbankpolitiker. Wenn seine Verse auch einer bestimmten Zeitrichtung Ausdruck geben, wenn sie schon durch den Dialekt nur einen begrenzten Wirkungskreis haben können, aus der Heidelberger Chronik sind sie



An der Ernst-Walz-Brücke

Photogo Heidelberg

nicht zu streichen. Sie sind der farbige, bis heute waschechte Einschlag im Gespinst des Biedermeier-Heidelberg.

Nadler hatte sein ganzes kurzes Leben mit Heidelberg verbunden. Aber seltsam, — die Stadt, die so schicksalhaft für manchen Dichter wurde, — nicht nur als Dichter, auch als Mensch, — sie ist im übrigen fast stets nur Durchgangspunkt gewesen. Vor uns ziehen sie vorüber, — eine schier endlos lange Schar, die hier eine Zeitlang untertauchte, um dann doch nach neuen Gestaden zu ziehen. Es ist, als ob sie das Erlebnis Heidelberg in voller Kraft und Reinheit hüten wollten, als ob sie fürchteten, es durch Dauer und Gewohnheit abstumpfen zu lassen. Nur einmal schließen sich ein paar junge, bedeutende Menschen zu einer Einheit zusammen, kämpfen Schulter an Schulter, lösen eine Bewegung aus, die weithin Kreise wirft. Sie treten in engen Zusammenhang mit den Spitzen der Universität, spalten diese durch ihr jugendlich aggressives Stürmen in sich schroff gegenüberstehende Parteien. Das war, als Brentano, Arnim und Görres sich am Neckar fanden. Aber auch diese „Heidelberger Romantik" — der Gipfel in dem geistig-künstlerischen Leben Heidelbergs, umfaßte nur eine Spanne von wenigen Jahren.

Zunächst steht das 18. Jahrhundert der Heidelberger Landschaft fremd gegenüber. Der Rationalismus liebt die weite, helle Ebene, möchte die rauhen, höckrichten und steifen Berge glatt machen. So erscheint Heidelberg finster und unübersichtlich, und das irreguläre, zerfallene Schloß wird, jeder historischen Anschauung bar, am Geschmack der Zeit bemessen, der breitausladende Symmetrie in Bau und Garten liebt. Schnell zog man an der Neckarstadt vorbei, nach dem „gleichen und heitren" Mannheim. Am ehesten noch findet das große Faß seine Bewunderer, das die spielerische Anakreontik gelegentlich besingt. Dann aber braust der „Sturm und Drang" auf, als Reaktion gegen die einseitige Verstandeskultur. Man berauscht sich am unmittelbaren Erleben; am freien Strömen des Gefühls, begeistert sich am Heldischen, Gesteigerten, Bunten früherer Zeiten. Mächtig regt nun das Schloß als Denkmal einstiger Herrlichkeit die Phantasie an, — die Gestalten der Vorzeit steigen auf, wandeln durch die zerstörten Räume, schauen mitleidig-verächtlich auf die barbarische, kalte Gegenwart. Prachtvoll unmittelbar hat Maler Müller, der Pfälzer, 1776 diese Stimmungen in seinem Prosadithyrambus „Das Heidelberger Schloß" hingewühlt; Schubart und Heinse schlagen in ihren Briefen den gleichen Ton an. Und auch das lang gefesselte Naturgefühl macht sich frei, die Landschaft mit ihren immer wechselnden Stimmungen spricht nun unmittelbar zur Seele. Von nun an ist Heidelberg als Erlebnis für den modernen Menschen entdeckt. Nicht, als ob die Melodie dieser Landschaft sich jedem gleich erschlösse. Dazu ist sie zu individuell. Jenen vulkanischen, unbedingten Naturen, wie Hebbel, Lenau, Dehmel war im Letzten der Rhythmus dieser Berge zu harmonisch umschlossen, zu endlich, um im Gleichklang mit ihrem Innern zu erklingen. Aber seit den Stürmern und Drängern ist unverlierbar ins Gefühl aufgenommen, was die vorige Generation übersah. So konnte 1804 auch ein J. H. Voß, Erzfeind der Romantiker, seinen überhellen Geist von diesen Bergen, diesem Duft und Blühen (weniger vom Schloß!) umfangen lassen. 50 Jahre früher hätte er sich gewiß gleich hinweggesehnt nach seinen holsteinischen Seen.

Viele unserer Großen sind noch vor den Heidelberger Romantikern den steilen Weg zum Schlosse hinaufgegangen. Wir denken uns Klopstock, Wieland, Schiller von Mannheim aus zu Besuch, Lessing, dessen Frau eine Heidelbergerin war, hatte manche Hoffnung an die Pfalz geknüpft und war 1777 einige Tage in Heidelberg. Von Goethe wird unten zu reden sein. Jung-Stilling, Goethes Jugendfreund, lebte mehrere Jahre hier und Kleists ewig schäumende Unruhe



ebbte für einen Augenblick auf der Durchreise nach Paris im Angesicht des Schlosses ab. Schon 1786 schrieb Matthisson seine einst berühmte Elegie „Schweigend in der Abenddämmrung-Scheine". In weichen, wallenden Akkorden, ohne Anklage, ohne Willensimpuls, wird ihm die Ruine zum Sinnbild aller Vergänglichkeit, in deren Schoß alles Große sinkt. Aber unendlich gelöster, reicher, umfassender erlebt Hölderlin diese Landschaft. Er, dem in den Tälern des Neckars einst sein Herz zum Leben erwachte, war schon mehrfach wie im Atemholen in Heidelberg eingekehrt, bis er 1800 sein Lied auf „der Vaterlandstädte ländlich schönste" fand. Von der Brücke schweift der Blick, erfaßt die ganze Fülle dieser Landschaft gegenständlich und zugleich wundervoll beseelt. Das ganz einmalige Gedicht, in dem jeder Ton bis Scheffel anklingt, der sonst für sich ausgemalt wurde, zaubert wie kein zweites das alte, unentweihte Heidelberg der Romantik herauf.

... Eines tröstet. Du in Hölderlins Lied,
Seliges Traumbild, göttliches Heidelberg,
Wirst noch leben, wenn längst dein Leib zerfiel.
(Otto Frommel.)

1804 dann kommt Clemens Brentano nach Heidelberg, nachdem eben die Universität durch Karl Friedrich zu neuem Leben erweckt war. Brentanos Hoffnung, Tieck für die Hochschule zu gewinnen und unter seiner Leitung mittelhochdeutsche Epen zu erneuern, war fehlgeschlagen, wenn auch Tieck mehrfach in der Neckarstadt vorübergehend zu Gast war und in ihr sein eigentliches Vaterland sah. Aber im Frühjahr zog Brentano Achim v. Arnim nach sich, für wenige Monate nur, in denen auf froher Wandersfahrt viele Volkslieder aus dem Munde des Volkes erhascht sind. In einem Gartenhäuschen am Neckar entstand der erste Band von „Des Knaben Wunderhorn", der Volksliedersammlung. Schon am 30. Oktober 1806 stirbt Brentanos Gattin, die dem ewig Ruhelosen doch irgendwie Halt und Schwerpunkt gewesen war. Liebreich nahm sich nun des Gebrochenen Goerres an, der gerade am Todestage Sophies nach Heidelberg gekommen war, um an der Universität Vorlesungen zu halten. Brentano fachte dann im Freunde die Neigung zu alter Volksdichtung zu hellodernder Begeisterung an. 1807 entsteht Goerres' dithyrambisches Buch über die „Teutschen Volksbücher". Dann sind 1808 Brentano, Goerres und Arnim kurze Zeit vereint, kämpfen den großen Kampf mit dem Rationalisten J. H. Voß und seinem Anhang aus, übermütig, witzig, mit leichten Florettthieben, während die Gegner oft grimmig verbissen dreinhauen. Etwas prachtvoll Genialisches liegt über diesen Tagen. Kampfesorgan ist die „Einsiedlerzeitung", die vor allem viel Altdeutsches bringt, — Sagen, Märchen, Teile aus alten Chroniken, Lieder. Zugleich wird das Wunderhorn vollendet. Aber schon im November sind die Freunde in verschiedene Richtung zerstreut.

Wenn man trotz der Kürze ihres Heidelberger Aufenthaltes die Freunde heute als Heidelberger Romantiker zusammenfaßt, so geschieht es, weil sich am Neckar ihre Bestrebungen kristallisierten und klärten, ihr weiteres Schaffen noch lange unter der Nachwirkung dieser Zeit stand, weil sie von Heidelberg aus oder aus der Heidelberger Stimmung ihre stärksten geistesgeschichtlichen Anregungen gegeben haben.

Auf das Mittelalter blickten schon die Frühromantiker. Aber im Gegensatz zu ihnen wandten sich die Heidelberger vor allem der kollektivistischen Volksdichtung zu. Und sie stehen dem Mittelalter nicht kontemplativ, sondern erfüllt von Willensimpulsen gegenüber. Mit einem ungeheuren ethischen Zorn sahen sie auf die matte Gegenwart, die frivol ist und von engem „Parteigeist"



erfüllt, der starkes Fühlen, frohe Sinnlichkeit, festtägliche Weihe fehlt. Die Aufklärung vom Schlage eines Voß scheint das Herrlichste vergessen zu haben, die Begeisterung bis zur Selbstvergessenheit. Sie unterjocht die Kunst Nützlichkeitszwecken, prägt schnell abfertigende Schlagworte, zersetzt durch Kritik. Dagegen das Mittelalter. – Weil die Heidelberger die Gegenwart so klein sehen, verklärt sich ihnen das Mittelalter zum Inbegriff alles Hohen, Starken, Gesunden. Und dieses Hohe wollen sie hineinreißen in die Gegenwart durch Wiedererweckung der Volksdichtung. Geben die Vorfahren mit ihrem Erbe auch ihren Ernst, ihre Würde und ihr Vertrauen zu sich selbst, „dann werden auch die Götter gnädig sein und bessere Zeiten senden".

Rein geistesgeschichtlich ist bedeutsam, daß die Brüder Grimm in ihren Kasseler Anfängen sich zu den Heidelbergern gehörig fühlten. Schon zum Wunderhorn und der Einsiedlerzeitung haben sie beigesteuert, und immer stand ihnen die Volksdichtung höher als die Kunstpoesie. Unverkennbar sind die Fäden, die vom Wunderhorn zu den Grimmschen Märchen und Sagen gehen. Dennoch besteht von vornherein eine Kluft. Denn die Heidelberger waren von strenger Wissenschaftlichkeit weit entfernt. Sollten die alten Volkslieder wirken, so mußten sie umgedichtet, mundgerecht gemacht werden. Und das besorgten Arnim und Brentano mit vollendeter Willkür. Dagegen hat sich sofort Pietät und wissenschaftliches Gewissen der Brüder gewandt, die in den Märchen jede subjektive Zutat vermieden. Aber gerade ohne das freie Erneuern hätte das Wunderhorn nie so starken Einfluß auf die späteren Dichter ausgeübt.

Auch Karoline v. Günderode rechnet man zu den Heidelberger Romantikern, obwohl sie ihnen nur persönlich, nicht künstlerisch nahestand. Seit jenem Augusttage 1804, als sie Friedrich Creuzer, den Philologen, auf dem Schloßaltan kennen lernte, war sie Heidelberg mit allen Fasern ihres Wesens verhaftet, obwohl sie sich nur selten in die Mauern der Stadt wagte. Wie ein lernbegieriger Laie zum Hohenpriester sah die zarte, in ein weltfernes Traumleben eingesponnene Dichterin zu dem Gelehrten auf, der ihr neue Welten erschloß. Der aber, gleich unfähig zum Verzicht wie zur Sprengung seiner unhaltbaren Ehe, riß sie qualvolle Jahre lang hin und her zwischen allen Ekstasen des Glücks und der Verzweiflung. Bis sie sich, als Creuzer, zu Tode erkrankt, sich von ihr wandte, am Rhein den Dolch ins Herz stieß. –

Unter Karolinens Gedichten nimmt keines unmittelbar auf Heidelberg Bezug. Arnim gibt seiner Novelle „Angelica, die Genueserin" teilweise Heidelberg zum Hintergrund, ohne doch mehr als einige andeutende Striche zu zeichnen. Brentano aber hat in seinem „Lied von eines Studenten Ankunft" Heidelberg ein Preislied gesungen, das die Atmosphäre der Stadt, ihre Landschaft, das Nebeneinander von Erhabenen und Behaglichen, von Ernst, Scherz und Erinnerung an die Großen, die einst hier gelebt, liebenswürdig auffängt. Die trippelnden Knittelverse im Stil des Hans Sachs und das Hineinweben des Martin Opitz, der auch im Wunderhorn durch ein Gedicht vertreten ist, die Genrebilder, die mit sinnlicher Gegenständlichkeit das bunte Treiben des Volkes und seine Festesfreude zeichnen und die Wärme des vaterländischen Gefühls, – das alles macht das Gedicht zum Sinnbild für die altdeutschen, volkstümlichen und patriotischen Bestrebungen der Heidelberger Romantiker.

Im Letzten freilich ist das Gedicht eine Improvisation zu einem äußeren Anlaß. Für die künstlerische Entwicklung Brentanos und Arnims, die einst als erste mit die Rheinromantik entdeckten, scheint die Heidelberger Landschaft kaum Bedeutung gehabt zu haben. Hätte jene Zeit zwischen 1804 und 1808 statt Heidelberg Marburg zum Hintergrund gehabt, wären dort die gleichen Menschen freundschaftlich und feindlich zusammengetroffen, so würde gewiß manches aus

dem Volksmund gesammelte Lied im Wunderhorn durch ein anderes ersetzt sein. Aber Arnims und Brentanos weiteres Schaffen hätte sich schwerlich anders entwickelt.

Dagegen Eichendorff. Für ihn wird Heidelberg (1807/08) das entscheidende Erlebnis seiner Jugend. Gleich gläubig und ausschließlich hingegeben an diese Landschaft, an alles, was sie in sich trägt an Schönheit und Jugendseligkeit, scheint kein Romantiker sonst. So wie in den kurzen, andeutenden Aufzeichnungen die Heidelberger Bilder: Berg, Schloß, Ebene, Fluß und Sonnenuntergänge an uns vorüberziehn, so finden wir sie später in seinen Gedichten und Erzählungen, ihrer örtlichen Bezogenheit entkleidet, immer wieder. Die altvertraute Legende, Eichendorff als Heidelberger Student mit Arnim und Brentano freundschaftlich verbunden zu sehen, hat Forscherarbeit zerstört. Aber wenn die Heidelberger Romantik rein stimmungsmäßig, nicht als geistige Bewegung genommen wird, dann ist Eichendorff ihr reinster Repräsentant.

Zu dem schnellen Reifen des Dichters trug auch die Liebe zu einer jungen Rohrbacherin bei, durch die er „Trauer eines fast gebrochenen Herzens" durchlitt. Es mag zunächst wenig bedeutsam erscheinen, wenn das geliebte „K." im Tagebuch Kätchen Förster hieß. Aber dies Kätchen war die Tochter des Rohrbacher Ölmüllers, — wir horchen schon auf. Mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit ist neulich dargetan worden, daß Eichendorffs wehmütiges Lied „In einem kühlen Grunde" aus diesem Erlebnis erblühte, — daß es in Eichendorffs Lyrik weit tiefere Spuren hinterließ, als wir bisher dachten. Und sicher ist bewiesen, daß in „Ahnung und Gegenwart", dem Roman des jungen Eichendorff, die „Stadt bei der Residenz" Heidelberg ist. „Eine Gegend, aus unserem ersten frischen Jugendglanze, bleibt uns wie das Bild der ersten Geliebten ewig innerlich und reizend", — sagt Eichendorff einmal. Drei Jahre vor seinem Tode noch hat er — am Schluß von Robert und Guiscard — die Atmosphäre des Heidelbergs der Romantik in wundervoll verklärten Versen eingefangen und die Schilderung Heidelbergs um 1808 in dem stimmungsvollen Aufsatz „Halle und Heidelberg" ist die schönste Prosa, die je über unsere Stadt geschrieben worden ist. Aus diesem Aufsatz stammt das immerfort zitierte Wort „Heidelberg ist ja selbst eine prächtige Romantik".

1810 ziehen dann die Boisserée in das große Haus am Karlsplatz — das heutige Bezirksamt — ein. Und langsam wird ihre Sammlung alter Gemälde nachgesandt, die, wie das Wunderhorn, wie die Märchen und Sagen der Grimm, der Gegenwart Trost und Stolz auf eine große Vergangenheit einflößen sollte. Nun wird Heidelberg zum Wallfahrtsort Ungezählter, gerade in den Jahren des Freiheitskrieges, in denen das gesteigerte Nationalgefühl mit doppelter Liebe das Erbe der Vergangenheit umfing. Und wie die jungen Krieger in den Sälen ihr Vaterland „in dem reinsten Strahl" schauen, so entflammen sie sich am Schlosse und seinen Heldengestalten zu Kampf und Rache, geloben, „die Vorzeit zu erneuen". Für diese Stimmungen fand Schenkendorff in zwei pathetischen Gedichten Ausdruck. Unter denen, die durch die Säle der Boisserée ergriffen schritten, finden wir Arnim, Uhland, Tieck, die Grimm, A. W. Schlegel, Jean Paul u. a. Vor allem aber Goethe.

Goethe in Heidelberg. — Schon sechsmal hatte die Stadt den Dichter im alten Jahrhundert in ihren Mauern gesehen. Aber auch jene Herbsttage 1775, deren Schilderung „Dichtung und Wahrheit" beschließt, würden sich kaum aus Goethes flutendem Leben herausheben, wenn sie nicht durch die von außen kommende Entscheidung seines Daseins unterstrichen wären: in Heidelberg holte ihn die Kutsche Karl Augusts nach Weimar ab. 1814 aber wird Heidelberg ihm durch die Gemäldegalerie zum Mittelpunkt einer neuen Welt, in die er zwar längst vorher geblickt hatte, die er später wieder hinter sich ließ, die aber doch aus seiner Altersuniversalität nicht fortzudenken

ist. Schmerzlich sahen die Romantiker, wie reserviert Goethe, ständig den Blick auf die Antike gerichtet, ihren Bestrebungen gegenüber stand. Freilich hatte sich Goethe seit 1808 der jungen Generation in manchem genähert, aber noch bedurfte es jahrlangen Werbens durch Sulpiz Boisserée, bis Goethe am 24. September 1814 zu zweiwöchigem Besuch in Heidelberg eintraf. Und die stille Versenkung in die Welt dieser Farben und Gestalten warfen ihn, nach eigenem Geständnis, aus den alten Gleisen seiner Anschauungen und Empfindungen. Glücklich frohlockt Sulpiz, daß der alte Heidengott dem deutschen Christkindchen hat huldigen müssen. Nachdem Goethe seine Anschauungen von mittelalterlicher Kunst durch Studien und einen Aufenthalt in Köln vertieft hatte, kehrte er 1815 nochmals zurück. Und nun wird das große Erlebnis seines Geistes umspült und getragen von jenem Strömen, das ihm Marianne v. Willemer schenkte. Die drei Septembertage, in denen Willemers dem Dichter nach Heidelberg gefolgt waren, blieben zugleich der volle, bis zuletzt nachhallende Ausklang ihres Zusammenseins. Nie finden wir wieder in Goethes Lyrik so viel Schwung und Leidenschaft, wie in den Heidelberger Gedichten des Divans, in denen Schloß und Terrasse mehrfach Motive hergeben. Freilich mehr aufgegriffen, denn als Quell- und Kristallisierungspunkt. — Marianne ist dann immer wieder in das durch Goethe geweihte Heidelberg zurückgekehrt, zuletzt 1860. Ihr ergreifendes, erinnerungsschweres Schloßgedicht — „Euch grüß ich, lichtumfloßne Räume" — hat sie zu Goethes 75. Geburtstag gedichtet.

Wenn irgendwo, fand Goethe gewiß in Heidelberg Verständnis für seinen allumfassenden Geist. Aber seine volksferne Größe ließ kleine Geister gar nicht wagen, sich ihm zu nähern. Goethes Auge bannte, aber hielt fern. Jean Pauls Allerwelthändedruck ließ keine Befangenheit aufkommen. Er war es, der Wochen hindurch die Stadt in einen Rausch versetzte, wie nie ein Dichter zuvor. Die Universität promovierte ihn zum Ehrendoktor, die Studentenschaft huldigte ihm nach altem Brauch. Feste, Ausflüge zu Wasser und Land lösen sich ab, — überall Gesang, Musik, Lachen, Zechen. Und dazwischen schwärmende Frauenzimmer, erpicht auf Reliquienraub und ein Küßchen in Ehren. Es ist, als ob in dieser Hundstagsidylle die zärtlichen Sentiments, die dem Dichter einst überall entgegengebracht wurden, unter der Treibhaushitze dieser engen Sommergassen wild und bizarr aufgeschossen wären.

Und wie Goethe, ward auch ihm hier „Frühlingshauch und Sonnenbrand". Sophie Paulus entflammte ihn so jugendlich, daß des Dichters Gattin lange schmerzlich litt, und die Spannungen erst nach Sophies Vermählung mit dem alternden A. H. Schlegel allmählich überwunden wurden.

Diese Vermählung des Romantikers mit der Tochter des Rationalisten mochte zunächst wie ein Symbol dafür erscheinen, daß sich auf dem alten Kampfesboden die Gegensätze der Weltanschauungen scheinbar abschwächten. Aber das wunderliche Experiment mißglückte und endete mit einem öffentlichen Skandal. Schon nach wenigen Wochen gingen die Gatten auseinander.

Noch vor dieser Vermählung war Jean Paul nochmals nach Heidelberg zurückgekehrt, und vielleicht hat er durch seine vorsichtige Zurückhaltung gegenüber Sophie diese unbewußt in ihre Katastrophe hineingetrieben. Auch sonst leuchtet Heidelberg 1817 dem Dichter in matteren Farben, nicht nur, weil Wiederholung entzaubert. Aber jene Wochen des vorigen Jahres sind der Gipfel seines letzten Jahrzehnts. Damals entstand der wundervolle Aufsatz, der das innere Glühen preist, das auch das Alter beseelen kann: „Vom Immergrün der Gefühle". Das tiefe Ergriffensein jener Tage zittert auf jeder Seite nach und dankbar wird das Glück festgehalten, das ihm die Boisseréesche Sammlung geschenkt. Aber schon 1819 wurden die Gemälde nach Stuttgart übergeführt. Eine neue Zeit zog auf. Weite Kreise, zumal an der Universität, beherrschte der Liberalis-

mus, der in der Aufklärung wurzelt. Seit 1825 war freilich das nahe Stift Neuburg durch Rat Schlosser eine Romantikerklause geworden, erfüllt von Kunstpflege und geistiger Tradition. Neben den romantischen Malern kehrten hier auch u. a. Kerner, Tieck, vor allem immer wieder Marianne v. Willemer ein. Aber dieser adlige Bezirk lag abseits von der Stadt und den Kräften, die ihrem geistigen Leben immer mehr Richtung gaben.

Noch einmal klingt dann die Romantik (1831/32) in Lenau auf, aber es ist ein schriller, peinvoller Klang. Kein Heimatgefühl hat je den Dichter hier ergriffen, die Harmonie dieser Landschaft blieb dem Zerquälten stumm. Oder er trägt in sie seine eigene Zerrissenheit, schaut durch das warme Blühen „eine kalte Todesmiene", hört aus den Ruinen „der Zeiten steinern stilles Hohngelächter". Nirgends geht in den Heidelberger Schilfliedern das Bild dieser Landschaft ein.

Aber auch Hebbel (1836) war im Letzten Heidelberg eine Enttäuschung. Seine Phantasie hatte sich himmelstürmende Berge aufgetürmt und fand Zwerge, sein metaphysischer Drang verlangte nach der Unendlichkeit der Ebene. Dennoch wird ihm sein äußerlich so tristes Heidelberger Semester zum Wendepunkt. Als Mensch, weil ihm Thibaut riet, die Rechtswissenschaft aufzugeben, in der Erkenntnis, nur einen Umweg so abzukürzen. Aber auch als Dichter. Denn ihm, dem ewig Reflektierenden, der mit dem stechend hellen Intellekt in sich hineinleuchtet, erschließt die buntere Lebensfülle des Südens, das ewig wechselnde Farbenspiel der Sonnenuntergänge und die Magie der Mondnächte den Sinn für die Natur und Außenwelt. Hier lernt er, nicht in die Natur hinein-, sondern aus ihr heraus zu dichten. Der starre Panzer seiner Isoliertheit fällt. Er vermag sich einzuschmiegen, hinzugeben, im All aufzulösen. Schon damals entstand das Nachtlied „Quellende, schwellende Nacht". –

Auch für Gottfried Keller wurden die anderthalb Heidelberger Studienjahre zu einem Meilenstein seines Lebens. Auf den Bergen ringsum klang ihm das Wort Romantik, dessen Begriff er seit Jahren nicht gedacht, wie heller Glockenklang wieder. Doch nicht durch die Landschaft, sondern durch ihre geistige Atmosphäre wird die Stadt für den Schweizer bestimmend. Vor allem durch Feuerbach, der damals in Heidelberg Vorlesungen hielt und Keller sein größtes Bildungserlebnis vermittelte. Feuerbachs Lehre, die alle religiösen und philosophischen Spekulationen verwarf, das Göttliche vermenschlichte, das Menschliche heilig sprach, gab ihm den Grund für seine diesseitige Weltanschauung. Leitete aber zugleich auch die gestaltende Kraft des Dichters, indem sein schweifender, subjektiver Geist an die klare festgegründete Welt gewiesen wird, die nun „glühender, sinnlicher" aufsteigt, wo der Tod als ewige Nacht am Ende steht. Aus dieser neuen Einstellung heraus begann Keller nun, den Grünen Heinrich umzuformen. Aber noch in andrer Weise griff Feuerbach in sein Leben ein. Weil sie den Philosophen liebte, wies Johanna Kapp die Werbung Kellers ab, der im Verzicht auf seine Liebe sich zum Mann gereift wußte. Mehrere Gedichte entstanden damals, unter denen freilich die Verse auf die schöne Brücke Heidelbergs zum Teil reflektiert wirken.

Dann kommt Scheffel nach Heidelberg, der der Stadt sein Lebelang fester verbunden blieb als irgend ein anderer Dichter. Durch ihn wird das alte romantische Heidelberg zum Alt-Heidelberg der Studenten, zur Stadt überschäumender Jugendlust und Zecherfreude, die alles auf den Kopf stellt. Scheffel hat zwischen 1844 und 1847 drei Semester in Heidelberg studiert. Seit 1847 ist er als Rechtspraktikant wieder einige Zeit hier. Schwer drückte ihn oft der Aktenstaub und die politischen Verhältnisse brachten ihm würgenden Ekel. Wie ein reinigendes Bad erfrischte ihn da die zwanglose Kneiprunde des „Engeren", die, schon seit Jahren, den Mittwoch in den Donnerstag verlängerte und über alles Banale hinweg bei Schnurren und Schwänken, schlag-

krätigem Witz und Lust am Parodieren „trank, so lange Stoff da war". Immer wieder ist dann Scheffel in diesen gottvergnügten Kreis geistvoller Männer eingekehrt, die den verschiedensten Berufen angehörten. Hier holte er sich Anregungen zu vielen seiner Gaudeamuslieder, die Motive aus der Naturwissenschaft, der Kulturgeschichte und Sage übermütig parodieren. Am bekanntesten wohl sind die Lieder von den Trinkerheroen Perkeo und dem wilden Rodensteiner, die heraufbeschworen werden, um sie in burlesker Zuspitzung ihre einseitige Begabung erproben zu lassen.

Durch die Gaudeamuslieder ist Scheffel der Lieblingsdichter kneipender Studenten geworden und Heidelberg selbst der lebendste Rahmen für studentische Zecherromantik. Aber weit überragt werden diese oft leicht hingeschütteten Gesänge durch das jauchzende Liebeslied auf „Alt-Heidelberg, du feine", das zuerst mit dem „Trompeter von Säckingen" in alle Welt ging. Das Gedicht, mehr Stimmung und Atmosphäre, als landschaftliches Bild, ist das erste, wirklich sangbare Heidelberglied, volkstümlich wie kein zweites, zugleich die schönste deutsche Stadthymne überhaupt.

Übrigens ist auch der Ekkehard teilweise in Heidelberg geschrieben, wo dem Dichter 1853/54 über alten Chroniken zuerst die Gestalten aufgestiegen sind.

Nur die bedeutendsten Dichter wurden bisher genannt, und nur die, deren Leben hell überschaubar ist. Von anderen sind die Spuren verweht, oder wie bei Rückert, Reuter usw. noch eben als Tatsache erkennbar. Vergebliche Liebesmüh wäre es, von den Tagen des jungen Scheffel bis in unsere Gegenwart, in der fast jeden Gebildeten einmal die Bahn nach oder durch Heidelberg führt, auch nur die Grundlinien weiter zu ziehen. Für kürzer oder länger weilten hier z. B. Richard Wagner und Nietzsche, Dehmel und Hoffmannsthal, Stephan George und Werfel, Emil Strauß, Wedekind, Heinrich Mann. Dauernd festgehalten hat auch heute unsere Stadt nur wenige, — genannt seien Georg Hermann, Mombert und der durch Beruf gebundene Otto Frommel.

Und mehr als je ist Heidelberg in den letzten Jahrzehnten gefeiert, — zumal von Auchdichtern. Denn Heidelberg ist heute dank seiner einzigartigen Popularität eine Art literarisches Spekulationsobjekt für empfindsame Reimer und eilfertige Romanfabrikanten. Diese Volkstümlichkeit freilich wird weniger durch Hölderlin und Eichendorff, als durch Meyer-Försters Rührstück Alt-Heidelberg, durch Schlager, Films, Postkarten mit Liebesszenen in Herzform bestimmt. Wohl keine Stadt, die so sentimental verklärt ist, so stark viele Deutsche in Selbstgenuß ihr „Gemüt" erleben läßt, wie Heidelberg, das Ziel der Hochzeitsreisenden und Selbstmordkandidaten. Nicht uninteressant ist es da, die richtunggebenden literarischen Motive der modernen Heidelbergstimmung zu verfolgen, die immer wieder, bald als Grundmelodie, bald nur anklingend, bald stereotyp erstarrt, bald in persönlicher Ausprägung anklingen.

Wenn einst die Romantik ihre Grundlebensstimmung in Heidelberg verkörpert sah, — das Suggestive, das heute das Wort Heidelberg auslöst, liegt im Gegensätzlichen, Ganz-Anderen. In einer Zeit der Maschinen, des atemlosen Gehetzes erscheint Heidelberg wie die Heimat der Seele. „Selbst von den Lippen des Schaffners klingt der Name wie Poesie", heißt es in einem kürzlich erschienenen Roman ... überall scheint hier ein Lied in der Luft zu liegen ... langsamer und geruhiger gehen hier die Menschen zur Arbeit. ... Sichtbarer scheint hier noch Gottes Schöpferhand zu sein, als draußen in der Welt ... hier kommen Romangestalten zur Erkenntnis, wie unselig sie verhaftet sind an Fesseln und Nichtigkeiten. ... Am Fuße des Schlosses träumen sie ihren schönsten Traum, verbringen sie die glücklichste Zeit ihres Lebens oder doch die Zeit ihres reichsten, gesteigertsten Erlebens. Und fehlt auch nicht die Tragik, — das Leiden geht von hohen, schwelgenden Gefühlen aus, das Sterben ist sozusagen Sterben in Schönheit. Wo Heidelberg aber

mit anderen Städten zugleich Hintergrund eines Romans ist, da ist die Stadt sicher Schauplatz der Liebesgeschichte. Und so steigt Heidelberg immer wieder als Gipfel eines Lebens in verklärter Erinnerung auf, ja es ist mitunter, als erlebten die Romangestalten die Gegenwart um des späteren Glücks der Erinnerung wegen. Nicht selten finden sie zurück im Alter, erleben die Macht des „Jungbrunnens", ein Wort, das im Roman längst vor Entstehung des Liedes „Heidelberg, du Jugendbrunnen" gebraucht ist. (Man vgl. Brausewetter, Alt-Heidelberg du feine; Stratz, Vorbei; Steinkopf, Ingeborg von der Linde usw. bis zum Schlager: Ich hab mein Herz in Heidelberg verloren.) Schon das Heidelberggedicht von M. Greiff zeigt ein gut Teil moderner Typik: draußen des Lebens Stürme, hier Stille, die zu Träumen und Einkehr lockt, die dem Müden Rast und Genesung, dem Alten das Gefühl der Jugend gibt.

Unterstrichen werden diese Stimmungen durch Motive des Farbenstudententums, das ja an sich schon den Gegensatz zum Utilismus des praktischen Lebens verkörpert, das eine bunte Wiese sein will, die den strengen, geraden Weg des Lebens für eine kurze Spanne Zeit unterbricht. In der Flut studentischer Lyrik herrscht naturgemäß der Dilettantismus vor, der meist die überlieferten studentischen Motive verwendet und nur durch Lokal- und Verbindungspatriotismus zu Scheinleben erweckt wird. Einiges aber ist, ohne etwa an Scheffel zu reichen, ins allgemeine Kommersbuch übergegangen. (Auf leisen Schwingen naht. ... Wo zwischen grünen Bergen munter ... Reich mir das alte Burschenband ... usw.) Über Studentenkreise hinaus bekannt wurde Meyer-Försters Theaterstück „Alt-Heidelberg", weniger freilich die liebenswürdige Erzählung „Karl Heinrich", die dem Schauspiel zu Grunde liegt. Charakteristisch kommt wieder das Ganz-Andere, das Heidelberg umfaßt, zum Ausdruck: vorher ungelebtes, dürres Leben, nachher starre Pflicht, die die Regungen des Herzens einsargt. Dazwischen Heidelberg, süße Liebe, Studentenherrlichkeit und ein Mensch, der alle Sinne gebrauchen lernt.

Einen wirklich gewichtigen Roman aus dem Heidelberger Waffenstudententum haben wir nicht. Im Letzten widerstrebt auch das Korporationsstudententum der Gestaltung durch den modernen Künstler, eben, weil es den großen Problemen und Konflikten zu fern steht, weil für seelische Differenziertheit da wenig Raum ist, wo Lebensformen, Persönlichkeitsideal und Alter der Gestalten festgelegt sind. Am gelungensten sind auch in kitschigen Romanen die Studentenstreiche, die vielen prächtigen Originale, die als Studentenfare, Postillons d'amour, Wirte, Paukdoktoren unlösbar mit dem Milieu der Neckarstadt verbunden sind. Die Landschaftsschilderungen kommen kaum irgendwo über das Konventionelle hinaus. Hübsch erzählt Uhdes „Jung-Heidelberg" die Grunderlebnisse des Heidelberger Korporationsstudenten, ganz ohne romanhafte Zuspitzung, ohne Duell, fast ohne Erotik. Alles was an unverbrauchter Kraft im Farbenstudentum lebt, fängt das sympatische Buch ein. Gregor Samarows Kolportageroman „Die Saxo-Borussen" ist oft direkter Kitsch, wegen der reichen kulturgeschichtlichen Bilder aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts aber nicht ohne Interesse. Außerhalb des Korporationszwanges wird Presbers Ben — in „Mein Bruder Benjamin" — seiner Studentenfreiheit froh. Auch in diesem sprudelnden, famos erzählten Roman umschließt Heidelberger Sommerseligkeit und Liebe das Glück eines Lebens.

Die Heidelberger Studentin ist die Heldin von Stratz Roman „Alt-Heidelberg, du feine", während das Gesellschaftsleben in den Professorenkreisen Lilienfeins Buch „Die große Stille" schildert. Beide Romane sind gute Unterhaltungslektüre, die fesselt und anregt.

Ganz losgelöst von der akademischen Welt, losgelöst auch von jeder konventionellen Heidelbergstimmung sind zwei schwerwiegende Werke: Frommels „Mannelin" und Schnacks „Beatus



Blick auf Schlierbach — Aue und Ziegelhausen bei Heidelberg

Phot. Edm. von König

und Sabine". Behutsam und mit verhaltener Andacht schildert Frommel die Jugend eines nach innen gekehrten Knaben, ganz ohne Reflexion und Überlegenheit. Und so wie dieser Knabe allmählich die Heimat entdeckt, so steigt sie auf, – ursprünglich und wesenhaft. Im Gegensatz zu Mannelin wissen Schnacks Kinder Beatus und Sabine nichts von Konflikten und innerem Zwiespalt, von Bildungserlebnissen und Gottsuchen. Nichts geht in sie als die tausend Wunder ihrer Heimat Stift Neuburg, die diese reine, blühende Dichtung in zarter Schönheit erglänzen läßt.

Groß ist die Zahl der historischen Romane. Naturgemäß treten hier vorgeformte Heidelbergmotive zurück und jener Gegensatz zwischen Heidelberg und dem Alltagsgetriebe muß sich verflüchtigen, weil eben die Vergangenheit selbst als Gegensatz zu dem mechanisierten, modernen Leben erscheint. Manche dieser Romane finden vor allem darum dankbare Leser, weil die Liebe zu Heidelberg die Wärme des eigenen Herzens mitschwingen läßt. Hier sei nur genannt, was unabhängig vom Reiz des Lokalen, einfach als Dichtung bestehen kann.

Am bekanntesten ist Schmitthenners Roman „Das deutsche Herz", der mit überquellender Phantasie die Geschichte des letzten Hirschhorn erzählt und ein farbiges Bild von den Stürmen des Dreißigjährigen Krieges, der Belagerung Tillys, entwirft. Aber stilreiner und konzentrierter als dies Heimatbuch, das nicht selten in massive Schauerromantik verfällt, sind Schmitthenners Novellen, die in wundervoller Dichtung das Heidelberg des 17. Jahrhunderts verklären. („Um Heilig Geist", in „Neue Novellen".) Unheimlich lebendig wird das frohe Volk in den engen Gassen, dessen ganzes Wesen diese von warmer Menschlichkeit geborenen Erzählungen spiegeln, wie kein Werk sonst. Und doch sind diese Novellen vergriffen und dürfen in absehbarer Zeit auf keine Neuauflage rechnen. ...

Gegenüber Schmitthenner erscheinen die älteren Romane Hausraths doch etwas verblaßt, verleugnen nicht völlig den Zusammenhang mit dem archäologisierenden Professorenroman der achtziger Jahre. Aber großartig ist die Weite des Horizonts, die Kraft, weltgeschichtliche Gegensätze im Ringen einzelner Gestalten lebendig zu machen. In „Jetta" kämpfen auf dem Boden Heidelbergs Römer und Alemannen um die Herrschaft, in „Klythia" katholische und kalvinistische Eiferer zur Zeit Friedrichs III. – Mehrfach ist die furchtbare Katastrophe der Pfalz durch die Franzosen Hintergrund, – doch nur Juliana von Stockhausens Roman „Brennendes Land" beansprucht ernste Beachtung. Ein genialischer Wurf, hineingetaucht in eine Farbenglut, die auch vor grellen Blitzen nicht zurückschreckt. Wenn anfangs nicht alles ausgeglichen und geformt ist, der zweite Teil ist triebhaft sicher, von erschütternder Wucht und Größe.

Für sich stehen Irma v. Drygalskis Dichternovellen „Im Schatten des Heiligen Berges", die von Goethe, Brentano, von Jean Paul, Gottfried Keller u. a. erzählen. – Und immer ist ohne Zwang eine Situation gepackt, in der sich das Wesen dieser Großen rund entfalten kann. Ein beseeltes Buch voll südlicher Fülle und Schicksalhaftigkeit.

Auffällig ist, daß die prächtige Lieselotte, die Presber und Leo Stein in einem amüsanten Lustspiel auf die Bretter brachten, noch nie über das Episodenhafte hinaus zur Heldin eines Romans gemacht ist. Und nie ist als Hauptmotiv eines Romans gehemmtes Leben, Elend, Hunger, Siechtum, soziale Not, Verkommenheit, Zerbrechen am Alltag in diese frohe Landschaft gestellt, in der doch ein Friedrich Hebbel Entbehrungen bis zur Unerträglichkeit erlitt. Wenn Felden in seinem Ebertroman, dessen Umrisse ja festlagen, den Knaben in niedrigen Stuben und einer der ärmsten Gassen aufwachsen läßt, so weht doch auch durch diese Gasse der frische Wind vom Neckar

her und nimmt viel Erdenschwere. Selbst die Welt des Kaufmanns mit ihrem Rechnen und Erwerben fehlt ganz, abgesehen von H. Villingers Roman Bimchen Bimber, in dem aber der Großkaufmann Bender in deutlicher Gegensätzlichkeit zu dem genius loci geschildert ist. Vielleicht werden diese noch fremden Klänge bei der fortschreitenden Industrialisierung der Neustadt nur zu bald in der Dichtung um die Neckarstadt ertönen. Möge die Altstadt wenigstens erhalten bleiben, — als Denkmal großer Schicksale und Gefühle, als Trägerin des alten, festlichen Erlebnisses Heidelberg.

Heidelberg und die Kunst

Von Schriftleiter Dr. Werner Schmidt.

Wenn man die Beziehungen zwischen Heidelberg und der Kunst behandeln will, so fällt unter dies Kapitel zweierlei: einmal die Verknüpfungen mit der bildenden Kunst, sei es als landschaftliches Motiv, als Aufenthaltsort von Malern oder als Stätte bemerkenswerter Architekturen, zum anderen die mit der darstellenden Kunst, wie sie sich in Theater, Konzerten und ähnlichen Veranstaltungen darbieten. Während es sich hier bei dem einen mehr um eine rückschauende Betrachtung handeln soll, umschließt das andere die Kunstpflege überhaupt als lebendige Gegenwart. Daß beides in Heidelberg eine erhebliche Rolle spielt, ist selbstverständlich. Denn seine einzigartigen landschaftlichen Schönheiten einerseits und seine Bedeutung als Fremden- und Universitätsstadt andererseits sind von vornherein die Träger dessen, was man unter dem Begriff „Kunst" im weitesten Sinne zusammenfassen kann.

Was Heidelberg für die deutsche Dichtkunst bedeutet, darüber ist an anderer Stelle dieses Buches zu lesen. Während aber der Name Heidelberg in der Literaturgeschichte schon längst fest verankert war, haben erst die letzten Jahrzehnte die nicht minder wichtigen und aufschlußreichen Beziehungen zur bildenden Kunst klargestellt. Dies ist um so verwunderlicher, als die eigenartige Formung der Landschaft, der malerische Reiz, der über der alten Stadt und ihrer Schloßruine liegt, für die Maler eine Fülle von Motiven bieten mußte und auch zu allen Zeiten geboten hat. Goethe, der 1797 auf seiner Reise in die Schweiz in Heidelberg weilte, schreibt unterm 26. August: „Die Stadt in ihrer Lage und mit ihrer ganzen Umgebung hat, man darf sagen, etwas Ideales, das man sich erst recht deutlich machen kann, wenn man mit der Landschaftsmalerei bekannt ist und wenn man weiß, was denkende Künstler aus der Natur genommen und in die Natur hineingelegt haben." Dieser Idealcharakter der Landschaft, der zum Nährboden wurde für die in Heidelberg einen bedeutungsvollen Stützpunkt findende wissenschaftliche und literarische Romantik, erzeugte zur gleichen Zeit auch einen Kreis von Landschaftsmalern, deren Bedeutung für die Kunstgeschichte seit der Ausstellung „Heidelberger Maler der Romantik" des Heidelberger Kurpfälzischen Museums im Jahre 1919 feststeht. Und die Hymnen, die die Dichter der Romantik zum Preise Heidelbergs sangen und die ihren Widerhall finden bis in die Gegenwart, haben in den bildlichen Verherrlichungen durch die Maler-Romantiker und die, die jenen folgten, ihr ebenbürtiges Gegenstück.

Der Parallelismus zwischen Literatur und bildender Kunst ist kaum jemals so stark in die Erscheinung getreten wie in dem befruchtenden Einfluß Heidelbergs auf beide. Ebenso, wie den romantischen Dichtern einzelne Vorläufer vorausgingen, hat man auch das Malerische in der Heidelberger Landschaft schon früh erkannt. Von jenem interessanten Bild im Kurpfälzischen Museum, auf dem man in der Landschaft Teile des Heidelberger Schlosses erkennt und das wohl eine gemeinsame Arbeit der Holländer Netscher und Wouwermann ist, soll nicht die Rede sein. Wohl aber von dem großen Heidelberger Bild des flämischen Landschafters Jacques Fouquières von 1618. Es zeigt im Vordergrund die eigenartigen Anlagen des alten Wundergartens am Schloß – des „Hortus Palatinus" – und dahinter dieses selbst. Dann aber – und das ist das Neuartige an





Heidelberg und die Rheinebene

Aquarell von Karl Rottmann 1815 (Kurpfälzisches Museum) Phot. Robert Herbst

diesem Bild – weitet sich der Blick und schweift über die Ebene bis zu den fernen Hardtbergen hinüber. Und es war besonders diese Weite des Blicks mit dem eigenartigen, berauschenden Farbenspiel der in der Ebene versinkenden Sonne – von dem jeder bezaubert ist, der es etwa von der Scheffelterrasse aus einmal gesehen hat –, die die Maler der Romantik immer wieder fesselte. Ihr Kreis ist so groß, daß man sich leider nur mit knappen, ihre Bedeutung keineswegs umfassenden Bemerkungen begnügen muß.

Der bekannteste Name ist Karl Rottmann (1797 – 1850), dessen italienische Landschaften in den Arkaden der Münchener Residenz und die griechischen in der Pinakothek zum mindesten jedem reisenden Kunstfreund vertraut sind. Er war in Handschuhsheim bei Heidelberg geboren und nahm aus der Heidelberger Landschaft seine ersten künstlerischen Anregungen. Am eindrucksvollsten besonders im Vergleich mit dem obengenannten Bild von Fouquières ist sein „Blick auf das Schloß und die Ebene“, auf dem das Schloß, wie durch geheime Kräfte gehoben, aus der Talschlucht emporsteigt, eingetaucht in die farbigen und atmosphärischen Reize eines Sonnenuntergangs. Der Ausgangspunkt für ihn wie für viele der Heidelberger Maler-Romantiker war sein Vater Friedrich Rottmann (1768 – 1816), ein braver Autodidakt und Universitätszeichenlehrer, der seine aquarellierten Bildchen ganz nach alten Rezepten malte ohne bemerkenswerten künstlerischen Impuls. Daß das Eigenartige der Heidelberger Landschaft nicht nur in ihrer Formung, sondern auch in



Blick auf das Stift Neuburg

Ölgemälde von Ernst Fries (Kurpfälzisches Museum) Phot. Robert Herbst

dem immer wechselnden Farben- und Lichterspiel der Atmosphäre beruht, erkannte als erster der Schotte Wallis, der von 1812 bis 1817 in Heidelberg weilte. Mit seiner der Zeit vorauseilenden Begabung für die malerische Wiedergabe des Atmosphärischen ist er ein Vorläufer Turners (der übrigens selbst einen weit verbreiteten Stich mit Blick auf das Heidelberger Schloß schuf). Von ihm erhielten die Heidelberger Maler stärkste Anregungen. Eine Künstlerpersönlichkeit, deren überragende Bedeutung im Kreis der deutschen Landschaftsmalerei jener Zeit erst seit kurzem ganz gewürdigt wird, ist Ernst Fries (1801 – 1833), ein ungewöhnlich begabter Maler von individueller Prägung, Romantiker und Naturalist zugleich, der Schöpfer einer großen Anzahl zeichnerisch und malerisch bemerkenswerter Bilder von Heidelberg, die ihm eine führende Stellung zuweisen. Im Schatten ihres großen Bruders, dennoch in ihrer Art gleichfalls beachtlich, standen Wilhelm (1819 – 1878) und Bernhard Fries (1820 – 1879). Früher als die anderen aus diesem Kreis wurde Carl Fohr (1795 – 1818) der unverdienten Vergessenheit entrissen. Schärfste Beobachtungsgabe, starkes Gefühl für Größe der Form und für Kraft und Wärme der Farbe zeichnen ihn aus, ihn, den einmal ein Freund „eine Seele voll Heidelberg" nannte. Auch sein Bruder Daniel gehörte diesem Kreis als Maler an.

Noch eine andere Heidelberger Künstlergeneration, die ihren letzten Träger sogar bis in die Gegenwart vorschickte, wurzelt in der Heidelberger Romantik, die Familie Schmitt, deren Stammvater Georg Philipp Schmitt (1803 – 1873) ist. Neben warm empfundenen, farbig geschlossenen



Landschaften, die über die Zeit hinausgreifen, gab er besonders in romantischen Stilleben etwas durchaus Eigenes. Sein Bruder Franz (1818–1898) hat anfänglich ihm außerordentlich ähnliche Züge, wird aber in späteren Stilleben wesentlich realistischer. Von seinen beiden Söhnen und Schülern ist Nathanael (1847–1918) am wenigsten Romantiker. Zunächst Landschafter unter italienischem Einfluß wurde er später zu einem beliebten Porträtisten von etwas repräsentativem, aber malerisch fesselndem Einschlag. Mit Guido Schmitt (1834–1922), dem jüngsten Sohn, fand die Generation ihren Abschluß. Landschafter, wie Vater, Onkel und Bruder, war er Romantiker bis an sein Lebensende, der namentlich in England Bilder von technischer Vollendung, malerischer Größe und zwingender Eindrucksstärke schuf, die die gleichzeitige deutsche Landschaftsmalerei überragen. Die eigenartigste Persönlichkeit unter den Heidelberger Künstlern aber ist Georg Wilhelm Issel (1785–1870). Im Kreise der Romantiker wirkend, ragte er doch weit über sie hinaus. Er vermag sich ganz in den Geist der Landschaft zu versenken und gibt sie mit einer unvergleichlichen, aber feinen, schlichten und stillen Realistik wieder. Man denkt bisweilen an Caspar David Friedrich, wenn man diese alten, knorrigen und verwitterten Bäume sieht, die mit krausen Linien vor dem lichten Himmel stehen. Die träumerische Stille des deutschen Waldes hat es ihm besonders angetan.

Aber noch ist die Kette der Maler, die zu jener Zeit in Heidelberg lebten und wirkten, nicht geschlossen. Da ist vor allem der Kreis, der sich mit den Dichtern in der „Romantikerklause", dem Stift Neuburg im Neckartal, zusammenfand und zu dem die Nazarener Overbeck, Veit, Steinle und Führich gehörten. Ferner gab es eine Gruppe, die mit der Schweiz in Verbindung stand und aus der der farbenfeine, romantische Strüdt herausragt. Man nennt weiterhin die Renovatoren der Boisserée-Sammlung Schlesinger, Koester und Xeller. Auch Friedrich Müller, der bekannte Maler-Müller, hat einige Jahre in Heidelberg verlebt. Nicht vergessen darf man Theodor Verhas, bei dem man des Engländers Turner Einfluß erkennt, und vor allem nicht den Grafen Graimberg, der als „Vater des Schlosses" nicht nur für dessen Erhaltung unermüdlich und erfolgreich tätig war, sondern auch der Ruine und der Stadt Schönheiten durch lithographierte Ansichten einer breiten Schicht zu verdeutlichen suchte. Name reiht sich so an Name, Künstler an Künstler, nicht jeder von gleicher Bedeutung, aber doch jeder in seiner Art eingesponnen und belebt durch den romantischen Zauber Heidelbergs.

Dieser überraschend großen und bedeutungsvollen Künstlerschar hat freilich keine spätere Zeit ähnliches zur Seite zu stellen. Daß immer wieder Künstler nach Heidelberg kamen und kommen, sei es zu kürzerem, sei es zu längerem Aufenthalt, ist selbstverständlich. Kallmorgen hat jahrzehntelang in Heidelberg gearbeitet, Kohlhoff verlegte vorübergehend seinen Wohnsitz hierher. Ebenso selbstverständlich ist es, das mancher, der in Heidelberg aufwuchs, hier zum Maler wurde, und daß nicht wenige, die nur an kurzes Bleiben dachten, sich in Heidelberg ansiedelten. Die regelmäßigen Ausstellungen Heidelberger Künstler, die der Kunstverein veranstaltet, künden davon. Ohne zu werten, seien auch von ihnen ein paar Namen genannt. Da ist der mit knappen Mitteln stärksten Ausdruck findende Otto Neumann, als Porträtist, Landschafter und Graphiker gleich bemerkenswert; ferner der Slevogt-Schüler Fritz Heinsheimer, ein Schilderer des Bodensees und neuerdings Schöpfer charakteristischer aktueller Zeitbilder. Herbert Graß gibt vergeistigte Porträts von edler Farben- und Formensprache und kultivierte Stilleben. Ein sehr hoffnungsstarkes Talent ist Schropp, der neuerdings Landschaften von großer Geschlossenheit und lebendiger Auffassung bietet. Das Ehepaar Winkler-Dentz strebt nach seelischer Erfassung des landschaftlichen Objekts,



Blick von der Molkenkur auf Schloß und Schloßhotel

Phot. Edm. von König

wobei er die kraftvollere Sprache, sie die größere Vertiefung besitzt. Ludwig Wuertele hat als Porträtist vielfach Anerkennung gefunden, Theodor Waldraff durch geschmackvolle, in Technik und Farbe hervorragende Aquarelle. Man nennt weiter den gewandten und vielseitigen Adolf Hacker, den durch eine gewisse altmeisterliche Form ausgezeichneten A. Maier, und man könnte diese Aufzählung noch vielfach ergänzen. Neuerdings ist in dem Münchner Ernst Georg Mosler durch jahrelangen Aufenthalt ein außerordentlich liebenswürdiger, in zartgetönten, stimmungsvollen und künstlerisch reifen Aquarellen schöpfender Künder von Heidelbergs Schönheiten entstanden, ein Beweis, daß der Reiz des Ortes immer wieder neue Kräfte heranziehen wird.

Es ließe sich noch manches sagen über die Wandlung der Auffassung und darüber, wie trotz aller Stilverschiedenheiten und individueller Gestaltungsversuche immer wieder das eigentlich Romantische der Heidelberger Landschaft zum Ausdruck kommt. Die Romantik ist eben aus Heidelberg nicht wegzudenken, mag auch die Zeit anders eingestellt sein. Noch heute gilt jenes Wort des alten Eichendorff in seinen Lebenserinnerungen: „Heidelberg ist selbst eine prächtige Romantik; da umschlingt der Frühling Haus und Hof und alles Gewöhnliche mit Reben und Blumen, und erzählen Burgen und Wälder ein wunderbares Märchen der Vorzeit, als gäbe es nichts Gemeines auf der Welt." Aber wir müssen uns derartige Untersuchungen, so reizvoll sie wären, versagen. Denn der Raum ist knapp und das Thema noch lange nicht erschöpft.

Ehe wir uns der darstellenden Kunst zuwenden, sind noch einige Worte nötig über die Architektur, soweit sie uns in bemerkenswerten Gebäuden entgegentritt. Da einiges hiervon auch an anderer Stelle dieses Buchs zu lesen sein dürfte, kann man sich um so eher kurz fassen. Vor allem wollen wir das Schloß, dieses herrliche Anschauungsobjekt für die Architekturstile verschiedenster Zeiten, nicht mit in den Kreis unserer Betrachtungen ziehen. Wir wollen vielmehr bei einer raschen Wanderung durch die Stadt lediglich an diesem oder jenem beachtlichen Gebäude Halt machen. Daß es sich hierbei im wesentlichen um barocke Häuser handelt, ist jedem selbstverständlich, der weiß, daß es erst dem 18. Jahrhundert vergönnt war, das wieder aufzubauen, was die letzten Jahre des 17. Jahrhunderts in Schutt und Asche gelegt hatten. Und ebenso selbstverständlich ist es, daß man in Heidelberg kaum eine prunkvolle oder reiche Architektur findet. Denn einmal galt es, möglichst schnell wieder Wohnungen zu schaffen, andererseits war die Bürgerschaft zu verarmt, um über das rein Notwendige hinaus für äußeren Schmuck noch etwas tun zu können.

Nur eines von den Profangebäuden früherer Zeiten hat die Stadtbrände von 1689 und 1693 überdauert, das reichste, „das Haus zum Ritter St. Georgen", heute kurzweg der „Ritter" genannt, das, in der Hauptstraße dicht bei der Heiliggeistkirche stehend, einen so wundervollen architektonischen Abschluß für die Haspelgasse bildet. Wer dieses Haus 1592 erbaute, ist noch unbekannt, sein Bauherr war der französische Emigrant Charles Bélier, wovon nicht nur die Inschrift, sondern auch die im reichen plastischen Schmuck untergebrachten Widder (bélier) Zeugnis ablegen. Die gleichfalls verwendeten Fische (saur) nennen mit der Inschrift eines anderen Wappenschilds als dessen Frau Francisca Soriau. Die mit Inschriften und Plastiken belebte Fassade strebt in starker Aufwärtstendenz nach oben zu dem hohen, kühn geschwungenen Giebel, unterbrochen von vorspringenden Erkern und Säulen, ein prächtiges Beispiel der deutschen Renaissance und ein Vorläufer vom Friedrichsbau des Schlosses.

Auch die benachbarte Heiliggeistkirche hatte wenigstens zum großen Teil den Brand und die Zerstörung überdauert. Turmhelm und Kirchendach sind barocke Ergänzung dessen, was verbrannte. Von den Verwüstungen im Innern, besonders an den Grabmälern der Kurfürsten, kann hier nicht

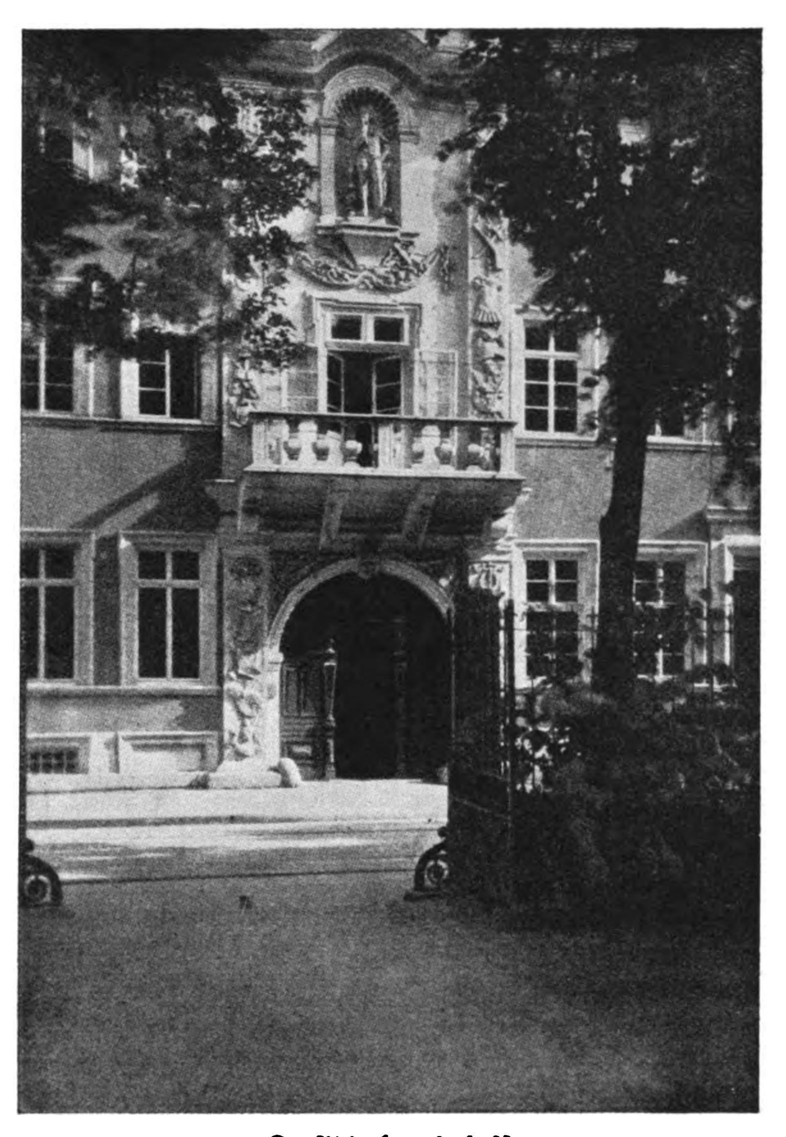
gesprochen werden. Gebaut wurde sie von 1401 bis etwa 1544, vermutlich auf den Fundamenten zweier älterer romanischer und gotischer Kirchen. Bis auf jene barocken Zutaten präsentiert sie sich heute noch in ihrer alten Gestalt als ein wuchtiger spätgotischer Hallenbau. — Gotisch ist ferner auch die Peterskirche gegenüber der Universitätsbibliothek, 1485 gleichfalls auf alten Kirchenfundamenten errichtet, aber so zerstört, daß sie in den Jahren 1864 bis 1870 nicht zu ihrem Vorteil völlig umgebaut werden mußte. Sie wurde künstlich vergotisiert und erhielt auch damals erst den etwas kurzen, aber sehr leicht gefügten durchbrochenen Turmhelm. — In ihren baulichen Anfängen wesentlich älter wie diese beiden Stadtkirchen ist die Dorfkirche von Handschuhsheim, die, auf dem Baugrund einer karolingischen Kapelle stehend, heute noch Bauteile sowohl von dieser wie auch aus frühromanischer und gotischer Zeit vereinigt.

Von den beiden anderen älteren Kirchenbauten der Altstadt ist am bemerkenswertesten die Jesuitenkirche bei der Universität, die der große Raumschöpfer Adam Breunig 1711 zu bauen begann, ein barockes Meisterwerk, dessen Inneres freilich in der heutigen veränderten Form nicht mehr die gleiche großartige Wirkung wie ehedem hat. Der seitlich gestellte Turm wurde erst 1868 bis 1870 erbaut. — Die Providenzkirche schließlich, in der Hauptstraße gelegen, kann gleichfalls auf eine lange Geschichte zurückblicken. Bereits in den Jahren 1659 bis 1661 nach den Plänen Theodor Rebers erbaut, fiel sie der Zerstörung anheim und wurde 1717 wiederhergestellt. Den hübschen Barockturm erhielt sie allerdings erst 1738.

Wenden wir uns nun den Profangebäuden zu, so nennen wir zuerst das in einer Stadt wichtigste Gebäude, das Rathaus. Freilich ist dieses in den letzten Jahren durch Architekt Franz Kuhn im Innern und Äußern völlig umgebaut und erweitert worden, und zwar in einer künstlerisch außerordentlich glücklichen und befriedigenden Weise. Aber die Fassade des Mittelbaus ist auch heute noch in der ursprünglichen Gestaltung der Baujahre 1701 bis 1703 erhalten, ein reizvoller süddeutsch-italienischer Barockstil. — In der Hauptstraße ist außer dem Kurpfälzischen Museum, das in einem besonderen Abschnitt behandelt wird, und dem „Ritter" das prächtigste Haus der sog. „Riese", wohl die großartigste der vielen Heidelberger Schöpfungen Adam Breunigs aus dem Jahr 1707. An einen durch bildnerischen Schmuck stark betonten schmalen Mittelbau stoßen die beiden ganz schlichten Seitenflügel an, ein Ganzes von größter Einheitlichkeit der Wirkung schaffend. Den Namen erhielt der Bau vermutlich durch die überlebensgroße Figur eines Ritters, die in einer Nische des Mittelbaus steht und den Bauherrn, den Oberzeugmeister von Venningen, darstellt. — Von monumentaler Wirkung ist das in der Plöck etwas abseits liegende St. Anna-Hospital, das Johann Jakob Rischer zum Baumeister hat. Es stößt unmittelbar an die gleichzeitig gebaute St. Annakirche an, deren architektonische Wirkung allerdings dadurch verloren geht, daß sie nicht, wie ursprünglich geplant, zwischen zwei gleichartigen Gebäudeflügeln steht.

Es würde zu weit führen, wollte man all' die verschiedenen Barockhäuser anführen, an denen Heidelberg reich ist. Wer mit offenen, kunstverständigen Augen durch die Straßen der Altstadt wandert, wer vielleicht hie und da sogar einmal in einen der Höfe blickt, wird sicher immer wieder auf einen neuen, reizvollen Bau stoßen, wird hier einen hübschen Erker, dort ein graziöses Portal, an einer Hausecke eine lebendig gestaltete Madonnenfigur finden. Und wenn er mit der Formensprache der Architektur vertraut ist, dann wird er nicht allein das barocke Heidelberg entdecken, er wird auch gelegentlich Einzelheiten begegnen, die auf eine frühere Zeit deuten, wie etwa das prachtvolle Renaissance-Portal der „Harmonie", Hauptstraße 110, Bauteile, die infolge besonderer Umstände als einziges von den ehemaligen Häusern die Zerstörung überdauerten. Aber, wie gesagt,

wir müssen uns hier Einzelheiten versagen, zumal dies und jenes wohl auch in anderem Zusammenhang erwähnt ist. Aus diesem Grund soll auch nicht auf die Baugeschichte der Universität eingegangen werden, deren Hauptgebäude in den Jahren 1712 bis 1715 ebenfalls durch Adam Breunig geschaffen wurde. Breunig gab mit diesem und den benachbarten Barockbauten des Jesuitenkollegs sowie des jetzigen Gebäudes der akademischen Lesehalle dem damaligen Zentrum der Stadt ein besonderes, linien- und formenschönes Gepräge. Jedenfalls waren Breunig und Rischer die beiden Baukünstler, die das Gesicht des barocken Heidelbergs bestimmten. Trotz aller fragmentischen Aufzählung durften ihre Namen in einer Abhandlung über die Kunst in Heidelberg nicht fehlen.



Der Riese, Hauptstraße 52
Aus „Führer durch Heidelberg" von Dr. L. Schmieder (Verlag von F. Hörning in Heidelberg.)
Phot. M. Kögel

Von architektonisch besonders bemerkenswerten Neubauten der Gegenwart ist im allgemeinen wenig zu berichten, leider meist auch nur nach der negativen Seite hin (abgesehen von dem oben erwähnten Rathaus-Um- und -Neubau). Denn weder das große, nach den Plänen des Karlsruher Geheimen Baurats Joseph Durm 1901 – 1905 erbaute Gebäude der Universitätsbibliothek mit seinem verwirrenden Fassadengeschnörkel, doppelt bedrückend als Gegenüber der Peterskirche, noch die am Neckar gelegene Stadthalle, 1901 – 1903 von den Architekten Henkenhaf & Ebert geschaffen, und die in einem Kapitel über die „Kunst" wahrlich nichts zu suchen hat, können mehr als lediglich diese Erwähnung beanspruchen. Abgesehen davon kam es bisher ja auch mehr darauf an, die Kunst zu betrachten, die organisch mit Heidelberg verwachsen ist. Das war eben jener Maler-

Romantikerkreis mit seinen gemalten Hymnen auf Heidelbergs Schönheiten, das war aber auch jene Barockarchitektur, die sich mit ihren schwellenden und dennoch klassisch geformten Linien, mit dem schwingenden Fluß ihrer Konturen — besonders der Dächer — völlig in das weiche Auf und Ab der die Stadt umgebenden Höhenzüge einfügt. Diese Übereinstimmung ist so groß, daß man barocke Zutaten überhaupt nicht mehr als fremdartig empfindet und daß einem z. B. die kecke Barockhaube der Heiliggeistkirche sehr viel passender dünkt als der ursprüngliche steife gotische Helm. Ganz ebenso ist es mit dem Brückentor und seinen barocken Turmzwiebeln.

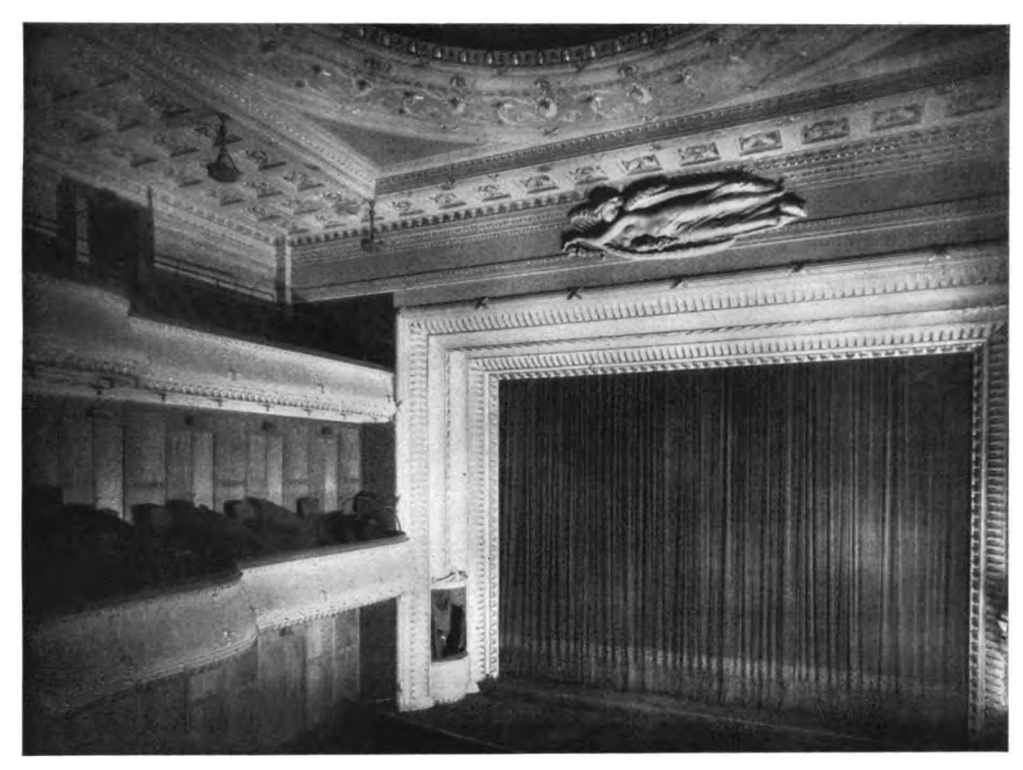
Am stärksten aber vermag die Reize einer solchen organischen Verbundenheit zwischen Architektur und Landschaft die alte Brücke selbst zu verdeutlichen, die deshalb auch den Abschnitt über die bildende Kunst beschließen soll. Vier Vorgängerinnen hatte sie, alle aus Holz gefügt und entweder vom Eisgang zerstört oder von den Franzosen verbrannt. Sie wurde auf Karl Theodors Geheiß von Mathias Maier in „zween Sommern" erbaut und 1788 eingeweiht. Mit einer wundervollen Leichtigkeit, die jede Schwere des Steins aufzuheben scheint, schwingt sie sich von einem Ufer zum anderen, von demselben Rhythmus beseelt wie die Konturen der Berge rechts und links des Neckars. Und da wir unsere Betrachtungen über die bildende Kunst mit einem Goethewort begannen, so wollen wir sie auch mit einem solchen schließen. Er schreibt in demselben Abschnitt seiner Schweizerreise, als er die alte Brücke etwa vom heutigen Karlstor aus erblickt hatte: „Die Brücke zeigt sich hier in einer Schönheit, wie vielleicht keine Brücke der Welt."

* * *

Die starke Bevorzugung Heidelbergs durch die Natur, die Romantik der Landschaft, die Maler und Dichter hier zusammenführte und immer aufs neue hierher ruft, die aus der Universitätsstadt Heidelberg auch eine Fremdenstadt von Weltruf gemacht hat, enthebt die Stadt aber nicht den Verpflichtungen der darstellenden Kunst gegenüber, wie sie ihren Niederschlag in Theater und Konzerten finden. Beides hat, vor allem in den letzten Jahren, eine Ausgestaltung erfahren, die weit über sonstige provinzielle oder kleinstädtische Gepflogenheiten hinausgeht.

Es ist selbstverständlich, daß das Theater in der ehemaligen kurfürstlichen Residenzstadt Heidelberg stark gepflegt wurde, wenn es auch natürlich zunächst ganz an den Hof gebunden war. Vor allem das frühe 17. Jahrhundert, als sich der jugendliche Friedrich V. mit der englischen Königstochter Elisabeth vermählte, brachte neben anderen prunkvollen Festlichkeiten auch das Theaterspiel zu großer Geltung. In dem westlichen Bollwerk des Schlosses, dem dicken Turm, wurde um das Jahr 1613 ein großer Theatersaal eingebaut. Und als dann die Herrlichkeit des Winterkönigs ihr jähes Ende gefunden hatte, als die Schrecken des Dreißigjährigen Kriegs vorübergezogen waren, da entstand in Karl Ludwig (1648—1680) ein neuer Förderer des Theaters. Englische, französische und deutsche Komödiantentruppen wurden zu Gastspielen an den Hof gezogen, Stücke von Shakespeare und Molière sowie des Deutschen Gryphius „Peter Squenz" gingen über die Bühne des dicken Turms. Daneben fand man viel Gefallen an italienischen Schäferspielen und deutschen Singspielen. Auch der folgende Kurfürst Karl pflegte das Theater, allerdings seinem Geschmack entsprechend in einem weniger literarischen Sinn. Seine Liebe galt glänzenden Ausstattungsstücken und Ballettpantomimen, meist schwülstige, französierende Schäferpoesie, die den Bibliothekar Lorenz Beger zum Urheber hatte und bei der die ganze Hofgesellschaft einschließlich des Kurfürsten mitwirkte.

Als dann nach der Zerstörung Kurfürst Johann Wilhelm, der in Düsseldorf seinen glänzenden Hof hielt, aber auch häufig in der Pfalz residierte, den Wiederaufbau der Stadt energisch in die



Innenansicht des Heidelberger Stadttheaters

Hand nahm, fehlte bei seinen Hoffestlichkeiten selbstverständlich das Theater nicht. Ein zweimaliger Besuch von Kaiser Joseph I. in Heidelberg zu Beginn des 18. Jahrhunderts brachte die Aufführung der Oper „Il Marte Romano" unter Mitwirkung der berühmten Düsseldorfer Hofmusik und des Festspiels „I pregi della Rosa". Damit scheint aber auch ein gewisser Endpunkt für diese Art des Theaters in Heidelberg gekommen zu sein. Denn an den Hof gebunden hörte es auf, als Heidelberg nicht mehr Residenz war. Schon Johann Wilhelm hatte sich mehr und mehr von Heidelberg nach Düsseldorf zurückgezogen, Carl Philipp baute dann das Mannheimer Schloß und residierte seit 1720 dort, und Heidelberg sank von einer Residenzstadt zur Landstadt herab. Immerhin ist es möglich, daß die gelegentlichen Fürstenbesuche auch theatralische Aufführungen brachten.

Inzwischen war das Mannheimer Nationaltheater geschaffen worden und zu Ruhm und Ansehen gelangt. Heidelberg selbst hatte noch kein eigenes Theater, wohl aber war schon 1786 anläßlich des Universitätsjubiläums in den Räumen des späteren Bürgerkasinos und Hotels „Prinz Max" (Marstallstraße 9) durch den Universitätsprofessor Johann Andreas Traitteur ein Festsaal geschaffen worden, in dem die Mannheimer Bühne zu Beginn des 19. Jahrhunderts Gastvorstellungen gab. Der durch den großen Zuspruch dieser Vorstellungen wachgerufene Plan, ein eigenes Theater in Heidelberg mit einer eigenen Truppe zu schaffen, stieß auf den Widerstand des Mannheimer Intendanten, der die Konkurrenz fürchtete und zugleich die Überzeugung aussprach, ein Heidelberger Theater werde sich unmöglich lange halten können. 1838 endlich erhielt der Theaterdirektor Kleff aus Alzey die Genehmigung, für ein Vierteljahr im „Riesenstein" Theateraufführungen zu ver-

anstalten. Dies war der erste Anstoß zu der 1840 erfolgten Gründung eines Komitees zur Erbauung eines eigenen Theaters. Der Plan, in den Revolutionsjahren zurückgestellt, wurde aber erst 1852 spruchreif, als man den Garten des ehemaligen Kapuzinerklosters in der Theaterstraße erwerben konnte. Es war besonders Johann Landfried, der die ganze Theaterfrage in die richtigen Wege leitete, Aktien zur Beteiligung ausgeben ließ und den Stadtbaumeister Lehndorff mit dem Bau beauftragte. So konnte denn am 31. Oktober 1853 das Heidelberger Theater, dem die Stadt einen jährlichen Zuschuß von 1000 Gulden bewilligte, mit Schillers „Braut von Messina" eröffnet werden. 1874 ging es aus dem Besitz der Gesellschaft an die Stadt über. Das Gebäude selbst hatte im Laufe der Zeit mancherlei Verbesserungen, aber keine größeren Umbauten erlebt. Auch heute noch erhebt es sich über seinem alten Grundstein. Man hatte vor dem Krieg geplant, ein neues Theater zu bauen, und zwar auf dem alten Bahnhofsgelände, da man mit einem neuen Bahnhof bis zum Jahre 1916 oder 1917 rechnete. Nachdem aber die Zeitläufte alle Voraussetzungen unmöglich gemacht hatten, mußte man auf eine andere Lösung der Theaterfrage bedacht sein, die durch die vollkommene Überalterung des Hauses und seiner technischen Einrichtungen sowie durch die gänzlich unzureichenden Sicherungen bei Feuersgefahr nach 70jährigem Bestand absolut notwendig war. So entstand denn nach mancherlei Schwierigkeiten ein völliger Umbau, der fast einem Neubau gleichkam. Dieser, in den Jahren 1924 und 1925 von Stadtbaurat Haller in glänzender Weise durchgeführt, schuf aus dem Heidelberger Theater ein kleines Schmuckkästchen von künstlerischer und intimer Wirkung, in dem die Heidelberger bei der Eröffnung im Juni 1925 ihr altes Haus kaum wiedererkannten. Hand in Hand damit ging eine vollkommene Erneuerung des gesamten technischen Apparates, wie Rundhorizont, modernste Beleuchtungsmittel usw., so daß die Bühne, trotz ihrer Kleinheit, allen Anforderungen gerecht werden kann. Bis zum Jahre 1926 ein Pachttheater, steht es seit Beginn der Spielzeit 1926/27 als Regietheater unter der Leitung eines Intendanten. Seit seinem Bestehen hat das Heidelberger Theater ein eigenes Ensemble gehabt, nur in den Kriegsjahren fanden Gastspiele der Frankfurter, Darmstädter, Mannheimer und Karlsruher Bühnen statt. Gegeben werden Oper, Operette und Schauspiel im weitesten Umfang, so daß man neben einem Schwank auch klassische Dramen zu sehen bekommt. Besonders in den letzten Jahren hat das Heidelberger Theater, nicht mehr gehemmt durch die Primitivität seiner Einrichtungen, einen starken künstlerischen Aufschwung genommen und Vorstellungen geboten, die über einem provinziellen Durchschnitt lagen. Die Spielzeit läuft im wesentlichen von Anfang Oktober bis Mitte oder Ende Juli

Einen Teil der sommerlichen Pause haben nun seit 1926 die Heidelberger Festspiele auszufüllen versucht. Es war zweifellos ein Wagnis, daß das kleine Heidelberg die Konkurrenz mit anderen, größeren Festspielstätten aufnahm. Weil man aber diese Festspiele von vornherein bewußt auf den eigenartigen Charakter Heidelbergs, auf die Romantik des Ortes und vor allem seines Schlosses einstellte, war dem Gedanken ein großer künstlerischer Erfolg beschieden. Besonders die nächtlichen Aufführungen des „Sommernachtstraums" im Schloßhof haben den Ruf der Heidelberger Festspiele in die Weite getragen. Unter Hartungs genialer Regie und unter Mitwirkung namhafter deutscher Künstler erstand hier vor dem natürlichen Prospekt des Otto-Heinrich-Baus, zwischen den Büschen, auf den Rasenflächen und unter dem Gefunkel eines sommerlichen Sternhimmels ein Spiel von traumhafter Schönheit, das tiefste Eindrücke hinterließ. Auch das gleichfalls im Schloßhof als Nachtvorstellung gegebene „Kätchen von Heilbronn" erfuhr im romantischen Rahmen dieser natürlichen Bühne eine eindrucksvolle, stimmungsgemäße Wiedergabe. Im sog.

Bandhaussaal des Schlosses sah man vor gotischen Spitzbogenfenstern und zwischen lastendem Gemäuer den „Urfaust", „Macbeth" und „Schluck und Jau", während das erste Festspieljahr im Stadttheater die deutsche Uraufführung von Hamsuns „Munken Vendt" brachte. In jedem Falle war das künstlerische Ergebnis groß, und die lebhafte Anerkennung, die die Heidelberger Festspiele fanden, haben aus dem Versuch eine ständige Einrichtung gemacht.

Während Heidelberg seinen Ruf als Theaterstadt erst zu festigen hatte und als Festspielstadt überhaupt neu erwarb, hat es von jeher als eine besondere Pflegestätte der Musik gegolten. Seit Philipp Wolfrum in Heidelberg wirkte, hat das musikalische Leben der Stadt ein so bedeutendes Gepräge erhalten, wie kaum in einer anderen von gleicher Größe. Heidelberg war zu einer Musikstadt von lebendigster Formung geworden. Namhafte Künstler und Künstlerinnen aller Art kamen hierher, und bedeutende musikalische Neuschöpfungen wurden hier aus der Taufe gehoben. Der Heidelberger Bachverein, Wolfrums Gründung, und das Heidelberger städtische Orchester legten mit ihren Aufführungen den Grund zu jener Heidelberger musikalischen Tradition, die zu einem festen Begriff geworden war. Freilich erhielt dieser Begriff durch den Krieg und seine Folgen sowie durch Wolfrums Tod eine starke Erschütterung, und es hieß eigentlich, völlig neu aufzubauen. Heute hat Heidelberg seinen musikalischen Ruf wieder gefestigt, heute finden die großen Chorkonzerte des von Universitätsmusikdirektor Dr. Poppen geleiteten Bachvereins oder die Symphoniekonzerte des städtischen Orchesters, von denen jeden Winter eine größere Anzahl teils unter der Leitung hiesiger, teils unter der namhafter auswärtiger Dirigenten stattfinden, die gebührende Resonanz. Clemens Krauß, Siegfried Wagner, Joseph Krips, Hermann Abendroth, Hermann Grabner, Peter Raabe, Gerhard von Keußler u. a. haben in den letzten Jahren in Heidelberg am Dirigentenpult gestanden. Manches Werk erlebte hier seine Uraufführung, und besonders die allerletzten Jahre haben auf musikalischem Gebiet Fruchtbares geleistet.

Neben diesen regelmäßigen Winterkonzerten ist aber auch noch auf andere Weise an die alte Heidelberger Musiktradition angeknüpft worden. Es sind dies die im späten Frühjahr stattfindenden musikalischen Feste, die Konzerte verschiedenster Art unter einem einheitlichen Gedanken vereinigen. Schon das Jahr 1924 brachte die Nordische Musikwoche, in der ausschließlich Werke nordischer Komponisten, vielfach unter deren eigenen Leitung, zu Gehör kamen. Das Jahr 1926 aber führte die Brahmsgesellschaft mit ihrem Brahmsfest nach Heidelberg. Und mit ihr kamen Wilhelm Furtwängler und die Berliner Philharmoniker, die von nun an mit ihrer großen Kunst zu den regelmäßigen Gästen des Heidelberger Musikjahrs gerechnet werden dürfen. In ihrer unvergleichlichen Nachschöpfung erlebten wir 1927 das Beethovenfest, das durch sie zur erschütterndsten Gedenkfeier wurde, und wir werden sie auch weiterhin bei uns begrüßen dürfen. Heidelbergs altes Ansehen als Musikstadt ist gerade hierdurch zu neuem, strahlendem Glanz geführt worden.

Das in der Tat außerordentlich rege Musikleben der Stadt und ihre große Musikgemeinde begnügen sich aber nicht nur mit diesen Chor- oder Orchesteraufführungen. Zu ihnen treten die zahlreichen Solistenkonzerte und die Kammermusikkonzerte. Auch hier würden wir Namen von Klang begegnen, wenn wir Einzelheiten aufzählen wollten. Warum aber sollen wir Namen nennen, wenn die lebendige Gegenwart jedem Gelegenheit gibt, selbst festzustellen, in welch' ausgedehntem Maße Heidelberg sich heute wieder seiner großen musikalischen Tradition bewußt ist?

* * *

Unser Streifzug durch das weite Gebiet, das unter dem Titel „Heidelberg und die Kunst" zusammengefaßt ist, ist zu Ende. Es war ein rasches Wandern, das nur an diesem oder jenem

bemerkenswerten Punkt einen kurzen Halt gestattete. Bisweilen konnte nur ein einzelner Ton angeschlagen werden, wo man gern die ganze, reiche Skala hätte erklingen lassen. Lücken mußten bleiben, die auszufüllen den doppelten Raum beansprucht hätten. Denn das Thema ist an sich gewaltig groß, größer sicher, als der Fernerstehende glaubt. Aber trotz allem Fragmentarischen hat es doch wohl in der Verbindung der einzelnen Töne einen vollen, wohlklingenden Akkord gegeben. Ob bildende Kunst, ob Theater oder Musik, ob Vergangenheit oder Gegenwart, Heidelberg war immer ein aufnahmebereiter und selbstbefruchtender Boden. Schicksalsschläge, die über Stadt oder Volk heranbrachen, mögen es wohl für Zeiten zurückgeworfen haben, aber es gab immer wieder ein neues Erblühen, einen neuen Aufschwung.

Das Kurpfälzische Museum

Von Schriftleiter Dr. Werner Schmidt.

Als es zu Beginn des 18. Jahrhunderts galt, das zerstörte Heidelberg wieder aufzubauen, war es in erster Linie der in Mainz geborene Adam Breunig, der das architektonische Bild der neuerstehenden Stadt beeinflußte. Vermutlich ein Schüler des großen Würzburger Meisters Petrini, war er schon vor der Zerstörung als Maurer in Heidelberg tätig, das er nun als Architekt mit prachtvoll komponierten Bauten schmückte. Eine seiner reizvollsten Schöpfungen war das in der Hauptstraße für den Universitätsprofessor, Regierungs- und Revisionsrat von Moraß 1712 erbaute Haus, in dem sich heute das Kurpfälzische Museum befindet. Dieses alte, schöne Patrizierhaus hatte eine wechselvolle Geschichte, ehe es in die Hände der Stadt kam und Museum wurde. 1733 erwarb es die Familie von Bettendorf, von der es Juliane von Zyllnhardt, eine natürliche Tochter des Landgrafen von Hessen, übernahm. Dann gehörte es 75 Jahre lang der Familie des berühmten Heidelberger Chirurgen M. J. von Chelius, die es 1906 der Stadt schenkte. Seit dieser Zeit ist es, von Professor Hoffacker ohne wesentliche Eingriffe im Inneren und Äußeren erneuert, Museumsgebäude.

Wechselvoll wie die Geschicke ihres Heims sind auch die der Sammlungen selbst. Das beginnende 19. Jahrhundert sah in Heidelberg vor allem zwei Sammlungen. Das war einmal die berühmte der Gebrüder Boisserée, die sich von 1811 bis 1819 in einem Haus am Karlsplatz befand und vor deren altdeutschen und altniederländischen Werken Goethe mit tiefer Ergriffenheit die Größe des deutschen Mittelalters erkannte. Diese Sammlung war es, die jenen Nazarenerkreis unter den Heidelberger Malerromantikern befruchtete, von dem an anderer Stelle die Rede war. Die zweite der Heidelberger Sammlungen des frühen 19. Jahrhunderts war der belebende Quell für die eigentlichen Romantiker unter den Malern. Sie gehörte dem Krappfabrikanten und späteren Bankier Christian Adam Fries. Hier hing, ebenfalls von Goethe und anderen hohen Besuchern bewundert, neben anderen Schätzen vor allem eine große Anzahl Bilder des Schotten Wallis, der von so nachhaltigem Einfluß auf die Heidelberger Maler war. Sie wirkte wohl auch befruchtend auf die drei Malersöhne von Adam Fries und namentlich auf den begabtesten von ihnen, Ernst Fries. Aber diese beiden Sammlungen — zu denen noch einige kleinere gehörten — sind nicht der Ausgangspunkt des heutigen Museums. Dies ist vielmehr die in der Hauptsache lokal- und landesgeschichtlich gebundene Sammlung des Grafen Graimberg gewesen.

Der Name dieses um Heidelberg außerordentlich verdienten Mannes ist uns bereits in dem Überblick über die Heidelberger Kunst begegnet. Es war auch dort nicht allein von seinen künstlerischen Arbeiten die Rede, sondern ebenso von seinem unermüdlichen und selbstlosen Eintreten für die Erhaltung der Heidelberger Schloßruine, das ihm den Beinamen „Vater des Schlosses" eintrug. Denn seit sich Carl Graf von Graimberg-Belleau, der Sproß einer Emigrantenfamilie, im Jahre 1810 in Heidelberg niedergelassen hatte, kämpfte er mit allen Mitteln um einen behördlichen Schutz für das Schloß, dessen Bestand nicht nur durch die Einwirkungen der Naturkräfte, sondern auch durch die sinnlose und barbarische Zerstörungssucht der Menschen aufs äußerste gefährdet war.

Neben dieser oft wenig anerkannten, zuletzt aber doch von Erfolg gekrönten Arbeit hatte er sich noch eine zweite zum Lebensziel gesetzt. Mit erheblichen Opfern schuf er in den Jahren 1811 – 1864 eine Sammlung von pfälzischen Kunstgegenständen und Altertümern, besonders Bildnisse der pfälzischen Herrscher und einzelne altdeutsche Werke. Der zufällige Fund einiger pfälzischer Münzen im Schloß soll den ersten Anstoß dazu gegeben haben. Im Laufe der Jahre wuchs die Sammlung immer mehr an, Bildnisse von Gelehrten und Künstlern, soweit sie mit der Pfalz und besonders mit der Heidelberger Universität in Verbindung standen, kamen hinzu, weiterhin Münzen und Siegel, Bildnereien und Bauteile, Gefäße und Hausrat, Waffen und Rüstzeug. Die Sammlungsgegenstände waren im Friedrichsbau des Schlosses untergebracht bis auf eine kurze Zeit, während der sie sich im Graimbergschen Haus am Kornmarkt befanden. Ein erstes „erklärendes Verzeichnis der Denkmäler in der Graimbergischen Alterthümer-Sammlung des Heidelberger Schlosses", das der Heidelberger Professor Dr. Alfred Leger 1838 herausgab, verzeichnet 3681 Einzelstücke, doch scheint hierbei manches, vielleicht nicht allzu wichtiges, ausgeschaltet zu sein, da Graimberg selbst einmal von über 9100 Stück schreibt. Wie dem auch sei, es war eine, wenn auch nicht in allen Teilen gleich wertvolle, so doch sehr umfangreiche und interessante Sammlung, die die Stadt Heidelberg 15 Jahre nach dem Tode des Grafen im Jahre 1879 erwarb. Man ließ sie zunächst im Friedrichsbau des Schlosses. Als aber die Bestände durch das Vermächtnis des Rechtsanwalts Albert Mays vermehrt und durch römische Altertümer, die man im Laufe des 19. Jahrhunderts in Neuenheim und in Bergheim gefunden hatte, sowie durch prähistorische und frühgermanische Funde erheblich erweitert worden waren, erwiesen sich die Räume als zu klein. So kam denn das Geschenk des Cheliusschen Hauses der Stadtgemeinde außerordentlich erwünscht. Im Jahre 1908 wurde die Sammlung hierher übergeführt und unter der Leitung von Karl Pfaff – dem Verfasser des grundlegenden Buches über Heidelberg – aufgestellt.

Aber diese „Städtischen Sammlungen" hatten doch ein ganz anderes Gesicht als das heutige Museum. Ganz abgesehen von ihrer räumlichen Verteilung wollten sie besonders der Lokalgeschichte dienen und bildeten so einen durchaus nicht glücklichen Kompromiß zwischen häufig recht wertlosen lokalgeschichtlichen Erinnerungen und einem kultur- und kunsthistorisch wertvollen alten Bestand. Es war ein richtiges Stadtmuseum, das im allgemeinen keine allzu große Beachtung fand. Erst dem jetzigen Direktor Dr. Karl Lohmeyer war es vorbehalten, das Museum von Grund auf zu reorganisieren. In konsequent durchgeführter Aufbauarbeit entstand vor allem in den ersten Nachkriegsjahren seiner ganzen Anordnung und gedanklichen Gliederung nach eines der reizvollsten deutschen Museen, das im organischen Aufbau eine fast lückenlose Übersicht bietet über die Kunstpflege der kurpfälzischen Lande, wie sie von den bildungsfreudigen und großzügigen Herrschern einstmals geübt wurde. Damit Hand in Hand gingen die Bestrebungen Lohmeyers, die bedeutende Zeit der Heidelberger Romantik an den Schöpfungen Heidelberger Maler zu verdeutlichen. Rein äußerlich wurde diese Umstellung durch die Änderung des Namens in „Kurpfälzisches Museum" gekennzeichnet, die 1921 erfolgte.

Wir wollen uns nun in einer raschen Wanderung ein wenig in den Räumen dieses Museums umschauen, müssen aber vorausschicken, daß das Bild sich häufig ändert. Neuerwerbungen, Sonderausstellungen u. a. zwingen zu öfterer Umstellung, ganz abgesehen davon, daß auch von den außerordentlich zahlreichen magazinierten Beständen gelegentlich dies oder jenes Stück ausgetauscht wird. Ehe wir das Haus betreten, werfen wir noch einen Blick auf Breunigs prächtige, reichgegliederte Barockfassade mit dem breiten, hohen, von vier lebhaft vorspringenden Säulen um-



Blick ins Neckartal mit Stift Neuburg und Stiftsmühle

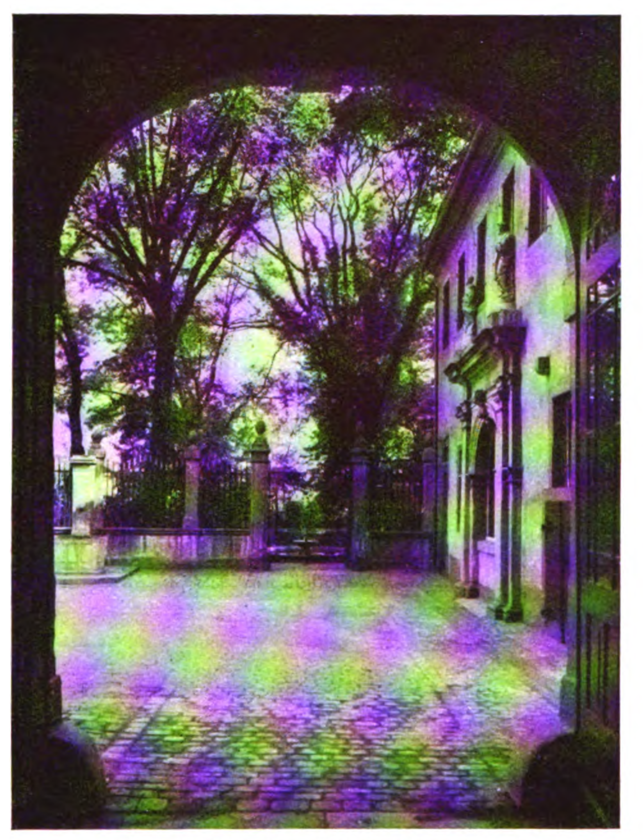
Phot. Edm. von König

schlossenen Portal, dem zierlich vergitterten Balkon und den acht, von bauchigem Gitterwerk geschützten Erdgeschoßfenstern. Im Hausgang schon umfängt uns die Stille des alten Patrizierhauses. Durch das große Hoftor schweift der Blick über den Hof hinweg zu dem idyllischen Barockgarten, den ein von Steinpostamenten gehaltenes, graziöses Gitter umfängt. Alte Bäume rauschen über einem leise plätschernden Springbrunnen und die sanftgeschwungenen Linien des Heiligenberges bilden einen köstlichen, natürlichen Hintergrundsprospekt. Ein echt barocker Durchblick! Dann steigen wir rechts das breite Treppenhaus empor zu den eigentlichen Sammlungsräumen. Unseren Aufstieg begleiten die Bildnisse der kurpfälzischen Herrscher, gemalt von G. Desmarées, J. H. Brandt, J. G. Ziesenis u. a., wobei uns die Bilder des Winterkönigs Friedrich V., seiner Gemahlin Elisabeth von England und ihrer Kinder Karl Ludwig und Elisabeth Charlotte – der Pfälzer Liselott und späteren Herzogin von Orleans – zugleich Kunde geben von den weitverzweigten Verknüpfungen des pfälzischen Herrscherhauses.

Die Sammlungsgegenstände des ersten Museumsraumes stehen in doppelter Beziehung zu Heidelberg: sie erinnern einmal an die oben erwähnte berühmte Sammlung Boisserée und sie stammen außerdem größtenteils aus Heidelberger oder pfälzischem Kloster- und Privatbesitz. Ein Prachtstück ist hier der große Altarschrein Tilman Riemenschneiders, eine frühe Arbeit des großen Plastikers von strengem Aufbau und feiner Geschlossenheit, der wohl ursprünglich das Heidelberger Franziskanerkloster schmückte. Zwischen Truhen und Altärchen aus hiesigen oder benachbarten Klöstern hängen Bilder von Lukas Cranach, Hans Sebald Beham und dem Bodenseemeister. In einem Porträt Friedrich des Siegreichen, das bisher dem Hausbuchmeister zugeschrieben war, glaubt man jetzt ein Werk von Matthias Grünewald zu erkennen. Von dieser mehr außerpfälzischen Kunst leitet eine kleine, miniaturartig ausgeführte Ahnengalerie der Heidelberger und Speyerer Patrizierfamilie „zum Lamm" hinüber zur pfälzischen Kunst und den übrigen Museumsräumen dieses Seitenflügels. Wir können hier nur das eine oder das andere bemerkenswerte Stück herausgreifen, wobei zu betonen ist, daß die sorgfältige Auswahl aus den reichen Beständen und die lockere Verteilung eigentlich jedes Stück zu einem bemerkenswerten macht. Geschichtlich und malerisch fesselnd ist ein braun in braun gemaltes Bild von Adrian van der Venne aus dem Jahre 1660, den „Einzug König Karls II. in London unter der Führung des Prinzen Ruprecht von der Pfalz" darstellend. Neben den zwei feinen Porträts von Karl Ludwigs Hofmaler J. B. de Ruëll sind die zwei farbig reizvollen und formal geschlossenen Ahnenbilder der Familie Copet, von der Hand des zeitweise in Heidelberg tätigen Gottfried Kneller, zu beachten, die noch im 18. Jahrhundert das spätere Buhlsche Haus am Friesenberg (jetzt Institut für Zeitungswissenschaft) bewohnte.

Künstler verschiedenster Nationalitäten vereinigten Barock und Rokoko, die Zeiten Johann Wilhelms, Karl Philipps und Karl Theodors. Der Düsseldorfer Hofmaler Jan Frans van Douven, ein Holländer, stellt mit breiter Malart, keckem Lichterspiel und leuchtenden Farben seine Fürsten dar. Die galante Zeit wird lebendig in dem Porträt der Prinzessin Lubomirska, der zweiten Gemahlin Karl Philipps, das der Franzose Jean Roux mit den zarten Farben der Schminktöpfchen und wohlriechendem Puderstaub gemalt zu haben scheint. Der Deutsche Johann Georg Ziesenis dagegen gibt nichts anderes als einen schlichten, klar faßbaren Menschen, wenn er den kurpfälzischen Minister Heinrich Wilhelm von Sickingen ganz ohne Pose und doch ungemein charakteristisch malt. Der Mannheimer Akademieprofessor und kurfürstliche Kabinettsmaler Franz Anton Leydensdorf stellt sich und die Seinen in einem reizvollen Rokoko-Familienporträt dar, Anton Hickel macht mit einem farbig leuchtenden Repräsentationsbild des kaiserlichen Gesandten





Hof des Kurpfälzischen Museums
Phot. Ernst Gottmann

am Hof Karl Theodors in München, Freiherrn von Lehrbach, auf sich aufmerksam. Und dann kommt jener in letzter Zeit so populär gewordene Kopf Friedrich des Großen von Ziesenis, wohl das früheste und treueste Bildnis des großen Königs, das ihn in menschlicher Schlichtheit und faszinierender Lebendigkeit zeigt. Es entstand als einziges nach der Natur gemaltes Porträt des Königs anläßlich dessen Besuchs bei seiner Schwester, der regierenden Herzogin von Braunschweig, in Salzdahlum. — Mobiliar und Plastiken aus der Rokokozeit, zierliche Heiligenplastiken süddeutscher Herkunft beleben die Räume, zwischen ihnen das Originalmodell für ein Denkmal Karl Theodors in der lebhaft bewegten und phantastischen Formensprache der Grupello-Schule, wohl ein Werk des Mannheimer Hofbildhauers Paul Engel.

Der abschließende Raum dieses Trakts, zu dem ein Renaissance-Türrahmen führt, läßt von feingetönten Wänden kostbare Niederländer in strahlender Farbenpracht leuchten. Hier hängen u. a. eine Waldlandschaft von Isaak Ruysdael, Terborchs Frühwerk „Das Maleratelier", ein stimmungsvolles Gelehrtenstilleben von Pieter Potter, Bilder von Willem Kalff, van der Helst, Goyen, Wouwermann und Teniers. Eine Familiengruppe in einer Landschaft, die Motive vom Heidelberger Schloß und vom großen Faß zeigt, dürfte eine gemeinsame Arbeit des vermutlich in Heidelberg geborenen Kaspar Netscher und Wouwermann sein. An die Holländer reihen sich wertvolle Italiener — koloristisch interessant namentlich eine Heiligenlegende von Crespi — und die Deutschen, von denen Friedrich Oelenheinz mit seinem graziösen „Wiener Stubenmädchen" ein würdiges deutsches Gegenstück zu des Franzosen Liotard berühmt gewordenen Schokoladenmädchen der Dresdener Galerie schuf. Über einer nach unten führenden Treppe, deren Balustrade flankiert wird durch zwei wohl aus dem alten Wundergarten des Schlosses stammende Muschelfiguren, hängt das an anderer Stelle schon erwähnte Stadt- und Schloßbild des Franzosen Jacques Fouquières von 1618. Aus dem Erbe Liselottes stammend kam es nach mancherlei Irrwegen durch eine Schenkung der Herzöge von Sutherland 1909 wieder in den Besitz der Stadt. — Kulturhistorisch interessant ist das hier eingebaute kleine Kupferstichkabinett, das im 18. Jahrhundert von einem Heidelberger Kunstfreund in seinem Hause in der Grabengasse eingerichtet worden war.

Zur Vorhalle zurückkehrend, wo alte Bauernstühle, ein massiger Frankfurter Barockschrank



Das Seidentapetenzimmer im Kurpfälzischen Museum

Phot. Robert Herbst

und eine alte Holzplastik des Königs David aus der Heiliggeistkirche (zu deren Füßen einst der junge Mozart die Orgel spielte) stehen, gelangen wir in den großen Festsaal des alten Patrizierhauses, heute der Saal des Frankenthaler Porzellans. So, wie ihn einstmals der Frankenthaler Meister Konrad Link und seine Schüler Ende des 18. Jahrhunderts für Karl von Zyllnhardt schufen, wie ihn im Glanz der Kerzen der Landgraf von Hessen, Karl August von Weimar und Goethe im September 1815 bewunderten, hat ihn Karl Lohmeyer vor wenigen Jahren wieder herrichten lassen: feinlinige weiße Stuckierungen leuchten von blaugrauem Grund, großen Wedgewoodplatten vergleichbar, die mit goldenen Rosettennägeln an die Wand geheftet sind. Die Porzellansammlung aber, die sich in diesem so harmonisch wirkenden Raum befindet, gibt in Figuren und Servicen einen klaren Überblick von seltener Vollständigkeit über die Leistungen und den künstlerischen Hochstand der leider nur kurzlebigen Frankenthaler Manufaktur. Zwischen den lebendigen Barockfigürchen des Johann Lanz tänzeln die zierlichen und eleganten Kostüm- und Komödienfiguren des Johann Friedrich Lück, neben den Allegorien und Porträtbüsten des Hauptmeisters Konrad Link stolzieren die vornehmen Kavaliere des Karl Gottlob Lück, dessen berühmter „Jäger aus Kurpfalz" sein lustiges Halali dazwischenbläst. An die strengen klassizistischen Schöpfungen des Adam Bauer reihen sich die lustigen Kindergruppen von Johann Peter Melchior. Unter den zahlreichen Servicen schließlich befinden sich Proben eines



Friedrich der Große
Ölgemälde von J. G. Ziesenis (Kurpfälzisches Museum)
Phot. Robert Herbst

umfangreichen Eßservices, das Karl Theodor einem römischen Kardinal geschenkt haben soll, und namentlich die sehr wertvollen Kannen, die Johann Peter Magnus mit Schlachtenszenen dekorierte.

Ein besonders stimmungsvoller, intim wirkender Raum ist das links anstoßende Seidentapetenzimmer in der Originalausstattung von etwa 1780, wohnlich gemacht durch Mobiliar aus dem 18. Jahrhundert. Unter den wenigen Bildern befindet sich das Porträt der Kurfürstin Elisabeth Auguste von Johann Heinrich Tischbein und das der sächsischen Prinzessin Maria Anna Sophia von Anton Graff. In den Fensternischen ist eine kleine Auswahl aus der sehr umfangreichen und wertvollen Münzsammlung des Museums untergebracht, die einen vollständigen Überblick gibt über die Entwicklung der Medailleurkunst vom Beginn des 16. bis zum Ende des 18. Jahrhunderts. U. a. kann man hier auch die berühmte Heidelberger „Deletamünze" sehen, die Ludwig XIV. auf die Zerstörung Heidelbergs schlagen ließ. Rechts an den Frankenthaler Saal stößt das „pompejanische Zimmer" an, so genannt nach den schwarzgründigen Wandmalereien, die F. Deurer 1804 nach pompejanischer Manier herstellte. In der Hauptsache sind hier Gläser und Krüge sowie Fayencen aus Mosbach, Niederweiler, Straßburg, Durlach, Hanau, Baden-Baden und anderen Manufakturen in Vitrinen und Schaukästen untergebracht.

Während in den bisherigen Räumen hauptsächlich die Kurpfalz das Motto bildete, wird im Obergeschoß das Thema Heidelberg angeschlagen. Die Heidelberger Romantik, jene große Kunstblüte, von der an anderer Stelle zu lesen war, ist es, die hier vor Augen geführt wird. Sie zu erforschen, ihre Wichtigkeit und die Bedeutung ihrer Persönlichkeiten immer deutlicher erkennen zu lassen, ist ein Hauptteil der Bestrebungen Dr. Lohmeyers, der mit der Romantikerausstellung des Jahres 1919 zum erstenmal dieses Gebiet in übersichtlicher Weise erschloß. Regelmäßige Ausstellungen in den Sommermonaten, die fast immer den Malerromantikern Heidelbergs gewidmet sind, haben bereits zu aufschlußreichen Ergebnissen geführt und diesem Kreis einen wichtigen Platz in der deutschen Kunstgeschichte angewiesen. Ein Biedermeierzimmer mit Möbeln aus Schwetzingen läßt sogleich im Besucher die Stimmung jener Zeit lebendig werden. An den Wänden dieses und der folgenden Zimmer aber sieht man die Werke aller jener Künstler, die in dem Artikel „Heidelberg und die Kunst" erwähnt wurden. Da sind die drei Brüder Fries, die beiden Fohr, Vater und Sohn Rottmann, der Schotte Wallis, die Malergeneration Schmitt, Georg Issel, die Nazarener Köster, Schlesinger und Xeller, der Schweizer Strüdt, Verhas und viele andere. Es ist ein beglückendes, aber auch äußerst lehrreiches Wandern durch diese Räume, die eine eindringliche

Sprache reden von der Bedeutung, die Heidelberg lange Zeit auf dem Gebiet der bildenden Kunst besaß. Außer diesen Romantikern findet man hier aber auch noch andere Bilder von großem künstlerischen und ideellen Wert. Anselm Feuerbach ist mit dem schlichten, ergreifenden Bildnis seiner Stiefmutter, die lange in Heidelberg wohnte, vertreten, zwei kleine, lustige Spitzwegs waren bisher ganz unbekannt, und in dem Wiener Akademieprofessor Karl Rahl lernt man einen Sohn des Heidelberger Romantikers Karl Heinrich Rahl kennen.

Die große Anerkennung, die das Kurpfälzische Museum seit seiner Neuordnung gefunden hat, hat auch zu verschiedenen Stiftungen geführt. Eine der wichtigsten ist die große Sammlung von Plastiken meist fränkisch-rheinischer Herkunft mit oberitalienischem Einschlag von August Wolff, die unter dem Namen „Milly L. und August Wolff-Sammlung" in einem besonderen Raum vereinigt ist. Manches Stück befindet sich hierunter, um das große Museen Heidelberg beneiden. Da ist eine großmeisterliche Tonstatue der Heiligen Maria von Ägypten aus dem Jahre 1280, ein Christus mit der Dornenkrone von etwa 1500 und die fränkische Holzplastik einer Anna selbviert — ein ganz vereinzeltes Werk — aus demselben Jahr. Erwähnt seien weiterhin eine rheinische Maria, vier dem Syrlin verwandte Kirchenväterbüsten, ein Stephanus, der wohl von Riemenschneider stammt, ein graziöses Relief im Ohrmuschelstil von etwa 1660, Renaissance- und Barockplastiken und schließlich zwei Engelsköpfchen des 1777 verstorbenen fränkischen Meisters Dietz.

Würde das Museum nicht unter einer sehr bedauerlichen Raumknappheit leiden, so brauchten sich die zahlreichen Arbeiten aus dem Gebiet der Volkskunde — altes Zunftgerät und Erzeugnisse des heimischen Kunsthandwerks — nicht mit einer provisorischen Aufstellung zu begnügen. Eine besondere Abteilung, die gleichfalls nur notdürftig untergebracht ist, gilt der frühgermanischen und prähistorischen Zeit. Hier sind vor allem die Funde vom Michaelskloster auf dem Heiligenberg, Funde alemannisch-fränkischer und römischer Herkunft aus Neuenheim vereint, bis man schließlich hinab zur Bronze- und Steinzeit gelangt, bei der ein Gipsabguß des berühmten Homo Heidelbergensis nicht fehlt.

Unsere Wanderung durch das Kurpfälzische Museum ist zu Ende. Wenn wir noch einmal die verschiedenen Eindrücke an uns vorüberziehen lassen, dann wird uns klar, was den Reiz dieses Museums bestimmt: es hat nichts von der langweiligen Pracht und der kalten Paradeaufstellung so vieler anderer Museen. Es mutet vielmehr an wie die Sammlungsräume eines großen Kunstfreundes, die von Leben erfüllt sind, wo sorgende Hände frische Blumen in die Zimmer verteilen und ein kultivierter Geschmack das zu schaffen versteht, was man als eine stimmungsvolle Atmosphäre bezeichnen kann. Das eben ist es, was das Heidelberger Kurpfälzische Museum neben der Qualität seiner Sammlungsgegenstände zu einem der reizvollsten deutschen Museen macht.

Heidelberg als Fremdenstadt

Von Dr. **Rudolf Großmann**, Direktor des Städtischen Verkehrsamtes.

Uralt ist die Straße, die sich den Westabhang des Odenwaldes entlangzieht, fast gradlinig Frankfurt mit Heidelberg verbindend und südlich von Heidelberg ihre Fortsetzung nach Basel findend. Die Ostwestlinie dagegen, das enge Neckartal, ist in der Vergangenheit nie eine Handels- oder Kriegsstraße gewesen, deshalb war Heidelberg auch nie ein Stapelplatz von Bedeutung für den Handel, nie ein strategischer Punkt erster Ordnung. Auf derselben geographischen Breite nach Westen lag ja auch kein Ort, wohin eine Landstraße hätte ziehen können, an Stelle Mannheims stand in jenen Zeiten ein kleines Fischerdorf; Speyer dagegen, die wichtige Stadt in unserer Rheingegend, fand ihre Verbindung mit Heilbronn und Nürnberg durch das offener daliegende Kraichgauhügelland.

Heidelberg hat sich entwickelt im Schatten seines Schlosses, als der Vorort eines in sich geschlossenen Territoriums, als Hauptstadt der Kurpfalz. Einer aus der Reihe seiner Kurfürsten, Rupprecht I., gründete schon 1386 die Universität, die älteste auf reichsdeutschem Boden. Diese Hohe Schule sollte zum rocher de bronze für die Stadt werden, nicht nur in geistiger, sondern auch in wirtschaftlicher Hinsicht. Als verderbenbringend die politischen Stürme über die Kurpfalz dahingebraust, als Heidelbergs Vormachtstellung innerhalb des Territoriums dahingesunken, da war es, selbst zeitweise blutend und dahinkränkelnd, die Universität, die Heidelberg Bedeutung ließ und wirtschaftliches Leben überhaupt ermöglichte. Als später unbelastet von deutscher Tradition Napoleons starke Faust unsere Stadt dem Markgrafen von Baden zuschlug, da lag für diesen der Entschluß nahe, als erste Tat in den neugewonnenen nördlichen Landesteilen die Universität, die mit Stadt und Schloß so viel gelitten, von Grund auf zu reorganisieren. Eine gute Fügung, daß der mit äußerst glücklicher Hand durchgeführte Entschluß in die Zeit beginnender Romantik fiel, daß gerade damals, als aus ganz Deutschland die akademische Jugend herbeiströmte, um zu den Füßen der neuen Berühmtheiten zu sitzen, der Sinn für Landschaft erwachte, daß dem Volke allgemein und über seine Grenzen hinaus von Künstlern die Augen geöffnet wurden für den besonderen, heiteren Liebreiz der Heidelberger Landschaft, und daß man anfing, auch in der Ferne zu erzählen von dem lustigen, leichtlebigen und witzigen Pfälzer Völklein in Heidelberg.

Mit der Festigung dieses Rufes war Heidelberg von selbst Fremdenstadt geworden, zunächst freilich immer noch in engerem Anschluß an die Universität. Mit Beendigung der Napoleonischen Kriegswirren hatten sich die Verhältnisse soweit konsolidiert, daß man an Neuaufbau denken konnte — mit Erfolg. Denn bereits im Jahre 1834 schrieb K. C. von Leonhard über unsere Stadt: „Einer der keineswegs außerwesentlichen Vorzüge Heidelbergs ist die für die Größe der Stadt nicht unbedeutende Zahl guter und mitunter vortrefflicher Gasthöfe. Die lebhaften Heerstraßen, Frankfurt mit Oberdeutschland verbindend, mit dem Elsaß und der Schweiz, die Eilwagen, die Postreisenden, die vielen Badegäste, welche während der Sommermonate, führt sie ihr Weg durch Heidelberg, mehr oder weniger lang hier verweilen, endlich jene Besucher, die der Ort an und für sich aus den verschiedensten Gegenden herbeilockt; dieser wechselnde Strom von Fremden, dieses

Zusammentreffen hat, selbst bei geräumigen der meisten unserer Gasthöfe, in gewissen Jahreszeiten Überfüllung zur Folge; in den sehr gewöhnlich besuchten findet der Fremde nicht immer Unterkommen."

Spendet der Verfasser der Heidelberger Hotellerie vor 90 Jahren ein hohes Lob, so muß man sich doch wundern, wie solch eine – verhältnismäßige – Massierung der Fremden bei folgendem gleichzeitigen Eilwagenfahrplan möglich war: Richtung Darmstadt, Frankfurt, Leipzig Ankunft 4 Uhr, Abfahrt 12 Uhr täglich; Richtung Karlsruhe, Baden, Straßburg, Basel Ankunft 11 Uhr, Abfahrt 4 Uhr täglich; Richtung Heilbronn, Stuttgart Ankunft 9 Uhr, Abfahrt 5 Uhr täglich; Richtung Mannheim Ankunft 14 und 22 Uhr, Abfahrt 5 und 12 Uhr täglich; Richtung Würzburg, Bamberg, Nürnberg Ankunft 4 Uhr, Abfahrt 15 Uhr, zweimal wöchentlich. Bei diesem herzlich einfachen und primitiven Gesamtfahrplan der Fremdenstadt Heidelberg ist bemerkenswert die immer noch geringe Befahrung des Neckartales auf der einen Seite, auf der andern freilich die Doppelverbindung mit Mannheim, von wo Land- und Wasserverbindung mit Mainz – Rheinland besteht; wir haben damit einen Fingerzeig dafür, daß Heidelberg damals sehr stark in Verbindung mit einer Rheinreise, geradezu als wesentlicher Bestandteil einer solchen, besucht wurde.

Diese Tatsache wiederum ist eines der Fundamente des heutigen Weltruhms Heidelbergs geworden. Bei den Engländern waren damals als „continental trip", wie man heute sagt, Rheinreisen die große Mode. Auf diesen Reisen kamen sie zum erstenmal als „Fremde" in unserm Sinne hierher und – blieben später vereinzelt hier wohnen; so kam Heidelberg auch zu zwei englischen Schulen und einer englischen Kirche, von denen freilich nur ein Institut, das „Heidelberg College", zur deutschen Schule umfrisiert, den Krieg überlebt hat. Die englische Wohnkolonie hat aber lange genug hier residiert, um durch die vielerlei englischen Familienbeziehungen über den ganzen Erdball hin Heidelberg bekannt und berühmt zu machen und seinem Namen an hervorragender Stelle einen Platz in der englischen Reiseliteratur zu geben. Heute noch wirkt sich diese ganze Entwicklung für uns bestens aus, wenn auch unterdessen die Bürger der Vereinigten Staaten, wie wir noch später sehen werden, mit vielen Längen an die erste Stelle unserer ausländischen Besucher gerückt sind.

Die Verkehrsmittel von heute lassen den Eilwagenfahrplan von 1834 selbstverständlich weit hinter sich. Vorübergehend hat einmal die Neckardampfschiffahrt eine Rolle als ernstliches Verkehrsmittel gespielt; mit dem Pfiff der Lokomotive war es vorbei, und nun sind die Flußfahrten mit Motorboot nur noch als Ausflugsgelegenheiten anzusprechen. Unser Hauptbahnhof sieht heute täglich 42 Schnellzüge und Eilzüge ein- und auslaufen und daneben die Züge für Lokalverkehr, deren Zahl in die Hunderte geht. Die Heidelberger Straßen- und Bergbahn-A.-G. streckt ihre Gleise weit über die Stadtgrenzen bis unmittelbar vor den Eingang des berühmten Schwetzinger Parks, bis Neckargemünd im Neckartal und Wiesloch an den Kraichgauhügeln und betreibt eine Bergbahn nach Schloß, Molkenkur und Königstuhl, dessen Gipfel rund 500 m über der Stadt liegt. Autobus und Autotaxen neben den auch hier seltener werdenden Pferdedroschken befördern unsere Besucher mit z. T. kursmäßigen Fahrten in und um Heidelberg. Und wie schon 1834, so erfreuen sich auch heute die Gasthöfe, die vom Luxushotel bis zur einfachen Bleibe ihre Tore gastlich öffnen, eines weiten, ja eines internationalen Rufes.

Die Statistik des Heidelberger Fremdenverkehrs hier aufzuzeichnen, würde zu weit führen. Wir müssen uns mit der Angabe beschränken, daß die Zahl der vom Meldeamt erfaßten übernachtenden Besucher Heidelbergs von der Jahrhundertwende bis zum Kriege sich auf einer Höhe von über 150 000 hielt. Die Eisenbahnen haben vermocht, die Massen zu bewegen. Der Krieg brachte natürlich einen starken Rückschlag. Doch seitdem geht es wieder bergauf, abgesehen von dem

Inflationsjahr 1923. Ausführlicher müssen wir uns aber mit der Statistik des letzten abgelaufenen Jahres 1927 befassen: im ganzen zählten wir 188 500 einzelne Übernachtende, das sind, in Verhältnis gesetzt zur Einwohnerzahl Heidelbergs 2350 auf 1000 Einwohner. Mit dieser Verhältniszahl steht Heidelberg weitaus und unerreicht an der Spitze sämtlicher deutschen Städte über 50 000 Einwohner. Aber nach unseren Erfahrungen (zu statistischer genauer Erfassung fehlen bis jetzt die gesetzlichen Unterlagen) ist die Aufenthaltsdauer im Durchschnitt nur 1,75 Tage. Mag der Grund dazu der allgemeine Geldmangel sein, oder die moderne, nie Ruhe gebende Unrast, das Autotempo unserer nervösen Zeit: Wir müssen und wollen über diesen Punkt hinwegkommen; die eben aufgenommenen Bemühungen darum haben kleine Erfolge schon gezeitigt. Ein neuer Bundesgenosse steht uns seit einem Monat zur Seite: Radium-Solbad Heidelberg. Die in den Jahren 1914 bis 1918 in einer Tiefe von 1022 m erbohrte Therme hat äußerst wertvolle physikalische und chemische Eigenschaften; die Temperatur des Quellwassers beträgt in der Tiefe mindestens 36,75°, an der Auslaufstelle bei ständigem Pumpenbetrieb 27—28° Celsius. Die Heidelberger Quelle ist die stärkste bis jetzt bekannte typische Radiumquelle. Das Badehaus ist neuzeitlich eingerichtet und wurde am 15. Juli 1928 mit vorläufig 40 Einzelbadezellen eröffnet. Dieses Bad, das zweifellos zu den allerbesten Hoffnungen berechtigt, wird in ganz wenig Jahren mit fortschreitender Entwicklung klipp und klar das beweisen, woran so viele heute nicht glauben wollen: Heidelbergs Industrie ist die „Fremdenindustrie", die Stadt ist die typische Fremdenstadt und als solche führend im ganzen Südwesten Deutschlands. Ergänzend zum Beweis der wirtschaftlichen Abhängigkeit der Stadt vom Fremdenverkehr muß noch eine Zahl hinzugefügt werden, die der Passanten, die nicht hier übernachten. Nach vorsichtiger Schätzung wird sie mit ein und einer halben Million im Jahre angegeben. Wer nur einen Schloßbeleuchtungsabend hier erlebt hat oder nur einen schönen Ferientag durch Heidelberg bummelte, der ist überzeugt von dieser Schätzung, und er ist erstaunt, so viele fremde Idiome gehört zu haben.

Unter den oben aufgezählten 188 500 waren nämlich nicht weniger als 33 000 Ausländer, also gut $^1/_6$ oder 17,5 %. Der Zahl nach allen weitaus voran die Vereinigten Staaten mit 14 200, dann folgen die Holländer mit 3900, dann England mit 3400 und Österreich und Schweiz mit je 2200; seit drei Jahren haben sich die Ziffern für Holland und England verdreifacht und die andern stark verdoppelt.

Sind heute die Besucher Heidelbergs in der Mehrzahl Einzelreisende und Familien oder kleinere Freundesgruppen, so haben doch die Reisegesellschaften, besonders der Ausländer, die uns durch amerikanische, englische, holländische, neuerdings auch durch deutsche Reisebüros zugeführt werden, starke Bedeutung. Nicht vergessen dürfen wir die beträchtliche Anzahl von bedeutenden Kongressen, oft von internationaler Bedeutung, die alljährlich in unsern Mauern stattfinden; für sie sind neben unserer Universität die Landschaft die Anziehungspunkte; in das Schloß und die Umgegend Heidelbergs werden die gesellschaftlichen Veranstaltungen hineingepaßt. Einzig und unvergeßlich ist den Teilnehmern eine Schloßbeleuchtung oder ein mit Pfälzer Humor gesättigtes Schloßkellerfest, lange leuchtet im Herzen eine Fahrt ins liebliche Neckartal oder ein Spaziergang in dem von der graziösesten und galantesten Zeit erzählenden Schwetzinger Schloßpark zurück. Auch im Winter sieht Heidelberg manche Gäste, diesmal mehr freilich aus der näheren Umgegend; nicht nur die Natur ist es, die sie hierher zieht, auch die Kunst, die Musik, deren besondere Pflege man sich hier seit Jahrzehnten zur Pflicht gemacht. Der Höhepunkt dieses musikalischen Lebens ist seit einigen Jahren das „Heidelberger Musikfest", das jeweils in der Woche vor Pfingsten abgehalten wird und gleichsam

auch die Ouvertüre unserer Sommersaison ist. Wir haben die Genugtuung, zu lesen, daß bereits die ausländische Fach- und Tagespresse von dieser Veranstaltung ausführlich Notiz genommen hat. Der Hochsommer bringt die Festspiele auf dem Schloß. Wenn die Sterne in den Heidelberger Schloßhof blinken und der Puck in Shakespeares unvergänglichem „Sommernachtstraum" sein tolles Treiben beginnt, oder der Schloßbrand im „Käthchen von Heilbronn" grausige Wirklichkeit wird, dann hält ein Auditorium von 1500 Menschen den Atem an und läßt sich willig innerlich forttragen in eine andere Welt. Noch einige Jahre ernster Arbeit an diesen Festspielen, und wir werden vom Heidelberger Schloß aus so etwas wie eine Renaissance deutscher dramatischer Kunst erleben.

Der Grundakkord der starken Anziehungskraft Heidelbergs wird aber immer das bleiben, womit eine gütige Natur überreich uns beschenkt: die Landschaft, und was uns kunstsinnige Vorfahren als kostbares, heiliges Erbe hinterlassen: die in die Landschaft eingefügte Architektur Alt-Heidelbergs, zusammen mit einer weiteren Umgebung voll reichster, landschaftlicher Schönheit und Abwechselung, voll alten, kostbaren deutschen Kulturgutes. Alt-Heidelberg, Neckartal, Kraichgauhügel und Frankenland, Odenwald und Bergstraße, die weite Rheinebene und drüben über dem Strom die sonnige Pfalz und unser Pfälzer Weinland, sie alle zusammen klingen wie eine Sinfonie ernsten Erkennens und fröhlichsten Erlebens.

Heidelberg als Wohnstadt

Von Bürgermeister J. F. Amberger.

A. Allgemeines.

Der Krieg und seine Folgen hat den Kreis der kommunalen Aufgaben gewaltig erweitert. Einzelne Zweige kommunaler Verwaltung und Wirtschaft, welche vor dem Kriege nur eine unwesentliche Rolle spielten, erhielten Gewicht und Bedeutung und beanspruchten ein Vielfaches an Arbeit und Aufwendung; ganz neue Aufgaben traten hinzu. Im Kriege stand die Lebensmittelversorgung im Vordergrund jeder kommunalen Tätigkeit. Nach dem Kriege, als die Lebensmittelversorgung nach Aufhören der Hungerblockade langsam wieder in normale Bahnen geleitet werden konnte, trat die Wohnungsnot als natürliche Folge des Krieges auf, und ihre Bekämpfung war in der Hauptsache eine Aufgabe der Gemeinden.

Fast alle kriegführenden Länder wurden mehr oder minder stark von ihr betroffen. In unserem dichtbevölkerten Vaterlande nahm sie besonders scharfe Formen an. Während des ganzen Krieges ruhte fast jede Wohnbautätigkeit; unter dem Drängen der Tagesnot war keine Hand frei für den Bau von Wohnungen. Die zwei Millionen Kriegsverluste waren in keiner Weise ein Ausgleich für die Tatsache, daß vier Jahre jede Wohnbautätigkeit geruht hat, denn ausschlaggebend für den Wohnungsmarkt ist nur in sehr eingeschränktem Maße die Kopfzahl der Bevölkerung; maßgebend dafür ist vielmehr die Zahl der Haushaltungen. Unmittelbar nach Beendigung der Feindseligkeiten nahm die Zahl der Eheschließungen stark zu. Der heimkehrende kriegsgetraute Soldat beanspruchte eigene Wohnung. Der unglückliche Kriegsausgang zwang viele Auslandsdeutsche zur Heimkehr. In all diesen Tatsachen war es begründet, daß mit Kriegsende das unheilvolle Gespenst der Wohnungsnot in Deutschland auftrat und auch durch die großen Anstrengungen der Nachkriegsjahre noch nicht gebannt werden konnte.

Heidelberg wurde in besonderer Weise durch die Wohnungsnot betroffen. Die landschaftlich schöne und gesunde Lage der Stadt hat schon vor dem Kriege bewirkt, daß aus allen Gegenden der engeren Heimat und des weiteren Vaterlandes und selbst aus dem Auslande Zuzug von Menschen erfolgte, welche in unserer Stadt sich niederließen, um als Rentner all die Annehmlichkeiten einer von der Natur reich beschenkten Universitätsstadt zu genießen. Nach dem Kriege hat dieser Zuzug in den ersten Jahren gestockt, da unter dem verheerenden Einfluß der Inflation die Rentnervermögen zerflossen; aber mit Beginn der Stabilisierung zeigte sich, daß die große Anziehungskraft Heidelbergs als bevorzugte Wohnstadt nicht verlorengegangen ist, und in den letzten Jahren bildete nur die Schwierigkeit, ein Wohnrecht bei der herrschenden Wohnungsnot zu erhalten, ein gewisses Hindernis. Trotzdem nimmt die Zahl der Pensionäre stark zu. Nach der Berufszählung vom 16. Juni 1925 waren bei einer Gesamtzahl von 73 034 Einwohnern insgesamt 17 396 unter der Rubrik „ohne Beruf und Berufsangabe" zu klassifizieren. Diese Ziffer weist freilich auch auf die Tatsache hin, daß die Inflation und der damit zusammenhängende Zusammenbruch der Rentenvermögen die Stadt Heidelberg besonders schwer treffen mußte. Die Zahl der Kleinrentner, welche die Fürsorge der Stadt in Anspruch nahm, war in Heidelberg besonders groß und die dadurch bedingten sozialen Aufwendun-

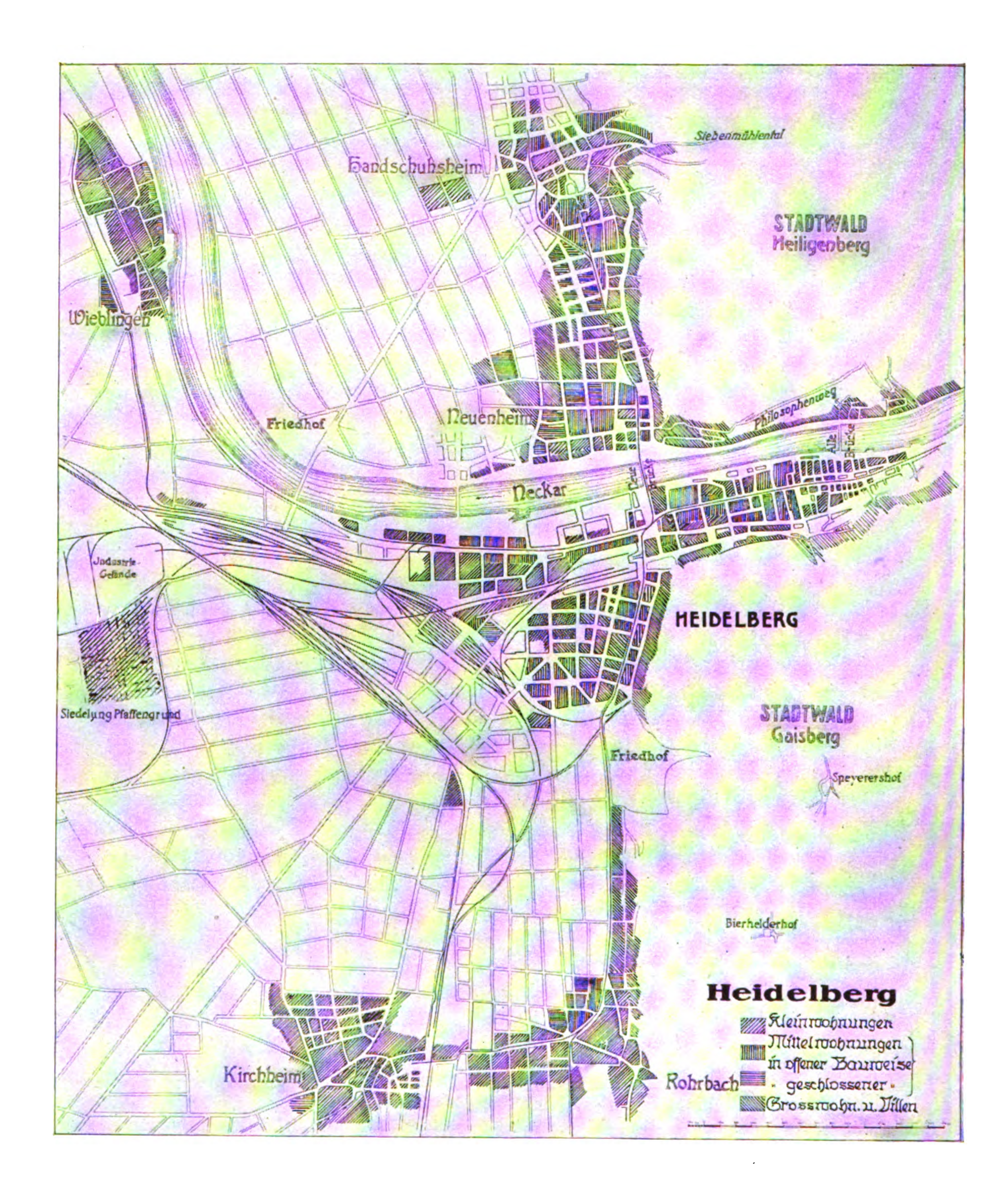
gen bilden eine schwere Last für die Gemeinde. Auch im allgemeinen Leben der Stadt verspürte man die starkgeschwächte Konsumkraft dieser Bevölkerungsschicht. Je mehr deshalb in der Zukunft die Inflationsfolgen sich vermindern und verflüchtigen, desto stärker wird der Zuzug der Rentner von auswärts auf dem Wohnungsmarkt sich geltend machen und die bauliche Entwicklung der Stadt anregen und fördern. Dann werden auch wieder die Vorteile zur Geltung kommen, die für Gemeindehaushalt und Wirtschaft das Vorhandensein einer Rentnerschicht in normalen Zeiten bedeutet.

In vergangenen Jahrzehnten, als die Bevölkerungszahl Heidelbergs zwischen 30 000 und 40 000 Einwohnern schwankte (1885: 26 928 und 1900: 43 998 Personen) war der Charakter Heidelbergs als Universitätsstadt noch bestimmter und ausgeprägter wie in unseren Tagen, wo in stark ansteigender Entwicklung die Bevölkerungsziffer bereits 80 000 überschritten hat. Trotzdem ist für Heidelberg die Universität auch jetzt noch wohnungspolitisch von großer Bedeutung. Der große Lehrkörper der Ruperto Carola, ihre Beamten und Bediensteten, bilden mit ihren Angehörigen einen erheblichen Bestandteil unserer Bevölkerung. Zur Unterbringung der Dozentenschaft ist eine bedeutende Anzahl qualifizierter Wohnungen notwendig. Die Veränderungen eines Universitätslehrkörpers sind naturgemäß erheblich; unter dem Einfluß der Wohnungsnot ist die angemessene Unterbringung der Angehörigen der Universität eine recht schwere Aufgabe, die im Einvernehmen mit der Staatsbehörde stets mit besonderer Sorgfalt gelöst werden muß. Die Unterbringung der Studenten (im Durchschnitt etwa 2500) als Untermieter bedingt eine weitere Vergrößerung des normalen Wohnraumes einer Familie. In manchen Häusern – besonders der Altstadt – dienen von alters her bestimmte Wohnräume als „Studentenbuden", welche bereits den Vater und Großvater des Musensohnes beherbergt haben.

Die Lostrennung des benachbarten Elsaß-Lothringen und die Besetzung der linksrheinischen deutschen Gebiete brachten für Heidelberg einen besonders starken Zustrom von Ausgewiesenen und Flüchtlingsfamilien, deren Unterbringung unmittelbar nach Kriegsende erhebliche Schwierigkeiten machte. Durch eine vom Reich geförderte Neubautätigkeit konnte diesen Familien in unserer Stadt ein Ersatz für die verlorengegangene Heimat geschaffen werden.

Wohnungspolitisch von ausschlaggebender Bedeutung ist für die Stadt Heidelberg die Nähe des großen Industrie- und Wirtschaftszentrums Mannheim-Ludwigshafen. Schon vor dem Kriege war Heidelberg der Wohnplatz für eine große Anzahl von Berufsangehörigen aller Art, die in dem nahen, industriereichen Mannheim und in Ludwigshafen beschäftigt waren. Mit der Verbesserung der Verkehrsmittel zeigt sich in allen großen Industriezentren immer mehr das Bestreben, Berufsort und Wohnort zu trennen und dadurch eine Auflockerung der ungesunden Zusammenballung der Menschen in den Industriezentren herbeizuführen. Diese Entwicklung ist in den angelsächsischen Ländern bereits viel stärker in die Erscheinung getreten als in Deutschland. Die hinter uns liegenden Notjahre verhinderten oder beschränkten bei uns die Auswirkung dieser begrüßenswerten Entwicklung; aber sie wird in Zukunft auch in Deutschland immer stärker werden und damit die Entwicklung der Wohngebiete um die Industriezentren entscheidend beeinflussen. Heidelberg mit seiner gesunden und von einer gütigen Natur bevorzugten Wohnlage wird diese Entwicklung in der Zukunft in besonderem Maße verspüren. Seine Funktion als Wohnstadt Mannheims wird erst dann richtig in Erscheinung treten können, wenn nach Überwindung der schwierigen Verhältnisse im Wohnungswesen und nach




Siebenmühlental
Handschuhsheim
STADTWALD
Heiligenberg
Wieblingen
Philosophenweg
Friedhof
Neuenheim
Neckar
Industrie-
Gelände
HEIDELBERG
Siedelung Pfaffengrund
STADTWALD
Gaisberg
Friedhof
Speyerershof
Bierhelderhof
Heidelberg
Kleinwohnungen
Mittelwohnungen
in offener Bauweise
" geschlossener "
Grosswohn. u. Villen
Kirchheim
Rohrbach

Verbesserung der jetzigen Verkehrsmöglichkeiten die wirkliche Freizügigkeit wieder hergestellt ist. Wie stark trotz aller Hemmnisse diese Entwicklung im Fortschreiten ist, zeigt das nachstehende Ergebnis der Personenstandsaufnahme vom 10. Oktober 1927:

Beschäftigungsort der auswärts Berufstätigen	Arbeiter	Angestellte u. Beamte	Selbständige Erwerbstätige (auch Direktoren, Geschäftsführer usw).	insgesamt
Mannheim	380	507	52	939
Ludwigshafen . . .	96	113	10	219
Leimen	107	14	2	123
Schwetzingen . . .	93	16	1	110
Friedrichsfeld . . .	41	37	2	80
Sonstige	144	125	25	294
Zusammen	861	812	92	1765

Die vorstehende Tabelle weist auf die Tatsache hin, daß die Gruppe der auswärts tätigen Arbeiter ungefähr gleich groß ist wie die Gruppe der Angestellten und Beamten. Die verhältnismäßig hohen Stadtmieten und die immerhin ins Gewicht fallenden Fahrtausgaben machten es bisher nur den besser verdienenden Arbeitern möglich, in Heidelberg selbst zu wohnen; mit der Verbesserung der Lebenshaltung und des Verdienstes der Arbeiter in der Zukunft wird auch hierin ein Wandel zu Gunsten unserer Wohnstadt eintreten.

Für die Strecke Heidelberg—Mannheim kommt als Verkehrsmittel zur Zeit fast nur die Eisenbahn in Betracht. Da diese Eisenbahnstrecke gleichzeitig Fernbahnstrecke ist, ist die Einführung eines verdichteten Vorortsverkehrs kaum möglich. Die in letzter Zeit in Heidelberg geschaffenen und in Mannheim in Bau befindlichen Bahnhofsverbesserungen werden zwar dem Verkehr zugutekommen, er wird aber auch in Zukunft unzureichend bleiben. Der zweite Verkehrsstrang zwischen Mannheim und Heidelberg ist die Dampfbahn der Oberrheinischen Eisenbahngesellschaft. Ihre Elektrifizierung ist im Gange. Bisher war diese Strecke durch die vielen Aufenthalte auf den Landgemeinden und durch die lange Fahrtdauer lediglich für den Güterverkehr zwischen den beiden Städten geeignet. Bei der Durchführung der Elektrifizierung kann hierin ein gewisser Wandel eintreten. Das Auto als Verkehrsmittel, das in Zukunft immer mehr zu einem allgemeinen Beförderungsmittel sich entwickeln wird, konnte bisher im Verkehr zwischen den beiden Städten nur eine untergeordnete Rolle spielen, da die vorhandenen Landstraßen die Benützung des Autos außerordentlich erschweren. Die Durchführung der geplanten Autostraße kann hier radikalen Wandel schaffen.

Zusammenfassend darf bemerkt werden, daß Heidelbergs Charakter als gute und beliebte Wohnstadt in Zukunft immer stärker zur Geltung kommen wird und deshalb bedürfen die damit verbundenen kommunalpolitischen Aufgaben, wie Förderung der Bautätigkeit, Erschließung von Wohngebieten, Verbesserung der Verkehrsmittel, einer besonders sorgsamen Pflege.

B. Die Wohnbautätigkeit nach dem Kriege.

Die tiefe Erschütterung des Wirtschaftslebens, welche der verlorene Weltkrieg mit sich brachte, erschwerte nach Abschluß der Feindseligkeiten den Wohnungsbau. Dem Privatunternehmer war es



kaum möglich, Wohnbauten aus eigenen Mitteln oder auf Kredit zu erstellen. Dem Mangel an Wohnungen abzuhelfen, wurde deshalb eine Aufgabe des Staates und der Gemeinde.

Auf diesem Gebiete hat die Stadt Heidelberg nach dem Kriege in großzügiger Weise die ihr gewordene Aufgabe erfüllt. Während der 4½jährigen Kriegszeit wurden in Heidelberg nur 4 Neubauten erstellt. Sofort nach Kriegsschluß setzte die Wohnbautätigkeit ein; im Jahre 1919 konnten 37 Häuser neu erstellt werden, bereits 1920 stieg diese Zahl auf 272 Wohnbauten an. Die Zahl der in Heidelberg errichteten Wohnungen ergibt sich aus folgender Tabelle:

1919	97	1923 (Höhepunkt der Inflation)	61
1920	400	1924	141
1921	397	1925	213
1922	394	1926/27	815

Besonders während der Inflationszeit bis zur Währungsstabilisierung wurde der weitaus größte Teil der Wohnungen durch die Stadt oder durch Baugenossenschaften erstellt. Die Gesamtzahl der von der Stadt in eigener Regie bzw. im Auftrage errichteten Neubauwohnungen beträgt bis zum Jahre 1927 962. Inzwischen sind weitere 100 Wohnungen fertiggestellt worden und 150 Wohnungen im Bau. Hierzu kommen noch 51 Neubauwohnungen, die von der Gemeinde Rohrbach vor der Eingemeindung erstellt worden sind. Die von der Stadt übernommenen Wohnungsbauten, ebenso wie die im Besitze der Stadt befindlichen Altwohnungen, werden von der im Jahre 1925 gegründeten Gemeinnützigen Gesellschaft für Grund- und Hausbesitz m. b. H. verwaltet: die gesamten Stammanteile dieser Gesellschaft sind im Besitze der Stadt und ihre Organe sind städtische Beamte. *Über ein Zehntel aller Wohnungen in Heidelberg sind im Eigentum der Stadt und werden von dieser Gesellschaft verwaltet.*

Das Hauptsiedlungsgebiet für die städtischen Wohnungen war der Stadtteil *Handschuhsheim*. Der mehrstöckige Miethausbau *Atzelhof* mit zusammen 223 Wohnungen verschiedener Größe, die sich um einen großen Innenhof gruppieren, war ein *Musterbeispiel* dafür, daß auch der mehrstöckige Wohnungsbau neben dem Flachbau seine Berechtigung im modernen Siedlungsbau hat. Eine weitere große Wohnsiedlung wurde in den Jahren 1925/27 am Osteingang des Stadtteils Wieblingen errichtet; auch hier gruppieren sich die einzelnen Häuserblocks um einen großen Innenhof mit Grünanlagen. Die meisten der städtischen Wohnungen haben 2 und 3 Zimmer mit Wohnküche. Es hat sich gezeigt, daß die Zweizimmerwohnung mit Wohnküche auch geeignet erscheint für die Unterbringung von Familien mit größerer Kinderzahl. Bei den jetzigen Mietpreisen kann eine Arbeiterfamilie kaum mehr als den Mietpreis für eine solche Wohnung aufbringen.

Neben der Stadt, aber im engsten Zusammenwirken mit ihr, entfaltet die Gemeinnützige Baugenossenschaft „Neu-Heidelberg" (früher Gemeinnützige Baugenossenschaft für Volks- und Kriegerheimstätten) die größte Siedlungstätigkeit. In den Jahren 1919/22 wurde von dieser Genossenschaft die ländliche Wohnsiedlung *Pfaffengrund* an der Straßenbahnstrecke Heidelberg—Eppenheim errichtet. Sie umfaßt 388 Wohnungen und beherbergt zur Zeit rund 400 Familien mit 1850 Personen mit eigener Schule und Kirche.

In der Nähe von Handschuhsheim wurde 1922 die Siedlung „Pfädelsäcker" mit 62 Wohnungen im Flachbau erstellt und hauptsächlich von Kriegsbeschädigten bezogen. Nach der Inflation baute „Neu-Heidelberg" die Siedlung „Am Brenner" in Kirchheim mit 36 Wohnungen.

Neben diesen Vorortssiedlungen hat aber die Genossenschaft „Neu-Heidelberg" eine große

Anzahl sehr gut ausgestatteter Wohnungen im Stadtinnern errichtet. An der Keplerstraße in Neuenheim wurden in den Jahren 1927/28 54 Wohnungen mit je 3 und 4 Zimmern gebaut, in der Weststadt errichtete „Neu-Heidelberg" weitere 4 Etagenhäuser mit insgesamt 48 Wohnungen.

Die Bau- und Siedlungsgesellschaft „Badische Pfalz" mit dem Sitz in Heidelberg beschränkte ihre Tätigkeit nicht allein auf die Stadt Heidelberg, sondern baute in den Jahren nach dem Kriege auch eine große Anzahl ländlicher Wohnbauten in den Landgemeinden. Auf Gemarkung Heidelberg errichtete sie insgesamt 139 Häuser mit zusammen 231 Wohnungen. Im Gegensatz zu der Baugenossenschaft „Neu-Heidelberg" hat die „Badische Pfalz" fast alle diese Bauten nach Errichtung entweder an die Stadt oder an Eigensiedler weiterverkauft. In ihrer eigenen Verwaltung verblieb nur das im Jahre 1926/27 errichtete, an der Mittelstraße gelegene, mehrstöckige Wohnhaus.

Außer diesen großen Siedlungsgesellschaften entfalteten eine Reihe von kleineren Baugenossenschaften, darunter die Eisenbahner-Baugenossenschaft und die Gemeinnützige Baugenossenschaft für den Bezirk Heidelberg in Kirchheim besonders zwischen Wieblingen und Heidelberg eine große Wohnbautätigkeit.

Der privaté Wohnungsbau war während der Inflation nicht sehr lebhaft, da durch die Unsicherheit der Geldverhältnisse eine geordnete Privatfinanzierung kaum möglich war. Mit der Währungsstabilisierung trat auch hier ein Wandel ein. Stark angeregt wurde diese Bautätigkeit durch Gewährung von Baudarlehen aus der Gebäudesondersteuer.

In den Jahren 1924/27 konnte insgesamt ein Betrag von M. 4 400 000.— an Baudarlehen für die Errichtung von 892 Wohnungen gegeben werden. Hiervon sind:

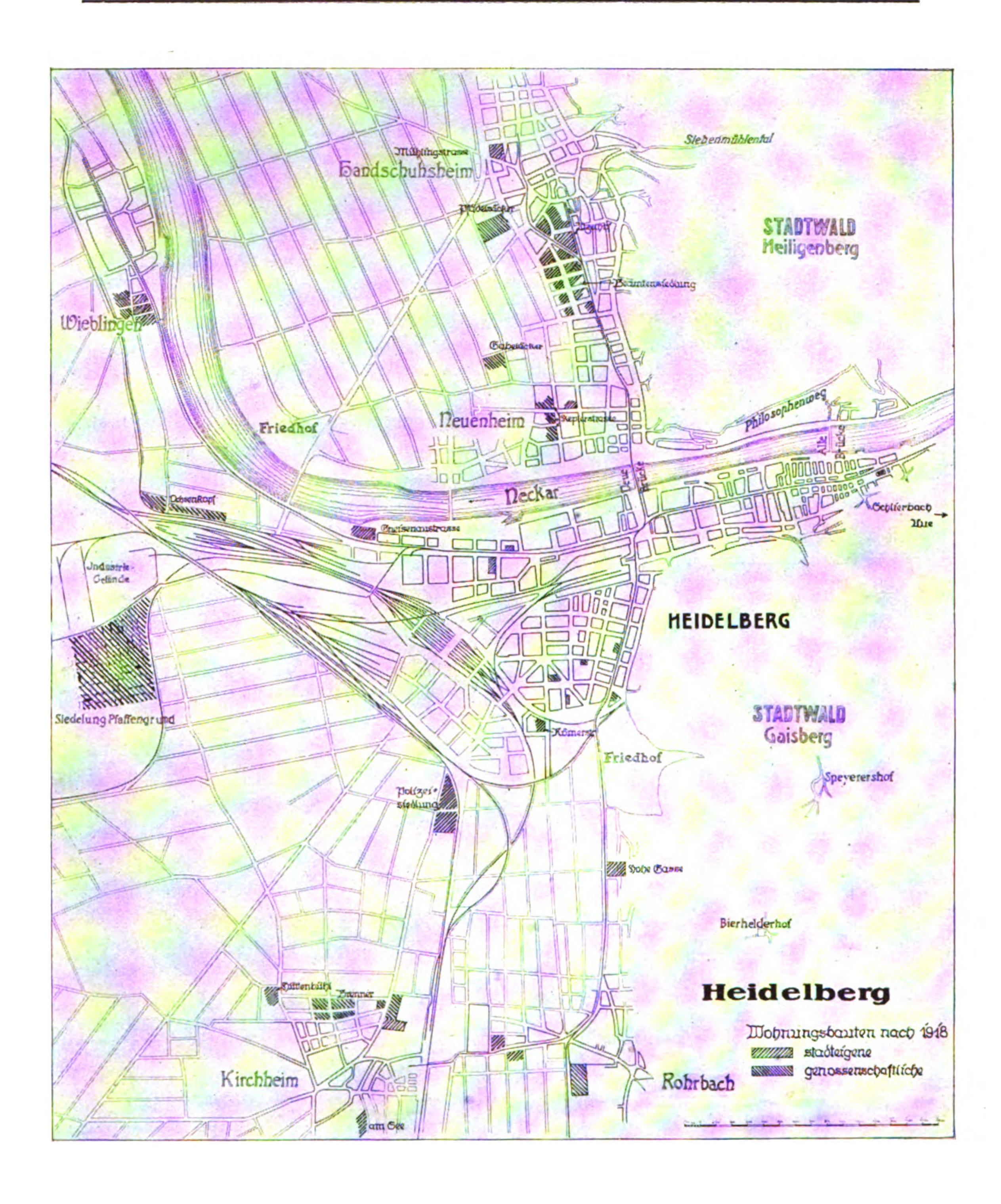
26	Wohnungen	mit	je	1 Zimmer und Küche,
223	"	"	"	2 " " "
374	"	"	"	3 " " "
155	"	"	"	4 " " "
104	"	"	"	5 und mehr Zimmern und Küche.

Nach den Bestimmungen der Stadt wird ein Baudarlehen gewährt, wenn der Bauherr aus eigenen Mitteln 25 Prozent des Aufwandes außer den Kosten des Bauplatzes selbst aufbringen kann. Mit Hilfe dieses eigenen Geldes und des Baudarlehens wird der Bau soweit fertiggestellt, daß eine erststellige Hypothek aufgenommen werden kann. In den meisten Fällen hat die Städt. Sparkasse diese Hypothek gewährt, welche zur endgültigen Abdeckung der restlichen Baukosten dient.

Die private Wohnbautätigkeit ist gerade in den letzten Jahren sehr bedeutend geworden und der zu Wohnbauzwecken nach den gesetzlichen Bestimmungen zur Verfügung zu stellende Teil der Gebäudesondersteuer reicht nicht aus, um alle Darlehensanträge zu befriedigen. Die Festsetzung der Höhe der Wohnungsmieten bedarf bei Wohnungsneubauten mit öffentlichen Darlehen der Genehmigung der Stadt, und der Bezug einer Neubauwohnung hat die Wohnbauberechtigung in Heidelberg zur Voraussetzung. Die heutige Zinshöhe, sowie die Steigerung des Bauinderes (1. 1. 1928 172 %) bedingt es, daß die Spanne zwischen Altwohnungsmiete und Neuwohnungsmiete immer noch erheblich ist, jedoch bietet die Neubauwohnung durch die Berücksichtigung modernerer Grundsätze in der Ausstattung und Anordnung der Wohnräume so viel Annehmlichkeit, daß der Bezug der Neubauwohnungen in Heidelberg bisher keine Schwierigkeiten mit sich brachte.

In Zukunft wird es eine Hauptaufgabe der Gemeinden sein und bleiben, den billigen, einfachen Wohnungsbau zu pflegen, um durch Schaffung guter und billiger Kleinwohnungen eine in den Vorkriegsjahren oft vernachlässigte brennende




Handschuhsheim
Siebenmühlental
STADTWALD
Heiligenberg
Wieblingen
Friedhof
Neuenheim
Philosophenweg
Neckar
Schlierbach
HEIDELBERG
Siedelung Pfaffengrund
STADTWALD
Gaisberg
Friedhof
Speyerershof
Bierhelderhof
Kirchheim
Rohrbach
Heidelberg
Wohnungsbauten nach 1918
stadteigene
genossenschaftliche

soziale Aufgabe zu lösen; dagegen wird die Schaffung größerer Wohnungen in nächster Zeit ausschließlich Sache des privaten Wohnungsbaues bleiben.

Trotz dieser starken Bautätigkeit ist der Mangel an Wohnungen auch in Heidelberg noch nicht überwunden und erst wenn Angebot und Nachfrage in ein richtiges Verhältnis zueinander gebracht worden sind, kann die Zwangswirtschaft auf dem Gebiete des Wohnungswesens wieder verschwinden.

Nach dem Ergebnis der Reichswohnungszählung vom 16. Mai 1927 waren in Heidelberg insgesamt 19 183 Wohnungen vorhanden. Die Zahl der bebauten Grundstücke betrug 6968. In dieser Zahl kommt zum Ausdruck, daß durch den Einfluß der zahlreichen Vororte mit ländlichem Charakter die auf die einzelnen bebauten Grundstücke entfallende Zahl der Wohnungen, gemessen an dem Durchschnitt anderer Städte, nicht allzu hoch ist. Die Wohnungszählung vom Monat Mai 1927 gibt auch genauen Aufschluß über die soziale Stellung der Heidelberger Hausbesitzer. Das Ergebnis dieser Zählung erhellt sich aus folgender Tabelle:

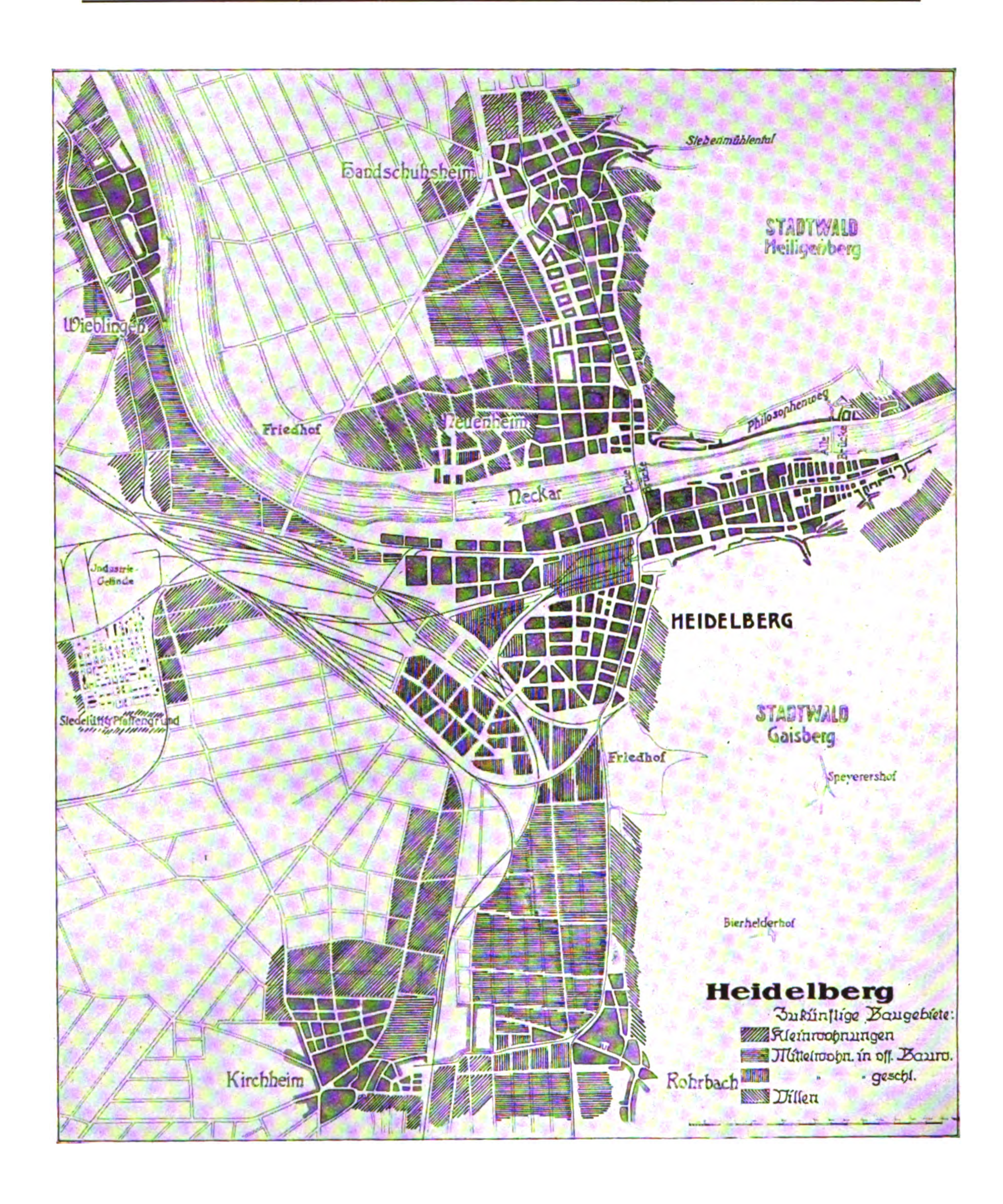
Die Gebäudegrundstücke nach der sozialen Stellung der Hausbesitzer:

Hausbesitzer	Anzahl
Selbständige Landwirte und Arbeiter	650
Selbständige Handwerker und Bauunternehmer	929
Fabrikanten, Bierbrauereibesitzer, Fabrikdirektoren usw.	327
Selbständige Kaufleute, Bankiers, Verkehrsunternehmer (private) usw.	606
Freie Berufe (Ärzte, Rechtsanwälte, Künstler, Schriftsteller usw.)	164
Rentiers, Berufslose usw.	1035
Beamte, Lehrer (öffentl.)	532
Kaufmännische und technische Angestellte (einschl. Bankbeamte, Prokuristen usw.)	227
Arbeiter	622
Konditoreien, Kaffees, Hotels, Gasthäuser und sonstige	387
Reich und Staat	85
Reichsbahn und Reichspost	98
Stadt und städtische Stiftungen	407
Kirche, kirchliche Stiftungen und religiöse Genossenschaften	75
Sonstige Körperschaften des öffentlichen Rechts (Universität, Kreis, Handels- und Handwerkskammer usw.)	19
Handels-, Erwerbs- und Wirtschaftsgesellschaften und -Genossenschaften	91
Vereine und Gesellschaften privatrechtlichen Charakters ohne Erwerbszweck, Studenten-, Gesellschafts- und ähnliche Häuser	77
Baugenossenschaften	637
Zusammen:	6968

C. Baugebiete und Stadtplanung.

Jede aufstrebende Stadt muß es als eine ihrer wichtigsten kommunalpolitischen Aufgaben betrachten, rechtzeitig Vorsorge zu treffen, daß Bauland in ausreichendem Maße zur Befriedigung der verschiedenartigen Wohnbedürfnisse vorhanden ist. Die große Bedeutung vorschauender




Handschuhsheim
Siebenmühlental
STADTWALD
Heiligenberg
Wieblingen
Philosophenweg
Friedhof
Neuenheim
Neckar
Industrie-Gelände
HEIDELBERG
Siedelung Pfaffengrund
STADTWALD
Gaisberg
Friedhof
Speyerershof
Bierhelderhof
Heidelberg
Zukünftige Baugebiete:
Kleinwohnungen
Mittelwohn. in off. Bauw.
" " geschl.
Villen
Kirchheim
Rohrbach

Stadtplanung ist gerade nach dem Kriege von den Kommunen allenthalben erkannt worden. Die Unterlassungssünden der Jahrzehnte nach der Reichsgründung traten in ihren Auswirkungen zu stark und zu offenkundig zutage, um übersehen werden zu können. Es kam hinzu, daß durch die starke Eigenbautätigkeit der Städte nach dem Kriege in allen Verwaltungen das Verständnis für die Aufgaben der Stadtplanung wuchs. Die Forderungen des schnell wachsenden Verkehrs, bequeme und ausreichende Verkehrsstraßen zu schaffen, der hauptsächlich von der Sportbewegung ausgehende Drang, im Häusermeer der Städte Grünflächen und Erholungsplätze zu haben, brachten auf dem Gebiet der Stadtplanung neue Aufgaben und neue Impulse. Auch die Abkehr der modernen Architektur vom Individualbau und die Forderung jedes modernen Baumeisters, bei jedem Einzelbau Rücksicht auf das Gesamtstadtbild zu nehmen, drängte zu einer immer sorgfältigeren Planung.

Der historischen Aufgabe Heidelbergs entsprechend, Hüterin einer einzigartigen Kulturstätte zu sein, mußte bei Aufstellung der Pläne sorgfältig Rücksicht genommen werden, die Schönheiten ihrer alten Stadtgebiete besonders zu schonen und zu schützen. Es wurde bereits im Jahre 1909 in der städtischen Bauordnung die generelle Vorschrift erlassen, daß alle Bauten zu untersagen sind, welche das Landschaftsbild der Schloßruine und des Neckartals zu beeinträchtigen geeignet sind. Für das Gebiet des Heiligenberges (nördlich des Neckars, gegenüber der Schloßruine) wurde ein Sperrbezirk festgelegt.

Um die Industrie in Zukunft aus dem engeren Stadtkern herauszubringen und die Industrieanlagen möglichst auf ein bestimmt begrenztes Gebiet zu konzentrieren, legte die Stadt zwischen Heidelberg und Eppelheim ein größeres Industriegelände an. Die Ungunst der Wirtschaftsverhältnisse und der Mangel an industriellem Baukapital haben bisher die Entwicklung dieses Gebietes gehemmt; es bildet aber eine wertvolle Reserve für die Zukunft.

Das Hauptaugenmerk muß Heidelberg als bevorzugte und beliebte Wohnstadt richten auf Schaffung schöner Wohnbaugebiete. Es kommt darauf an, für alle Schichten der Bevölkerung das entsprechende Baugebiet aufzuschließen. Für den Villenbau stehen Heidelberg verschiedene landschaftlich hervorragende Gebiete zur Verfügung. Der am Neckar gelegene Bergrücken hinter der Schloßruine gegen Schlierbach am Wolfsbrunnenweg steht für solche Wohnbedürfnisse zur Verfügung; ebenso bevorzugt ist die Bergstraße in Neuenheim; durch die Planung der über der Bergstraße hinziehenden Höhenstraße wird ein weiteres großes Wohngebiet mit Vorzugslage geschaffen. Ebenso harrt noch die südliche Fortsetzung der Bergstraße auf dem linken Neckarufer am Gaisberg und die gegen Rohrbach ziehende Panoramastraße ihres Ausbaues; auch hier kann in Zukunft wertvolles Villengebiet aufgeschlossen werden.

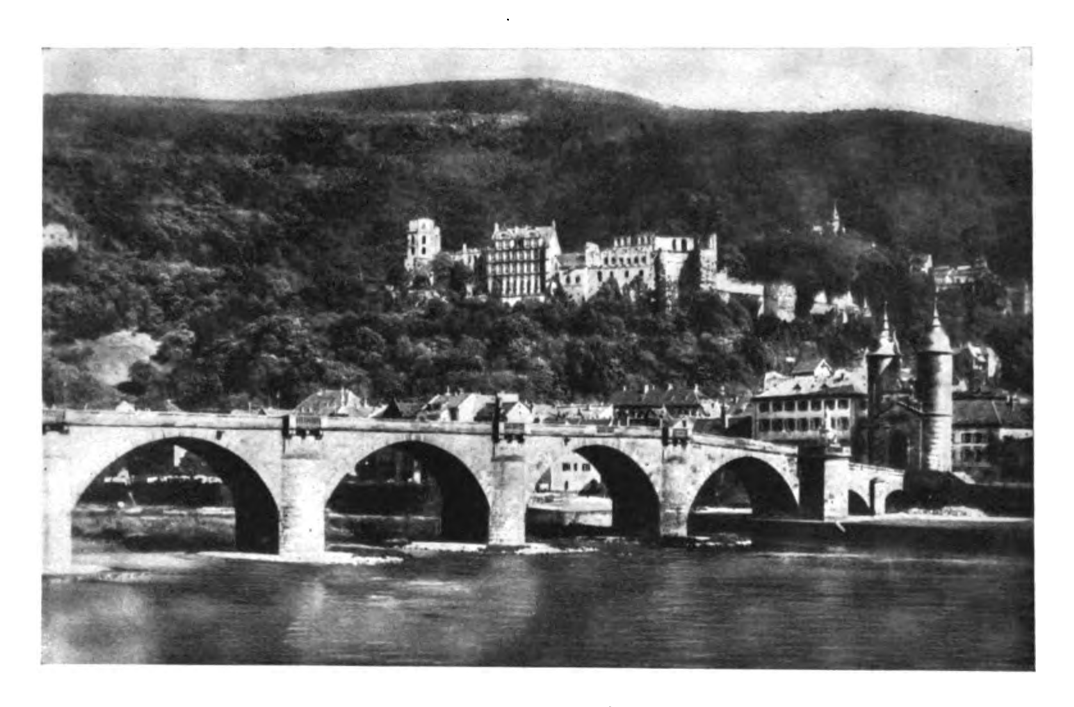
Ein gewaltiger Schritt vorwärts für die gesamte Stadtplanung bedeutet die im April 1928 erfolgte Fertigstellung der Ernst-Walz-Brücke. Sie schafft eine Verbindung des „Bergheimer Viertels" mit Neuenheim und erschließt damit das große, neue Wohngebiet im Neuenheimer Feld beim Austritt des Neckars aus den Bergen in das Tal. Die Stadtverwaltung hat in den letzten Jahren die Planung dieses großen Gebietes vorgenommen. Das Gebiet soll dazu dienen, das mittlere Wohnbedürfnis zu befriedigen. Durch die offene Bauweise mit Vor- und Hintergärten wird in Zukunft diesem Baugebiet der Charakter einer Gartenstadt verliehen. Die starke private Bautätigkeit, welche sich in diesem Gebiet in den letzten Jahren geltend macht, beweist, welche starke Entwicklungsmöglichkeit dieses Gebiet hat. Am nördlichen Brückenkopf der Ernst-Walz-Brücke sind zur Zeit die Bauarbeiten für

das Medizinische Forschungsinstitut der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft im Gange. Dieses Institut soll den Anfang bilden für eine weitere Reihe von Instituten, die der Universität angeschlossen sind, und deren Neubau bereits seit langem grundsätzlich beschlossen ist.

Von einschneidender Bedeutung für die weitere Stadtentwicklung ist der Bau des neuen Bahnhofs. Bereits seit langem hat die Eisenbahnverwaltung dafür ein großes Gelände am Rande der westlichen Stadt erworben. Durch die Lage des alten Bahnhofs wird dieser Stadtteil durch die zahlreichen Schienenstränge des jetzigen Bahnhofs stark zerschnitten und zerteilt. Der hoffentlich recht bald erfolgende Neubau des Bahnhofs wird dem die Stadtentwicklung behindernden Zustand ein Ende machen und stellt der Stadtplanung neue, interessante Aufgaben.

Heidelberg hat nach dem Kriege drei an ihrer weiteren Peripherie liegende Gemeinden: Kirchheim, Wieblingen und Rohrbach eingemeindet. Das zwischen der alten Stadtgemarkung und den neuen Stadtteilen liegende noch unbebaute Land bildet sein natürliches Stadterweiterungsgebiet. Wie der bereits im Jahre 1903 eingemeindete Vorort Handschuhsheim jetzt vollständig mit der Hauptgemeinde verwachsen ist, werden diese neuen Vororte in ihrer baulichen Entwicklung nach dem alten Stadtgebiet hin zustreben, während andererseits die Stadt sich zu den Vororten hin erweitert. Besonders wichtig ist in dieser Beziehung das Gebiet zwischen Heidelberg und seinem jüngsten Vorort Rohrbach. Die Planlegung für dieses Gebiet wurde deshalb unmittelbar nach der im April 1927 erfolgten Eingemeindung in Angriff genommen und steht vor ihrer Vollendung. Dieses, den Höhen der nach Süden auslaufenden Bergstraße vorgelagerte Gebiet ist für eine Wohnsiedlung mit reichlichen Grünflächen sehr geeignet.

Geht die Stadtentwicklung, wie sie sich in den letzten Jahren gezeigt hat, im gleichen Ausmaße weiter, so ist die Zeit nicht mehr fern, daß Heidelberg, welches bereits mehr als 80 000 Einwohner zählt, bald unter die Zahl der Großstädte aufgenommen wird. Die von der Natur gegebene günstige Lage der Stadt wird es möglich machen, ihr trotzdem den Charakter als vornehme und schöne Wohnstadt auch in Zukunft zu bewahren.



Alte Brücke und Schloß

Phot. Edm. von König

Die Entwässerung der Stadt Heidelberg

Von Oberbaurat Wilhelm Schwaab

Geschichtliches.

Die ältesten Entwässerungsanlagen der Stadt zeigten das für die damalige Zeit übliche Bild: gemauerte Kanäle ohne vertiefte Rinnsale, ohne Zementierung, zum Teil baufällig, so daß bald da, bald dort Einsturz erfolgte, und wenn aufgegraben wurde, der unterhalb dieser schadhaften Stelle befindliche Teil des Kanals fast trocken und der Inhalt oberhalb im umgebenden Erdreich versiegt gefunden wurde, durchzogen den größeren, insbesondere den älteren Teil der Stadt. Die Führung dieser Kanäle war meist fehlerhaft, denn statt in den Straßen, zogen die Kanäle an vielen Stellen unter den Häusern her bis zur nächsten Straße und führten oft ihren Inhalt in weiten Umwegen dem Neckar zu. Die mit dem Anwachsen der Stadt zunehmende Verunreinigung des Untergrundes begünstigte dann auch in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts das Auftreten zahlreicher Typhuserkrankungen. Dies veranlaßte die Stadtverwaltung, sich eingehend mit der Frage der Versorgung der Stadt mit reinem Trinkwasser in ausreichender Menge und der Entfernung des Abwassers und der menschlichen Abfallstoffe zu beschäftigen. Man war wohl überzeugt, daß die aus alter Zeit stammenden Kanäle und Abtrittgruben von nachteiligem Einfluß auf die Gesundheitsverhältnisse der Stadt waren. Dieser Einfluß war auch mehrmals Gegenstand der Untersuchung einzelner Sachverständiger sowie hierfür besonders ernannter Kommissionen gewesen; es war diesen aber nicht gelungen, Abhilfe zu schaffen, da bei dem größten Teil der Einwohner noch jegliches Verständnis für diese so hochwichtige Sache fehlte.

Ende der sechziger Jahre wählte nun der Heidelberger naturhistorisch-medizinische Verein eine ärztliche Kommission, bestehend aus Professor Dr. Friedreich, Professor Dr. Knauff, Dr. Mittermaier und Professor Dr. Moos „zur Untersuchung der Verunreinigung des Bodens, des Trinkwassers und der Luft, soweit dieselben von den vorhandenen Abtrittgruben und Kanälen abhängt; die Kommission solle das gesammelte Material zur Ausarbeitung einer Denkschrift benützen und diese dem Verein vorlegen". Durch eine solche Denkschrift glaubte man am besten die Aufmerksamkeit der ganzen Einwohnerschaft auf die gedachten Mißstände richten und dadurch allein ein allgemeines Zusammenarbeiten der Einwohner zur Abhilfe ermöglichen zu können.

Diese Kommission stellte nun die vorher geschilderten Zustände der Kanäle fest und bemerkte, daß es nicht wundern darf, daß unter diesen Verhältnissen gerade diejenigen Straßen der Stadt, wo Kanäle laufen, sich durch üblen Geruch bemerkbar machen, welcher teils aus dem Erdboden aufsteigt, teils aus den Kanalspunden herausdringt, besonders bemerkbar in regenarmen Jahren und in denjenigen Monaten, welche auf größere Überschwemmungen folgen, in welchen unzweifelhaft der Kanalschlamm durch das eingedrungene Neckarwasser aufwärtsgeschwemmt wurde und an den geschilderten ungünstigen Stellen in den Kanälen liegen blieb.

Die sehr eingehenden Untersuchungen ergaben, daß zur Entfernung der menschlichen Abfallstoffe durchaus kein einheitliches System vorhanden war. Zum großen Teil wurden dieselben in einzelnen Kanälen nach dem Neckar geleitet; ein Teil wurde in Gruben für längere Zeit, ja selbst

jahrelang bis zur Abholung angesammelt, ein kleiner Teil wurde in offenen Kübeln aufgefangen, und endlich gelangte noch ein kleinerer Teil in Senkgruben, um daselbst im Erdboden zu versinken, „ein trauriges Vorrecht der Vorstadt und gerade der neuesten und schönsten Straßen derselben". Kein einziger der vorhandenen Kanäle genügte hinsichtlich der Bauart, der Lage und dem Gefälle den Ansprüchen der neuen Gesundheitslehre und der Technik, ebensowenig genügten die vorhandenen Abortgruben hinsichtlich Bauart und Lage, da die größere Mehrzahl derselben nicht durch die erforderliche Betonierung des Bodens und Zementierung der Wandungen gegen die Möglichkeit des unterirdischen Austretens von Jauche in den Erdboden und in das Grundwasser geschützt war. Die Zusammenstellung der zahlreichen Typhusfälle ließ von Jahr zu Jahr eine Zunahme erkennen und zeigte, daß der Typhus mit Vorliebe in Straßen mit Abtrittkanälen und da besonders häufig auftrat, wo Gelegenheit zur Anhäufung und Stauung des Kanalinhaltes gegeben war, während in Straßen ohne Kanäle Typhuserkrankungen seltener waren.

In dem zweiten Teil der Denkschrift behandelte die Kommission eingehend die Frage der „Reform der Entfernung der in die Abtritte entleerten Stoffe sowie der Reform der Entfernung des Spül-, Ab- und Regenwassers in Heidelberg" und kam zu folgenden Ergebnissen: „Es muß mit aller Entschiedenheit die Einleitung der menschlichen Fäkalstoffe in die gegenwärtigen Kanäle der Stadt verworfen werden, da die Bauart dieser Kanäle durchaus nicht für die sichere, ungefährliche Fortleitung der Fäkalstoffe geeignet ist. Ebenso ist nach den Erfahrungen der Wissenschaft unstatthaft, diese Stoffe in Abtrittgruben aufzufangen und aufzubewahren. Mit den Abtrittgruben für menschliche Abfallstoffe fällt auch die Auspumpung derselben, geschehe sie selbst mit den besten Maschinen. Dieses Verfahren ist unbestreitbar ein Fortschritt in der Art der Entleerung der Gruben; das Grundübel der letzteren, welches eben in dem Boden selbst liegt, wird dadurch in keiner Weise beseitigt. Von den bis jetzt bekannten Systemen entsprechen am meisten den Anforderungen der Hygiene und passen für eine Stadt wie Heidelberg am besten das Tonnensystem, oder ein mit größter Sorgfalt ausgeführtes Schwemmkanalsystem mit Überrieselung der Felder. Von diesen beiden Systemen verdient das Tonnensystem den Vorzug, da es allein die Sicherheit bietet, daß niemals die Jauche in den Boden unserer Wohnungen und in das Grundwasser gelangen kann, welchen Vorteil das Schwemmkanalsystem in solchem Grade nicht gewährt. Das Schwemmkanalsystem mit Überrieselung, welches nicht den Verlust der Dungstoffe mit sich führen würde, fällt für Heidelberg überdies weg, da letzteres in seiner Nähe keine Ländereien besitzt, welche zur Überrieselung geeignet sind."

Die Einführung des Tonnensystems begann 1868 mit einzelnen Einrichtungen in verschiedenen Stadtteilen. Um von vornherein einen geregelten Betrieb zu sichern, traten die Hausbesitzer, welche in ihren Häusern Tonneneinrichtungen besaßen, dem „Tonnen-Verein" bei, welcher sich die Förderung der Reinigung der Stadt zum Ziele setzte. Mit der Ausbreitung des Systems steigerte sich aber die Arbeitslast des jährlich neugewählten Ausschusses des Tonnenvereins, da derselbe auch die regelmäßige Abfuhr der trockenen Haushaltungsabfälle aus allen Tonnenhäusern leitete, so sehr, daß am 1. Januar 1889 der Betrieb des Tonnenwesens von der Stadtverwaltung übernommen wurde.

Für die Entfernung des Küchen- und sonstigen Abwassers aus der Stadt war im Jahr 1874 durch Ingenieur Bürkli-Ziegler in Zürich ein Entwurf ausgearbeitet worden, nach dem die Kanäle in der Mehrzahl der Straßen der Altstadt ausgeführt wurden. Bürkli teilte das ganze Gebiet der Altstadt in zwei Zonen, eine tiefliegende und eine hochliegende ein, doch bedingte die Oberflächen-

gestaltung der Altstadt, daß beide Zonen nicht klar von einander getrennt werden konnten. In dem hochliegenden Gebiet, südlich der Hauptstadt, liegen mehrere Straßen und Flächen so tief, daß sie nicht in den hochliegenden Sammelkanal entwässert werden konnten, sondern dem tiefliegenden Sammelkanal zugewiesen werden mußten; die Kanäle aus diesen Gebieten ziehen unter dem hochliegenden Sammelkanal hindurch.



Kläranlage in Wieblingen

Für die Vollendung der Kanalisation in der Altstadt wurden im Februar 1892 durch den verstorbenen Geh. Oberbaurat R. Baumeister in Karlsruhe die Grundzüge aufgestellt, nach denen dann die weiteren Arbeiten ausgeführt wurden.

Auch für die Entwässerung des Rohrbacher und Bergheimer Bezirks wurde von Baumeister ein Plan aufgestellt. Für den Rohrbacher Bezirk hatte schon Bürkli-Ziegler 1874 die Grundzüge ausgearbeitet, nach denen zwei von Süden nach Norden ziehende Sammelkanäle in der Rohrbacher und in der Römerstraße hergestellt wurden, die in den hochliegenden Sammelkanal aus der Altstadt in der Bergheimer Straße mündeten. Die nördlich der Bergheimer Straße gelegenen akademischen Krankenhäuser hatten früher einen besonderen Sammelkanal mit direktem Ablauf in den Neckar; bei der Fortführung des tiefliegenden Sammelkanals nach Westen wurde der Kanal an diesen angeschlossen und die Ausmündung beseitigt. Die beiden Hauptsammelkanäle aus der Altstadt und dem Rohrbacher und Bergheimer Bezirk mündeten in den Unterwasserkanal des Zementwerkes bei der Kirchstraße.

Am westlichen Ende des Bergheimer Baubezirks liegt der städt. Schlachthof, dessen Abwässer durch einen besonderen Kanal nach dem Neckar abgeführt wurden, der gleichzeitig auch zur Entwässerung der benachbarten Straßen dient.

Für die Entwässerung des geplanten südwestlichen Stadterweiterungsgebietes und der gesamten neuen Eisenbahnanlagen wurde im Jahr 1911 gemeinsam mit der Eisenbahnverwaltung ein Sammelkanal von 2 m lichte Höhe und 2,50 m Breite in Eisenbeton erbaut, an den später auch die Sammelkanäle von den Vororten Kirchheim und Rohrbach angeschlossen wurden.

Endlich war noch weiter westlich ein Sammelkanal von 80/120 cm lichte Weite ebenfalls gemeinsam mit der Eisenbahnverwaltung hergestellt worden, der zur Abführung der Abwässer aus dem neuen Gaswerk und dem inzwischen fertiggestellten neuen Lokomotivschuppen und dem geplanten Abstell- und Rangierbahnhof dient.

Die Entwässerung der auf dem rechten Neckarufer gelegenen Stadtteile Neuenheim und Handschuhsheim erfolgte unabhängig von der des Stadtgebietes auf dem linken Ufer. Ein in der Ufer-, Neuenheimer und Ziegelhäuser Landstraße parallel zum Flusse ziehender Sammelkanal nimmt das Wasser aus diesen Straßen auf, während der größte Teil des alten Neuenheimer Ge-

bietes nach einem durch die Keplerstraße von Süden nach Norden ziehenden Sammelkanal entwässert.

Von dem Stadteil Handschuhsheim konnte der südliche Teil noch an diesen Sammelkanal angeschlossen werden, während für den nödlichen Teil eine selbständige, nach dem Trennsystem angelegte Entwässerungsanlage mit dem dieses Stadtgebiet durchfließenden Mühlbach als Vorfluter ausgeführt wurde. Vor der Einleitung der Abwässer in den Mühlbach war eine mechanische Reinigung mittels zweier Absitzbecken beabsichtigt gewesen.

Vorarbeiten für die Einführung der Schwemmkanalisation.

Ende 1902 beantragte die Stadtverwaltung die ihr seinerzeit erteilte Erlaubnis zur Einleitung des Abwassers in den Neckar dahin zu erweitern, daß auch die Einführung von Abläufen aus Abortgruben gestattet wird, welche mit einer Klär- und Desinfektionseinrichtung versehen sind.

Mit Rücksicht auf die Wasserführung des Neckars und die Nähe der Orte unterhalb Heidelbergs wurde das Gesuch der Stadt unter Hinweis darauf, daß dem Neckar weitere Schmutzmengen nicht zugeführt werden dürften, abgelehnt. Die Behörden erkannten wohl an, daß „das derzeitige System der Fäkalienabfuhr kaum mehr länger beizubehalten ist, neben anderen Gründen nicht zum wenigsten darum, weil es die Stadt in bezug auf die Reinlichkeit und Bequemlichkeit der Abortanlagen wegen des Mangels der Wasserspülung anderen Städten gegenüber als rückständig erscheinen lassen muß; auch dürfte gerade dieses System bei Neubauten zu Übertretungen der Bauordnung und zu ungehörigen unkontrollierbaren Ableitungen von Fäkalien, wenigstens von Fäkalflüssigkeit, in die städtischen Kanäle förmlich herausfordern.

Die Stadt ist somit vor eine doppelte Aufgabe gestellt, bestehend in der unschädlichen Beseitigung der Fäkalien und der aus der Zunahme der Bevölkerung sich ergebenden weiteren Haushaltungs- und Brauchwasser, unter Umständen auch eines Teiles der bisher nach dem Neckar abgeführten Schmutzwasser; daß diese Aufgabe nur mittels des Schwemmsystems gelöst werden kann, steht außer Zweifel; die Frage wird nur sein, was mit dem Schmutzwasser geschehen soll."

Für die Unschädlichmachung der gesamten Schmutzwasser sollte in erster Linie die Anlage von Rieselfeldern in Frage kommen, wobei die bestehenden Auslässe nach dem Neckar zu als Not- und Regenauslässe beibehalten werden sollten. Wenn der Nachweis erbracht würde, daß deren Anlage infolge der örtlichen Verhältnisse unmöglich oder zu teuer wäre, könnte die Ableitung nach dem Neckar unter Anwendung der mechanischen Klärung und einer weitgehenden Reinigung der Schmutzwasser von den groben Schmutzstoffen zugelassen werden, doch müsse die größte einzuleitende Schmutzwassermenge so festgelegt werden, daß die Mineralisierung aller Schmutzstoffe bei Edingen (7 km flußabwärts) erfolgt sei.

Im Jahre 1905 legte die Stadtverwaltung ein erstes Projekt zur Einführung der Schwemmkanalisation vor, das aber nicht genehmigt wurde. Auch zwei weitere Projekte vom Jahre 1908 und 1910, bei denen ebenfalls die Reinigungsanlage auf dem rechten Neckarufer geplant war, wurden abgelehnt, insbesondere wegen der beabsichtigten Neckarkanalisierung. Dies gab den Anlaß, die Kläranlage auf dem linken Neckarufer oberhalb der Eisenbahnbrücke vorzusehen. Hiergegen wurden aber von der Bevölkerung so viele Einsprüche erhoben, daß die Stadtverwaltung 1913 ein weiteres Projekt vorlegte, in dem die Kläranlage auf dem rechten Neckarufer gegenüber dem Ort Wieblingen neben dem geplanten Schiffahrtskanal vorgesehen war.

Mit Entschließung vom Jahr 1917 wurde der Stadt das Wasserbenutzungsrecht am Neckar



behufs Ausführung einer Entwässerungsanlage unter den folgenden wichtigsten Bedingungen verliehen:

„Aus dem Abwasser sind durch eine mechanische Reinigungsanlage alle Sink-, Schwimm- und Schwebestoffe, deren kleinster Durchmesser 1,5 mm oder mehr beträgt, zu entfernen; wird eine Anlage mit Separatorscheibe oder Siebschaufelrad gewählt, so dürfen demgemäß die Schlitze nicht breiter als 1,5 mm sein.

Regenauslässe im Kanalsystem dürfen frühestens bei fünffacher Verdünnung des sogenannten Trockenwetterabflußes in Tätigkeit treten."

Bei der Aufstellung des Projektes für die Einführung der Schwemmkanalisation waren die beiden Kanäle westlich der Eisenbahnbrücke in dem Feldweg bei dem Heinsteinwerk und im Diebsweg noch nicht gebaut; der letztere Kanal mit dem Profil 80/120 cm l. W. führte die Abwässer aus den neuen Bahnanlagen, dem neuen Gaswerk und der Siedlung Pfaffengrund nach dem Neckar ab. Um auch die Abwässer aus diesen Kanälen nach der Kläranlage bringen zu können, hätte bei der Anlage der Kläranlage auf dem rechten Neckarufer der in dem Projekt von 1917 oberhalb der Eisenbahnbrücke geplante Dücker etwa 1200 m weiter abwärts verschoben werden müssen. Inzwischen war nun Wieblingen eingemeindet worden, und es war damit zu rechnen, daß bei Ausführung des geplanten Schiffahrtskanals für Wieblingen eine besondere Kläranlage hätte gebaut werden müssen. Aus diesem Grunde wurde im Jahre 1922 ein neues Projekt vorgelegt, in dem die Reinigungsanlage für die gesamten Abwässer der Stadt unterhalb des Vorortes Wieblingen erstellt werden sollte. Für die Stadt war die Anlage der Kläranlage auf dem linken Neckarufer insofern von Vorteil, als die vom rechten Ufer kommende geringere Wassermenge mittels eines kleineren Dückers nach dem Hauptsammelkanal gebracht werden konnte, und daß der Auslaufkanal aus der Kläranlage nicht auch noch unter dem Schiffahrtskanal durchgeführt zu werden brauchte. Die wasserpolizeiliche Genehmigung für die Erbauung der Reinigungsanlage unterhalb Wieblingen wurde im April 1924 erteilt.

Der Ausbau der Kanalisation bot nun auch der Stadt Gelegenheit zur zweckmäßigen Ausführung von Notstandsarbeiten. Nachdem im Jahre 1921 die Ausführung von Sammelkanälen für die Einführung der Schwemmkanalisation als förderungsberechtigt aus Mitteln der produktiven Erwerbslosenfürsorge anerkannt war, wurde zunächst auf dem linken Ufer der Hauptsammelkanal von der Kirchstraße bis zur Kläranlage mit Profilen von 100/150, 110/165, 130/165 und 140/170 cm lichte Weite, und auf dem rechten Ufer der Hauptsammelkanal von der Keplerstraße bis zum Klausenpfad mit Profilen von 70/105 und 80/120 cm l. W. im Stollenbau gebaut und ferner der Dücker unter dem Neckar, um die Abwässer vom rechten nach dem linken Ufer zu bringen.

Ferner wurde auf dem rechten Neckarufer ein Hauptsammelkanal vom Neckar nach Norden bis zum Ende der Bebauung im Stadtteil Handschuhsheim ziehend hergestellt, der zur Entwässerung des westlichen Stadterweiterungsgebietes von Neuenheim und Handschuhsheim dient und auch die Abwässer des ganzen Stadtteils Handschuhsheim aufnimmt. Wie vorher erwähnt, war nach dem Plan von 1908 für Handschuhsheim die Entwässerung nach dem den Stadtteil durchfließenden Mühlbach nach dem Trennsystem vorgesehen gewesen, und zwar sollten die Abwässer in einer besonderen mechanischen Kläranlage im Norden der Stadt gereinigt werden. Durch die Erbauung des Hauptsammelkanals ist die Ausführung einer besonderen Reinigungsanlage unnötig geworden, und es können nunmehr sämtliche Abwässer der Stadt in einer einzigen Anlage gereinigt werden,



wodurch natürlich wesentliche Kosten für den Bau und Betrieb einer zweiten Kläranlage erspart wurden.

Ein weiterer Hauptsammelkanal mit den Profilen 110/165 und 100/150 cm l. W. wurde dann noch erstellt von der Kläranlage in Wieblingen aus auf der Westseite dieses Stadtteiles von Norden nach Süden ziehend bis zu dem beim neuen Gaswerk gelegenen Industriegebiet, an den dann auch die gesamte Entwässerung der nun fast 2000 Bewohner zählenden Siedelung Pfaffengrund angeschlossen werden konnte.

Kläranlage.

Das Gelände, auf dem nunmehr die Kläranlage erbaut wurde, lag nicht hochwasserfrei. Es wurde daher der Platz mit einem Hochwasserdamm umgeben, dessen Krone 50 cm über der Hochwasserlinie von 1882 angeordnet wurde. Die Dammkrone wurde mit einer breiten Hainbuchenhecke bepflanzt, um Nistgelegenheiten für Vögel zu schaffen. An das Betriebsgebäude der Kläranlage ist ein Wohnhaus angebaut (siehe Abbildung S. 133), in dem im ersten Stock Büros und im zweiten Stock eine Wohnung für den Betriebsleiter eingerichtet sind. Auf der Südseite des Grundstückes ist ein Doppelwohnhaus mit Hausgärten und Stallgebäuden für zwei Arbeiter der Kläranlage erstellt worden, neben dem Wohnhaus ein besonderes Sandfanggebäude, ferner ein Schuppen, in dem eine Werkstätte und Lagerräume vorhanden sind, und endlich noch ein kleinerer Schuppen zur Lagerung von Torf. Auf dem nördlichen Teil des Grundstückes ist ausreichend Platz für die Lagerung des Dunges. Die Kläranlage wurde am 1. Januar 1924 in Betrieb genommen.

Die Reinigung der Abwässer erfolgt durch drei Separatorscheiben der Maschinenfabrik Wilhelm Wurl in Berlin-Weißensee von je 4,50 m Durchmesser und 1,5 mm Schlitzweite.

Die von den Scheiben abgefangenen Schmutzstoffe werden durch Bürsten in einen Behälter gebracht, aus dem sie dann mittels eines Becherwerkes in die auf der Ostseite des Betriebsgebäudes unter einem Anbau aufgestellten Kippwagen entleert und in denen sie dann nach dem Dunglagerplatz abgefahren werden. Bevor die Abwässer auf die Separatorscheiben gelangen, durchfließen sie einen Sandfang, in dem die Sinkstoffe zur Ablagerung gelangen, die dann mittels eines Becherwerkes in Kippwagen gebracht und die ebenfalls auf dem Dunglagerplatz entleert werden. Die auf den Scheiben und im Sandfang abgefangenen Schmutzstoffe werden mit Torf, den von dem städtischen Schlachthof jeweils zweimal wöchentlich abgeholten Abfällen und dem Straßenkehricht vermischt und ergeben einen ganz vorzüglichen Dung, der an die Landwirte der Umgegend zum Preis von 4.— RM. für das cbm abgegeben wird.

Mit der Inbetriebnahme der Kläranlage war es natürlich erforderlich, die Abfuhranstalt entsprechend abzubauen und für einen baldigen Anschluß der Häuser an den Schwemmkanal Sorge zu tragen. In erster Linie wurde die Beseitigung der noch vorhandenen Tonnenanlagen vorgesehen, deren Bedienung trotz der dauernd erhöhten Gebühren die städtische Rechnung stark belastete. Im Dezember 1923 besaßen noch etwa 400 Häuser Tonneneinrichtungen.

Die Stadtverwaltung gewährte zunächst Vorschüsse im Betrage der Hälfte der entstehenden Kosten, und zwar auf drei Jahre unverzinslich, von da an gegen 5 Prozent Verzinsung und 5 Prozent Amortisation. Eine weitere Erleichterung sollte dadurch geboten werden, daß die Hausbesitzer, die den Anschluß unmittelbar auf Anruf seitens der Stadt vornahmen, ein verlorener Zuschuß von 10 Prozent der nachweisbaren Gesamtkosten gewährt wurde.



Grundsätzlich erklärte sich der Stadtrat aber auch bereit, höhere Zuschüsse zu den Kosten der Herstellung der Anschlüsse an die Schwemmkanalisation zu leisten, als ursprünglich vorgesehen war. Die Höhe der Beträge sollte nicht allein abhängig sein von der Höhe der entstandenen Aufwendungen, sondern auch von der Bedürftigkeit der einzelnen Hauseigentümer und nach Prüfung der entstandenen tatsächlichen Kosten.

Um nun die Anschlüsse möglichst rasch durchzuführen, wurde im März 1924 der § 34 Absatz 2 der städtischen Bauordnung durch folgende Bestimmung ersetzt:

„Die Aborte sind mit Wasserspülung zu versehen und an die städtische Schwemmkanalisation anzuschließen; dies gilt auch für bestehende Abortanlagen. Ausnahmsweise kann die Baupolizeibehörde mit Zustimmung des Stadtrats die Anlegung oder Beibehaltung von Aborten nach dem Gruben- oder Tonnensystem auch ohne Wasserspülung zulassen." Außerdem erließ der Stadtrat eine öffentliche Aufforderung an die Beteiligten, die nötigen Anschlüsse alsbald auszuführen. Um dieser Aufforderung den nötigen Nachdruck zu verleihen, erklärte sich die Stadt bereit, den Gebäudebesitzern, denen die Anschlußkosten besonders schwer fielen, einen Beitrag von 10—25 Prozent zu den Herstellungskosten aus städtischen Mitteln zu leisten. Die Anschlußarbeiten wurden daraufhin zwar in zahlreichen Fällen in Angriff genommen, der größere Teil der alten Anlagen wurde jedoch nicht umgebaut, da viele Hausbesitzer außerstande waren, auch die ermäßigten Kosten aufzubringen. Eine Verzögerung erfuhr die Anschlußarbeit in vielen Fällen auch deshalb, weil eine Meinungsverschiedenheit darüber bestand, ob diese Arbeiten zu den abwälzbaren Unterhaltungskosten gerechnet werden könnten, oder ob sie als Verbesserungen des Gebäudes dem Eigentümer allein zur Last fallen würden.

Ein vom Stadtrat unternommener Versuch, auf dem Vergleichsweg zwischen den gegenüberstehenden Parteien eine Einigung zu erzielen, blieb erfolglos. Man kam deshalb, da es nicht verantwortet werden konnte, die neuerstellten Kanäle zum Teil unbenützt liegen zu lassen und daneben den teuren Betrieb der Abfuhranstalt weiterzubehalten, zu dem Entschluß, *sämtliche noch vorhandenen Tonnen- und Grubenaborte in einem Zug von Stadt wegen an das Kanalsystem anzuschließen*. Der Stadt wurde dadurch allerdings zunächst eine ganz erhebliche Last aufgebürdet, aber es wurde dann nicht nur die immer kostspieliger werdende Fäkalabfuhr ganz beseitigt, sondern auch zugleich auf dem hygienischen Gebiet ein gewaltiger Fortschritt erreicht.

Der aus dieser Belastung sich ergebende jährliche Aufwand von Zinsen und Tilgung des ausgegebenen Kapitals konnte selbstverständlich nicht auf die allgemeine Umlage übernommen werden, Recht und Billigkeit verlangten vielmehr, zur Deckung dieser Kosten einen anderen Weg einzuschlagen, der bereits in den meisten Städten Deutschlands gegangen worden ist, nämlich den Weg der Erhebung einer laufenden Kanalbenützungsgebühr. Diese Gebühr sollte aber nicht nur eine Gegenleistung für die aufgewendeten Anschlußkosten enthalten, sondern sie mußte sich zugleich auch auf die nach Herstellung des Kanalnetzes ganz erheblich angewachsenen laufenden Kosten der Unterhaltung und Verwaltung des Kanalsystems erstrecken. Die Einführung einer solchen Gebühr erschien um so mehr gerechtfertigt, als mit Beseitigung der alten Gruben und Tonnen auch die für deren Entleerung zu zahlenden recht erheblichen Kosten in Wegfall kamen. Bei Bemessung der neuen Gebühr auch auf Kosten der Herstellung der Kanäle selber zu greifen, schien, ganz abgesehen von den hier sich ergebenden technischen und rechtlichen Schwierigkeiten, nicht angezeigt.

Der Gesamtaufwand wird sich auf mehr als 2,2 Millionen Reichsmark belaufen. Da an



dem Grundsatz festgehalten werden sollte, daß die Schuldzinsen sowie die Kosten für den Betrieb der Schwemmkanalisation durch Gebühren zu decken sind, betragen die zur Zeit geltenden Gebührensätze 14,4 bzw. 18 Pfg. pro 100 des Steuerwertes; ersterer Satz gilt für Anwesen, die nur die Abwässer in den Kanal abführen, letzterer für Einleitung auch der Aborte.

Im Laufe der vier Jahre wurden nun rund 3850 Anwesen an die Schwemmkanalisation angeschlossen, und nur etwa ein Zehntel ist noch anzuschließen, wobei es sich aber vielfach um Grundstücke handelt, die noch landwirtschaftlichen Betrieb haben. Mit der Vollendung dieser Arbeiten ist aber ein Werk geschaffen worden, wie es großzügiger wohl in keiner Stadt durchgeführt wurde zum Segen der Gesundheit Heidelbergs und seiner Bewohner.

Geselligkeit und Sport

Von Dr. Hoenninger.

Es gibt Orte, deren Seelenodem auf alle empfänglichen, feinfühlenden Menschen eine mächtige suggestive Wirkung ausübt. Dieser Zauberhauch mag mancherlei Ursachen haben: herrliche Natur — geistige Strömungen — seelische Strahlungen. Jede einzelne dieser Eigenschaften eines Landstrichs ist imstande, den Menschen aus dem Alltag in ein höheres Dasein zu erheben, das Leben lebenswerter zu machen. Die harmonische Verknüpfung aller genannten Werte zu besitzen, ist eine Gnade, die Heidelberg in hohem Maße zuteil geworden ist. Bei einem solchen genius loci ist es kein Wunder, daß seit vielen Jahrhunderten die Neckarstadt — sei es in Poesie, sei es in Prosa — von Dichtern und Denkern gefeiert worden ist.

Nur eine kleine Seite dieses Hauptreizes und Anziehungspunktes der ältesten Universitätsstadt Deutschlands soll in Kürze hier gewürdigt werden: das Leben seiner Bewohner im häuslichen Kreise, bei öffentlichen Veranstaltungen, in Vereinen und Gesellschaften und bei sportlicher Betätigung.

Mit am meisten fesselte von jeher den Fremden — mag er von Norddeutschland, mag er von außerdeutschen Gauen die Stadt besuchen — die Frohnatur, die gemütlich-sonnige Pfälzerart, die sich gerne mitteilt und an Fremdes anpaßt, die sich dem heiteren Genuß der Gegenwart gern hingibt und die Sorgen der Zeit vergißt. Die kalten Formen schmelzen unter dem sonnigen Hauch der Pfalzbewohner. Als charakteristisch für das Innenleben der Bürgerschaft wird in der Romantikerzeit die Tatsache bezeichnet, daß beispielsweise der Fronleichnamstag damals mit Kanonendonner, Gewehrsalven und Jubel gefeiert wurde, und zwar nicht nur von Katholiken, sondern von allen Religionsparteien. Religiöse Unduldsamkeit lag fern.

Brentano fand bei seiner Ankunft in Heidelberg „Tanz und Sang in allen Gassen" und Sulpiz Boisserée schrieb in sein Tagebuch: „Überhaupt wurden wir ungewohnt gesellig und fast Gesellschaftsnarren, wir gingen in Gesellschaften aller Art und gaben selbst welche, bunt wie Museen von allerlei Wundertieren, Freund und Feind, Auserwählte und Philister, alles durcheinander." Reizvolle Genrebildchen sah man allenthalben in den sechziger Jahren. So wurde vielfach ein alter siebzigjähriger Bürger beobachtet, der allmorgendlich am Brunnen seines Hauses sich wusch und sich dann in seinem lila Schlafrock auf sein Pferd schwang, um es im Garten zu tummeln.

Feingeistige Zirkel hatten sich insbesondere bei der Professorenschaft gebildet und sie haben sich erhalten bis auf den heutigen Tag. Bei Tee und Schmaus, bei Ausflügen und Neckarfahrten, bei fröhlichem Geplauder, ernster Unterhaltung, bei Saitenspiel und Tanz huschten die Stunden schattengleich dahin.

Wir besitzen einzelne stimmungsvolle Skizzen über das häusliche Leben namhafter Gelehrtenfamilien: „Wir fanden einen herrlichen Genuß und frohe traute Unterhaltung in dem sich gleichbleibenden einfachen Vossischen Hauskreise. Der Hofrat wird mir immer mehr interessant und achtungswert und so, wie in allem, so lernt man selbst in seinem noch jugendlichen Humor, was es heißt, klassisch denken und sprechen... Voß erzählte uns manches aus seinem früheren Leben, von



seiner damaligen Armut, von seinem Leben in Wandsbeck, seinem Leben mit dem biederen Claudius, von ihrer Herausgabe einer Zeitung und ihrer Fertigkeit, ein selbst erdichtetes Buch darin zu rezensieren, während die Manuskripte ihnen fehlten — und dies alles mit einer wunderbaren ernsten Ruhe und doch mit einem frischen, jugendlichen Humor, der auch jeder Sache in seinem Munde einen einzigen Reiz verlieh. Voß ist ein wahrhafter Künstler im Erzählen, sein Erzählen ist ein einfaches Gedicht; man hört ihn schweigend und hängt mit einem ehrfurchtsvollen Gefühl an den redenden Lippen... Die Professoren Schreiber und Michaelis vermehrten das Leben des Gesprächs. Die ernste Ernestine strickte an einem andern Tischchen des Zimmers, sie war unsichtbar geworden, während wir alle den Erzähler Voß umringt hatten. ‚Ist denn mein Weibchen nicht da?' frug er mitten in seiner Erzählung. Und als die freundliche Stimme bejahte, da fuhr er fort, uns mit Liebe von seiner früheren Zeit zu sprechen." — — —

„Eine unerwartete Invitation führte mich heute zu Kreuzer. Ich fand eine äußerst zahlreiche Gesellschaft. Fast alle jungen Professoren der Stadt nebst einigen Studenten waren zugegen. Es war ein lustiges buntes Treiben im Zimmer. Die Hofrätin Kreuzer mit der Professorin Zimmermann besorgte die Gaben des Tees. Kreuzer war der eigentliche fröhliche Hausherr, alles leitend, doch so, daß jeder, wenn er wollte, sich für den Mittelpunkt der Gesellschaft halten konnte. Ich hatte ihn mir nie so gesellig gedacht... Der Abend verstrich uns äußerst froh und fröhlich". — — —

„Isidor (Graf von Loeben) und Strauß und ich waren gestern Mittag bei Kirchenrat Schwarz zum Essen invitiert. Die Gesellschaft war ziemlich groß. Die Kinder saßen alle am Nebentisch. Die Kirchenrätin freute sich recht herzlich über den bunten Kreis. Ihre Lebendigkeit hatte durch die mannigfaltigen Gefühle eine eigene Milderung erhalten, die einen unaussprechlichen Reiz gab. Unter Scherz und frohem Plaudern war das Mahl dem Ende nahe gekommen. Schwarz ließ sich einen alten, von seinem Großvater geerbten, silbernen Pokal reichen. Als er ihn gefüllt hatte, trank er zuerst auf das Wohl und Andenken aller Abgehenden und ließ nun seinen Nachbar die Gesundheit fortsetzen. Diese altdeutsche Sitte kam uns unerwartet, alles jauchzte vor Freude, und wer Schwarzens Liebe und Treue und Anhänglichkeit erfahren hatte, gewiß auch vor Rührung. Der Becher kreiste um den Tisch. Auch der zweite fröhliche Tisch der Kleinen trank aus diesem Becher das Wohl der Reisenden... Aber bald wieder erscholl von uns ein lautes Vivat der freundlichen Gebieterin des Hauses und alles stimmte ein auf das Wohl der Kirchenrätin. Sie war innig gerührt." — — —

Im Hause des berühmten Juristen Thibaut am Fuße des Schloßbergs bewegte sich eine künstlerische musikalische Welt. Viele Jahre hindurch, wurde jeden Donnerstagabend alte klassische Musik vorgetragen, wobei er selbst die Gesänge mit Klavierspiel begleitete. Für diese Abendunterhaltungen brachte Thibaut große Geldopfer, indem er überall, namentlich in Italien Musikstücke ankaufen oder abschreiben ließ. „Die Jurisprudenz ist mein Geschäft, mein Musiksaal ist mein Tempel."... „In den Stunden der nächtlichen Einsamkeit, wenn ich bei diesen Freunden am Klavier sitze, könnte ich keinem Menschen gram sein." Während Thibaut leidenschaftlicher Musiker war, durchzog das ganze Leben des Geologen Leonhard die Neigung für das Theater. In seinem großen Hause am Klingenteich (heute Breitwieser) gründete er ein Liebhabertheater, das bis in sein hohes Alter fortbestand. Er selbst übernahm dabei die Hauptrollen; seine Mitspieler nahm er aus den Kreisen der besseren Gesellschaft. Die Aufführungen bildeten wochenlang das Thema der Stadtgespräche und Unterhaltungen. Zu den Theaterstücken lud er die Honoratioren der Stadt ein, die dem Rufe mit Freuden folgten. Leonhard war auch ein ausgezeichneter Erzähler und am

schwarzen Tisch im „Museum“ lauschte alles gespannt auf seine Geschichten und Anekdoten, die er mit Witz und Humor vorzutragen verstand. Es würde den Rahmen dieser Arbeit sprengen, wenn man auf alle diese geselligen Zirkel näher eingehen wollte. Erwähnt sei noch, daß im Hause des Freiheitspolitikers Welker, jenseits der Brücke, am Steinbruch, vor allem die Liberalen aus und ein gingen, Hecker und Fickler, Mathy und Bassermann, ja aus ganz Deutschland kamen in dem gastlichen Hause die Vorkämpfer oder Märtyrer der Freiheit zusammen. Ebenfalls über der Brücke sei noch das Kappsche Haus erwähnt, in dessen Räumen die Maler Feuerbach und Fries, der Dichter Gottfried Keller, die Akademiker Moleschot und Hettner verkehrten. Da lebte und webte vor allem die Jugend, die in Weltansicht, Politik, Wissenschaft und Kunst radikalen Lösungen geneigt war.

Von bürgerlichen Familien, wo heitere feine Geselligkeit herrschte, seien genannt: Das Haus de. Erzieherin und Dichterin Rudolphi. Sie stammte aus Hamburg und war Vorsteherin eines Mädchenpensionats. Ein Freund des Hauses schreibt: „Voß führte uns bei der Rudolphi ein. Es waren schon mehrere Frauen versammelt, auch der Kirchenrat Mieg und Dr. Boeckh hatten schon ihre Diskussion angefangen. Die Rudolphi empfing uns äußerst freundschaftlich. Wie eine neue, lange nicht gesehene Welt, war mir das schöne Leben in der Stube. Tische mit größeren und kleineren Mädchen, alle freundlich sich unterhaltend, im Arbeiten fast wetteifernd. Die Gäste saßen teils auf dem Sopha, teils auf Stühlen um den runden Mahagonitisch. Einige der größeren Mädchen füllten den Kreis. Tee, Zwieback und Kuchen wurden auf zierlichen Tellern von der schwarzen Amalie herumgereicht, die für heute das Geschäft der Martha übernommen zu haben schien. Tische mit den schönsten und duftigsten Hyazinthen gefüllt, gaben dem Zimmer einen eigenen unaussprechlichen Reiz. Die Rudolphi erzählte mir viel von den unschuldigen herrlichen kleinen Mädchen. Sie stellte mit einer Klarheit, einer Richtigkeit des Gefühls und des Blicks so manche Seite, vorzüglich der weiblichen Erziehung dar, wie sie selten das Eigentum eines weiblichen Geistes ist. Meine Erwartung, die ich von der Bildung und dem reinen Geiste wie von dem zarten Gemüte der Rudolphi hatte, ist durch das Gespräch wenigstens übertroffen, und ich mag gern einstimmen, daß Heidelberg an der Rudolphi einen Teil seines schönsten Lebens besitzt.“ In der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts bildete das Haus Lemire (jetzt Museum) den Mittelpunkt feinen, geselligen Verkehrs. Die Mutter Lemire (Schwiegermutter von Kuno Fischer), von feinen Zügen und leidend, war die Seele des Hauses. Begabt, mit großem Interesse für Kunst und Wissenschaft, versammelte sie um sich die bedeutendsten Männer Heidelbergs. Hier verkehrte auch der Landschaftsmaler Bernhard Fries, der den berühmten Philosophieprofessor Kuno Fischer gemalt hat. Die Lemiresche Gastlichkeit setzte sich später im Kuno Fischerschen Hause fort, wo sich David Friedrich Strauß, Schlosser u. a. m. freundlich um den Philosophen scharten. –

In größeren Gesellschaften machte man Ausflüge in die Umgebung mit Gesang, Lautenspiel und Tanz, hielt Picknicks im Walde ab, machte Gondelfahrten. „Eine Wasserfahrt nach Wieblingen mit dem Rückblick ins Neckartal, besonders bei Abendbeleuchtung, ist von bezaubernder Schönheit.“ Man lud zum Abendbrot oder Tee in den Schloßgarten, der dabei gelegentlich durch Lämpchen und Fackeln oder Feuerwerk hübsch beleuchtet wurde.

Von den Stammtischen, allwo sich Professoren und Bürger gesellig zusammenfanden, beseelt von dem Gedanken, „den Mittwoch in den Donnerstag zu längern“, sei nur der „Engere“ erwähnt. Gegründet von dem pfälzischen Geschichtsforscher Häußer, entwickelte er sich im Waldhorn ob der Bruck zu dem berühmtesten Philistertisch der Neckarstadt. Hier wurden unter humorvollen Scherzen

in Anwesenheit des Dichters Scheffels Lieder gesungen, wobei insbesondere der „flotteste Pfarrherr des Jahrhunderts", der „Augur von Tegulinum" (Ziegelhausen) Christoph Schmezer, seine klangvolle Stimme ertönen ließ. Man erzählt von diesem Stammtisch eine heitere Anekdote. Wenn einer der Zecher eine altbackene Geschichte zum Besten gab, ging Häußer (oder der Sekretär) zur Schublade des Tisches, entnahm derselben den alten Meidinger (Grammatik) und legte das abgebrauchte Exemplar stillschweigend vor den Erzähler hin. Nur einmal versagte dieses Mittel, als nämlich der Kunsthändler Meder eine Geschichte als soeben in Schwetzingen passiert erzählte, die schon im Herodot stand. Häußer überlegte, ob dieser Aufschneider nicht aus dem Verein auszuschließen sei. — Über eine Kegelgesellschaft in neuerer Zeit berichtet Dietrich Schäfer: „Ich traf aber sonst in Heidelberg auf angenehmste Verhältnisse und wurde bald aufgefordert, an der Mittwochskegelei im „Roten Ochsen" teilzunehmen. Der Theologe Bassermann war da mit Leib und Seele dabei; in seiner Heidelberger Zeit hatte ihr auch der spätere Badische Ministerpräsident, Herr von Dusch, angehört; er kam oft von Karlsruhe zu den Abenden herüber. Es herrschte da eine ungezwungene, manchmal ausgelassene Heiterkeit. Höhepunkte waren die Ausflüge, die im Sommer je einmal unter Teilnahme der Damen veranstaltet wurden. Wenn dann Kollege Jakob Wille, der Oberbibliothekar der Heidelberger Universitätsbibliothek, seine Kegelzeitung vorlas, was Stunden dauerte, kam man aus dem Lachen nicht mehr heraus. Ich habe nie einen Menschen kennengelernt, der über einen so natürlichen, trockenen, drastischen Humor verfügte, wie dieser Pfälzer, der zugleich ein vollwichtiger Vertreter geschichtlicher Wissenschaft ist." — —

Eine Reihe origineller Wirte und Wirtinnen, wie Seppel Ditteney, Mächer, Papa Spengel, Tante Felix usf., förderten durch ihr leutseliges Wesen die Geselligkeit in den Gasthäusern auf das Trefflichste.

Zu dem Verkehr im trauten Familienkreise gesellten sich die öffentlichen Veranstaltungen. Über einen Bürgerball um 1810 wird berichtet: „Ich war gestern abend auf dem hiesigen Bürgerball. Schon die ganze Woche hatten sich Bürger und Akademiker, Nobiliore und Inferiore zu dem Feste gerüstet. Über siebenhundert Bürgerfamilien waren zugegen, dabei fast alle Studenten. Ich trieb mich in dem bunten Gewühl herum und konnte der aus allem hersprechenden Freude und Wohlhabenheit nicht satt werden. Einem Nordländer ist der leichte, wohlbehagliche Sinn der Pfälzer gewiß eine unbekannte Erscheinung. Bürger und Handwerker, Professoren und Honoratioren der Stadt, alle gleich frei und froh für die Freude gestimmt. Walzer und lachende Mädchen, Ecossaisen und Herren aller Art machten ein buntes, reiches Gewirr. Die Musik und die Harmonie kamen von oben und nun bewegte sich alles mit flüchtigem Leben. . . Ich wandere durch das Getümmel und nasche unersättlich bald hier bald dort, schöne Bilder und Gesichter, und den Eindruck freundlicher Gestalt und Gespräche tausenderlei Art."

Zu verschiedenen Zeiten wurden innerhalb und außerhalb der Stadt Kirchweihen gefeiert, wobei nicht nur getanzt wurde, sondern auch die Kauf- und Schaulust befriedigt werden konnte. In solchen Tagen stand auf dem Markte Bude an Bude; Obst, Käse, Süßigkeiten aller Art, Töpfe, Spielzeug u. a. m. wurden feilgeboten. Taschenspielerkunststücke, Geisterbeschwörungen und ähnliche Gaukeleien wurden der Menge vorgeführt. Und hatten die Kirchweihen in der Stadt ihr Ende erreicht, so begannen die der Umgebung, so daß jeden Sonntag etwas los war, wohin die Heidelberger in Scharen strömten. Ein solches Volksfest dauerte oft mehrere Tage, wobei die Becher fröhlich kreisten. Fastnacht wurde früher meistens in Neuenheim bei Tanz und Wein gefeiert. Später sorgte die Faschingsgesellschaft „Narrhalla", die in der Gesellschaft „Perkeo" eine würdige

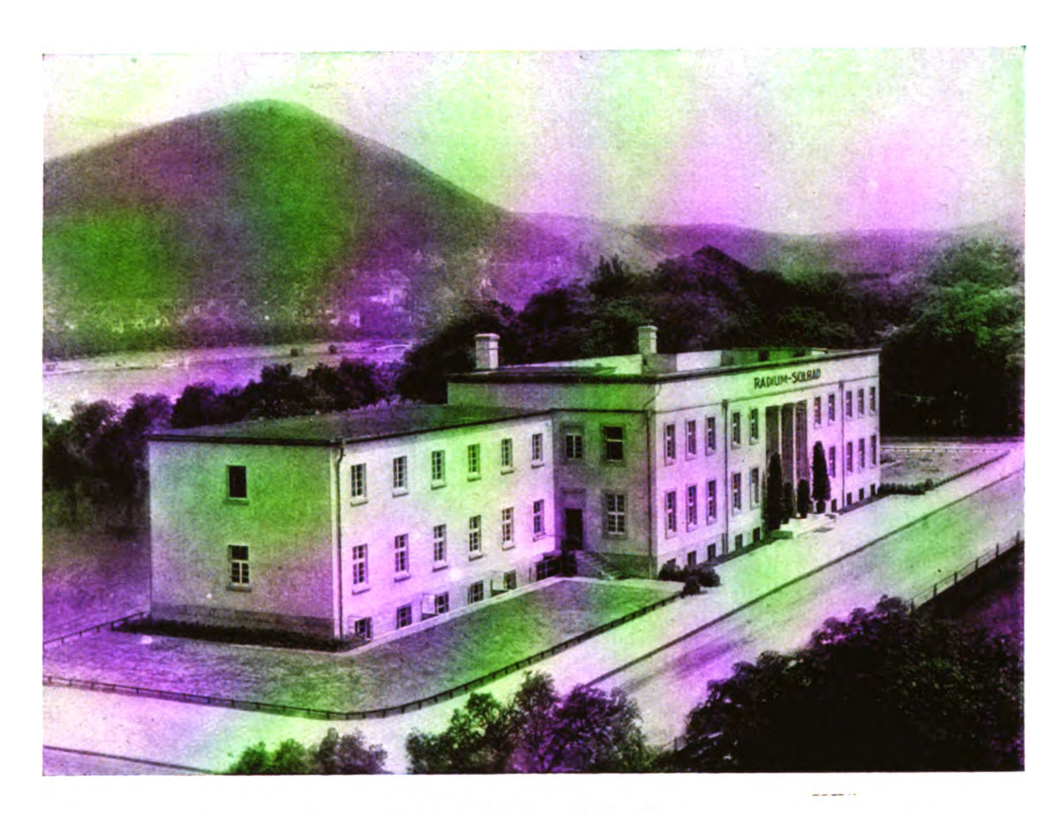
Nachfolgerin fand, durch Umzüge und Kappenabende für gesellige, feuchtfröhliche Unterhaltung. Am Sonntag Lätare war der Sommertagszug der Kinder, wozu sich die Kleinen aller Gesellschaftsklassen einfanden, um in fröhlichem Zug durch die Stadt den Frühling zu begrüßen. Und erst in der Blütenzeit! „Um die Blütenzeit zu genießen, machten wir heute eine kleine Reise an die Bergstraße. Als wir das Dorf Hohensachsen passieren wollten, hielt uns ein Volksfest auf, das Eierlesen, wo ein als Buffon (Hanswurst) verkleideter Kerl mit Höcker und bemaltem Gesicht eine große Menge Eier, die auf den Boden gelegt sind, angeschafft von den jungen Burschen des Dorfs, unter allerhand possierlichen Streichen nach und nach auflieſt. Vielleicht ist es aus dem Eiertanz entstanden. Wenigstens lief er hin und her und nahm bald dieses, bald jenes, warf manchmal auch ein Ei in die Luft. Nachher ging das junge Volk zum Tanz." – Später traten hinzu die festlichen Beleuchtungen der Schloßruine, die zehntausende von Zuschauern aus allen Gegenden der Welt nach der Neckarstadt lockten. Auch ein Theater öffnete in der Mitte des 19. Jahrhunderts seine Pforten für die geselligen Kreise der Stadt. Und unter der Leitung namhafter Direktoren hat sich dieses Kunstinstitut eine achtunggebietende Stellung erworben. Im Anfang des 19. Jahrhunderts wurden Konzerte und Deklamatorien bisweilen von durchreisenden Künstlern gegeben. Schon im Jahre 1824 wurde von zwei Singvereinen zum Besten der durch die damalige Überschwemmung Verunglückten das Oratorium von Händel „Der Messias" mit Instrumentalbegleitung gesungen.

Leseinstitute mit Konversationszimmer und mehrere Leihbibliotheken sorgten für die geistige Nahrung der Bevölkerung. Da die Zeitungen anfangs noch wenig Neues brachten, waren Bürger und Professoren vielfach genötigt, in bestimmten Häusern, zum Beispiel bei Spitz, vorzusprechen, um sich über wichtige Fragen zu unterhalten. Dabei stellten die Besucher auswärtige Zeitungen zur Verfügung. Es braucht kaum erwähnt zu werden, daß heute die Neckarstadt, was öffentliche Veranstaltungen angeht, geradezu Erstaunliches leistet. Wissenschaftliche Vorträge, Theater, Instrumental- und Vokalkonzerte in Anwesenheit und unter Leitung der bedeutendsten Musiker der Gegenwart, wechseln in bunter Fülle miteinander ab. Alljährlich finden große Musikfeste des philharmonischen Orchesters, unter Furtwänglers Leitung, und Schloßfeste (dramatische Aufführungen) im Schloßhof und Bandhaus unter Hartungs Führung statt.

Eine neue Note brachte in den geselligen Verkehr das Auftauchen verschiedener Gesellschaften und Vereine. Wir haben bereits zwei Singvereine erwähnt. Im Jahre 1828 wurde das „Museum" gegründet, als Gesellschaft der gebildeten Stände. Das geschmackvoll eingerichtete Haus umfaßte eine Reihe Säle und Zimmer für Tanz, Unterhaltung und Spiel. Von großer Bedeutung war in der Anfangszeit das Lesekabinett, das eine ziemliche Anzahl der besten Zeitungen und Tagesblätter des In- und Auslandes hielt. Später wurde eine größere Bibliothek der besten Literaturwerke angelegt. Einige Jahre darauf (1832) wurde die Bürgergesellschaft „Harmonie" über die Taufe gehoben. Auch diese Gesellschaft, die aus dem „Bürgerlichen Casino" hervorging, kam durch Einrichtung von Lesezimmer, Tanzsaal und insbesondere durch Gründung einer Gesangsabteilung den Bedürfnissen der Zeit entgegen. Der Pflege des deutschen Liedes huldigten mit Leib und Seele die Vereine „Liederkranz" und „Concordia", denen sich später noch weitere Gesangvereine hinzugesellten. Den Gipfelpunkt aber des musikalischen Lebens erklomm der „Bachverein" mit seinem gemischten Chor, der gemeinsam mit dem „Akademischen Gesangverein" die besten Tonschöpfungen zu Gehör brachte, vielfach unterstützt durch das städtische Orchester, das sich gleichfalls zu einer anerkannten Höhe entwickelte. Der eiserne und geniale Dirigent des Bachvereins, der verstorbene Professor Wolfrum, hat Heidelberg zu einer Musikstadt von Weltruf emporgehoben. Die nam-

haftesten Dirigenten rief er herbei. Alle Klassiker der Tonkunst, wie Bach, Beethoven, Haydn, Liszt, Mozart, Schumann, Strauß u. a. m., wurden zu Gehör gebracht. Die Einführung des „verdeckten Orchesters" und die Komposition des „Weihnachs-Mysteriums" durch Wolfrum fanden allergrößte Beachtung in der ganzen musikalischen Welt. Heidelberg galt als „Hauptsitz der modernen Bachbewegung" und „Zentrum der Liszt-Propaganda". – Seit dem Tode Wolfrums bemüht sich der Bachverein durch Veranstaltungen mustergültiger Vokal- und Instrumentalkonzerte die alte Höhe wiederzugewinnen. –

Sport jeder Art ist in Deutschland eine relativ junge Erscheinung. Heidelberg war insofern ziemlich mit an erster Stelle bei Ausübung des Sports, als hier seit Beginn des 19. Jahrhunderts eine englische Kolonie sich niedergelassen hatte, die aus ihrem Heimatland diese Spielarten einführte. In der „Gaspeyschen Privatschule" (Plöck 36) wurde bereits in den Jahren 1858/59 eine Art Fußball geübt. In diesem Institut wurden englische und deutsche Schüler unterrichtet. Die Schule wurde später fortgeführt von Dr. Klose, dem der Engländer Armitage folgte und der Schule den Namen „Neuenheim College" gab. Fußballspiel und Rudern wurde mit größtem Eifer betrieben. Nachfolger von Armitage waren die Direktoren Dr. Holzberg und Catty. Ersterer leitet heute noch das Institut, das den Namen „Heidelberg College" annahm. Obigen Schulen verdankt in erster Linie Heidelberg seinen Ruf als Sportstadt. Im Jahre 1872 gründete der Chemiker Dr. Clemm-Lenich den Ruderklub. Angeregt wurde er dazu insbesondere von seinem Sohn Louis Clemm, der in England in einem Ruderverein war. Neben dem Ruderklub kamen in den 70er Jahren weitere Rudervereine auf, so der Ruderverein 1873, der Hansaclub (Gymnasiasten), der Vinetaclub u. a. m. – Der Heidelberger Ruderklub brachte es insbesondere unter Professor Ullrichs Leitung zu hohem Ansehen. Später folgte die Rudergesellschaft und der Akademische Ruderverein den Fußtapfen des Ruderklubs. Der Ruderklub selbst gründete unter Ullrichs Leitung eine Fußballabteilung (Rugby), die es zur süddeutschen Fußballmeisterschaft brachte. Der Rugbyclub Heidelberg-Neuenheim errang im Laufe weniger Jahre mehrmals die deutsche Rugby-Meisterschaft. Neben Rugby wurde später Assoziation gespielt, dem verschiedene Vereine huldigten. Es folgte der Tennisklub Mitte der 80er Jahre, der sich herrliche Spielplätze an der Werderstraße in Neuenheim schuf und heute vorzügliche Spieler und Spielerinnen unter seinen Mitgliedern zählt. – Der Schwimmverein Nikar, der im Städtischen Hallenbad seine Übungen und Feste abhält, besteht seit 1886 und errang zahlreiche Preise bei schwimmsportlichen Veranstaltungen. Der Hockey-Club arbeitete sich in kurzer Zeit an die Spitze der deutschen Hockey-Mannschaften. Universitätsturnlehrer geben in jedem Semester Unterricht in Skilauf und machen mit ihren Schülern im Winter Fahrten in den Schwarzwald zur praktischen Ausübung ihres Sports. Der Benjamin des Sports ist das Paddeln, das der Kanuverein auf seine Fahnen geschrieben hat. Hunderte von Paddelbooten aller Art sind in wenigen Jahren wie Pilze aus der Erde geschossen und beleben an sonnigen Tagen die Fluten des Neckars. –



Radium-Solbad Heidelberg

Phot. Gottmann

Das Wirtschaftsleben Heidelbergs

Von Dr. rer. pol. Helmut Rasch, Volkswirt R.D.V.

Der Name Heidelberg hat Weltgeltung. Dies dankt die Stadt in erster Linie der Universität, die seit über 500 Jahren die Studenten aus allen deutschen Landen, ja aus weiten Teilen der Welt heranzieht und in ihnen Verkünder ihres Ruhmes wieder in die Welt hinausschickt. Daneben steht als zweites der Ruf als Fremdenstadt. Schon in mittelalterlicher Zeit zog die Stadt Reisende in großen Scharen an. Was diese hier suchten, ist wohl vor allem der Hof gewesen, die Residenz des Pfalzgrafen, des Stellvertreters des Kaisers. Erst seit den Tagen der Romantik tritt die landschaftliche und bauliche Schönheit in den Vordergrund.

So lebt Heidelberg in der Vorstellung der Menschen heute als „die Stadt, da Schöpfungspracht mit Weisheit im Vereine."

Aber dies Bild wird einem großen Teil der Stadt nicht gerecht. Die nüchterne Überlegung sollte schon jedem sagen, daß eine Stadt von über 80 000 Einwohnern nicht von den 3000 bis 4000 Studenten, die sie acht Monate des Jahres in ihren Mauern beherbergt, leben kann, und daß auch nicht der Fremdenverkehr allein — so stark seine Bedeutung ist — der Bürgerschaft Arbeit und Brot geben kann. Ein Blick in die Gewerbestatistik beweist dies.

Die Volks-, Berufs- und Betriebszählung vom 16. Juni 1925, welche wohlbemerkt in eine Zeit ungünstiger Wirtschaftslage für Gewerbe und Industrie fiel, gibt uns für die Stadtgemeinde Heidelberg folgende Zahlen:

Gewerbeabteilungen	Zahl der Berufszugehörigen	Anteil an der Gesamtbevölkerung
Land- und Forstwirtschaft, Fischerei	3404	4,0 v. H.
Industrie und Handwerk	28669	39,2 v. H.
Handel und Verkehr	17512	24,0 v. H.
Verwaltung, Kirche, freie Berufe	6595	9,0 v. H.
Gesundheitswesen, hygienische Gewerbe, Wohlfahrtspflege	3043	4,0 v. H.
Häusliche Dienste und dergl.	3680	5,0 v. H.
Ohne Beruf	10131	13,8 v. H.

Also: Rund zwei Drittel Heidelberger leben von Industrie, Handel und Verkehr. Scheidet man die Berufslosen und ihre Haushaltszugehörigen aus, so ergibt sich für diese drei Berufsgruppen sogar ein Anteil von nahezu drei Vierteln der Erwerbstätigen und ihrer Haushaltsangehörigen.

Diese nüchternen Zahlen werden selbst manchen Heidelberger zwingen, das Bild, das er von Heidelberg hat, einer Nachprüfung zu unterziehen.



Betrachten wir nun einmal im einzelnen, auf welchen Gebieten die in der Wirtschaft tätigen Heidelberger arbeiten:

Gut vertreten ist die Industrie der Steine und Erden. In unmittelbarer Nähe von Heidelberg, in den Orten Dossenheim und Schriesheim, wird seit etwa hundert Jahren Porphyr abgebaut. Dieser dient wegen seiner Härte vorzugsweise zum Straßenbau und zu Eisenbahnbettungen. Der bis zu 150 m hoch anstehende Porphyr wird im Tagebau in mehreren Stufen gewonnen und an Ort und Stelle maschinell zerkleinert. Die zu Beginn der achtziger Jahre gegründete Heidelberger Firma Gebrüder Leferenz hatte 1913 einen durchschnittlichen Tagesversand von 128 Waggons.

Das früher in Heidelberg, jetzt in dem unmittelbar südlich benachbarten Orte Leimen betriebene Zementwerk wurde die Keimzelle der Firma Portlandzementwerke Heidelberg-Mannheim-Stuttgart A.-G. Die Verwaltung dieses Konzerns, der 14 süddeutsche Zementfabriken sowie einige größere Ziegeleien kontrolliert, ist in Heidelberg. Das Leimener Werk beschäftigt rund 1000 Arbeiter.

Neuerdings haben sich mit dem Aufkommen der reihenweisen Ausführung von Bauten einige Firmen der Herstellung genormter Bauteile aus Zement gewidmet.

Mit der Gewinnung von Gips beschäftigt sich die Heidelberger Gipsindustrie G. m. b. H., deren Leitung ihren Sitz in Heidelberg hat, während sich die Fabrik in Seckach bei Mosbach befindet. Schließlich ist in dieser Gruppe noch die Firma Heinsteinwerk G. m. b. H. zu nennen, welche sich seit achtzig Jahren erfolgreich der Herstellung von Kachelöfen widmet. Neben diesen werden Feuertonwaren, Kacheln, Fliesen und Baukeramik hergestellt.

An der Spitze der metallverarbeitenden Industrie steht die auf die Mitte des vorigen Jahrhunderts zurückgehende Firma H. Fuchs Waggonfabrik A.-G. in Heidelberg-Rohrbach. Die Erzeugung erstreckt sich auf alle Eisenbahnfahrzeuge (mit Ausnahme der Lokomotiven) und auf Straßen- und Kleinbahnwagen. Neuerdings werden auch Motorlastzüge gebaut. Die Belegschaft überstieg (anfangs 1928) 1400 Mann. Aus der gleichen Zeit stammt die Schnellpressenfabrik A.-G., welche Buchdruckmaschinen herstellt. Eines ihrer Spezialmodelle ist unter dem Namen „Heidelberger Druckautomat" oder kurzweg „Der Heidelberger" weltbekannt. Aufs engste mit ihr verbunden ist die Firma Vereinigte Fabriken C. Maquet A.-G. Ihr Arbeitsgebiet ist die Herstellung von Eisenmöbeln, insbesondere Operationsmöbeln, und die Ausführung ganzer Krankenhauseinrichtungen.

Die Firma Helmreich & Cie. in Heidelberg-Wieblingen betreibt die Herstellung von Draht und Drahtwaren. Die Firma Helios-Apparate Wetzel & Schloßhauer, Heidelberg und Berlin, stellt Schmierapparate nach eigenen Patenten her.

Eine Eigenart Heidelbergs bilden die Betriebe, welche ärztliche, zahnärztliche und andere wissenschaftliche Apparate und Instrumente herstellen. Der Zusammenhang mit der Universität ist hier nicht zu verkennen. Diese hat von jeher namhafte Forscher auf dem naturwissenschaftlichen und medizinischen Gebiet unter ihren Lehrkräften besessen. Aus den Werkstätten, welche diesen die erforderlichen Instrumente und Apparaturen lieferten, gingen eine Reihe angesehener Firmen dieses Geschäftszweiges hervor. Hier ist zunächst die Firma C. Desaga G. m. b. H. zu nennen, die sich aus der 1840 gegründeten Werkstätte des Universitätsmechanikers Desaga, in welcher Kirchhoff und Bunsen aus- und eingingen, entwickelt hat. Hier entstand der Bunsenbrenner und Kirchhoffs Spektralapparat. Auf dem gleichen Gebiet arbeitet die Firma Ludwig Hormuth. Ferner gehört hierher die Firma Friedrich Dröll A.-G. Ihre Haupterzeugnisse sind chirurgischer und orthopädischer Bedarf. Mikrotome gehen aus dem Betrieb der Firma R. Jung, Fabrik für Präzisionsapparate,

A.-G., hervor, die außerdem eine Reihe Spezialprüfapparate für die verschiedensten Industriezweige herstellt. Außer diesen sind noch eine Reihe kleinerer Betriebe tätig, deren Erzeugnisse gleichwohl in den wissenschaftlichen und technischen Laboratorien der ganzen Welt geschätzt werden.

Als Hauptvertreterin der chemischen Industrie ist die Firma Heidelberger Gelatinefabrik Stoeß & Cie. zu nennen, deren Betrieb mit Rücksicht auf die Güte des dortigen Quellwassers im benachbarten Ziegelhausen errichtet wurde. Seit über 40 Jahren stellt sie Gelatine der verschiedensten Arten, für Speisezwecke wie für photographische und andere technische Verwendung her. Die Bedeutung des Werkes erhellt auch daraus, daß die Firma gemeinsam mit dem größten amerikanischen Unternehmen der Photographie-Industrie, der Eastman-Kodak-Gesellschaft, im nahen Eberbach eine Tochtergesellschaft, die Chemische Werke Odin G. m. b. H., errichtete, welche eines der größten und modernsten Werke dieses Geschäftszweiges betreibt. Die Firma Geschw. Eisenbeiß findet mit ihren Konservierungsmitteln (Glasuren und Kandierungen) für Kaffee, Malz-, Gerste- und Kornkaffee Absatz weit über die Grenzen des Reiches hinaus. Unter den chemischen Betrieben ist auch die Deutsche Bergin-Aktiengesellschaft für Kohle und Erdölchemie (Hauptsitz Berlin) zu nennen, die — zur Zeit noch als Forschungsgesellschaft — an der Ausarbeitung der Patente des hiesigen Professors Bergius arbeitet. Die Bedeutung dieser Verfahren ist heute wohl jedermann bekannt. Schließlich sind auf dem Gebiete der chemischen Industrie noch eine Reihe mittlerer Betriebe von örtlicher Bedeutung zu verzeichnen: Chemische Reinigungsanstalten, eine Seifenfabrik, eine Gerbstoff-Fabrik und mehrere chemische Laboratorien.

Nur wenige, aber sehr leistungsfähige Betriebe gehören der Textilindustrie an; zu nennen sind die Herrenkleiderfabriken Max L. Oppenheimer und B. Levy & Co. und die über 115 Jahre bestehende Firma L. Mayer, die durch geschmackvolle Arbeiten auf dem Gebiet der feinen Damenbekleidung bekannt ist. Bezeichnend für ihre Bedeutung ist, daß die Firma eine Filiale in Baden-Baden unterhält (vor dem Kriege auch in Ostende).

Die Lederindustrie, welche infolge der zahlreichen Eichenschälwälder des Mittelgebirges in der näheren und weiteren Umgebung außerordentlich stark vertreten ist, weist auch im Stadtgebiet selbst einige leistungsfähige Betriebe auf. Genannt seien die Gerberei Carl Pirsch im Haarlaß, die Heidelberger Schuhfabrik Hermann Wilz im Stadtteil Schlierbach, die Kofferfabrik Timmermann & Wollet und die Firma C. Fisch & Co., die als Spezialität Erstlingsschuhe, Textilschuhe und Einlegesohlen herstellt.

Der Holzreichtum des nahen Odenwaldes spiegelt sich wider in der großen Zahl der holzverarbeitenden Betriebe. Zunächst sind die Möbelfabriken zu erwähnen. Von der künstlerischen Einzelanfertigung bis zur Reihenherstellung von Wirtschaftsmöbeln ist wohl jede Spielart vertreten. Spezialbetriebe der holzverarbeitenden Industrie sind die Bürstenfabrik Gebr. Wißler in Ziegelhausen, die Heidelberger Faßbürsten- und Brauereiartikelfabrik Gallus Mahler und die Heidelberger Schulbankfabrik Grauer & Co.

Eine ganz besondere Stellung nimmt Heidelberg in der deutschen Füllfederhalter-Industrie ein. Führend sind die Firmen Heidelberger Federhalterfabrik Koch, Weber & Co., A.-G., und Parker-Osmia A.-G., letztere in dem benachbarten Dossenheim. Außer diesen arbeitet noch eine Reihe mittlerer Betriebe auf diesem Gebiete. Neben Füllfederhaltern werden Holzhalter, Füllbleistifte und Schreibwaren aus Galalith sowie Schreibtischgarnituren hergestellt.

Die Industrie der Nahrungs- und Genußmittel umfaßt außerordentlich zahlreiche Betriebe. Der Obst- und Gemüsereichtum der fruchtbaren Bergstraße gab den Boden für die



Konservenindustrie (Konservenindustrie Bergstraße Roth & Sohn, Kommanditgesellschaft in Dossenheim, Leopold Haßler in Heidelberg). Die Zuckerwarenindustrie ist vertreten durch die Firmen Emil Roesler, Louis Sautter, Eugen Zartmann, Karl Faß & Söhne und zahlreiche kleinere Betriebe. Die Firma Ph. Gutermann hat eine umfangreiche Erzeugung von Fleischwaren. In der Mühlenindustrie ist die älteste Firma des badischen Landes, die 1340 erstmals erwähnte kurfürstliche Mühle, heute Herrenmühle vorm. C. Genz A.-G., zu nennen, die eine Tagesleistung von 2000 bis 2400 Zentner Weizen zu bewältigen vermag. Zwei Brezelfabriken (Brezelfabrik Gebr. Lulay und Erste Heidelberger Brezelfabrik Wilhelm Käferle) versenden ihre Brezeln und Salzstangen in alle deutschen Großstädte. Der Heidelberger Aktienbrauerei kommt eine mehr als örtliche Bedeutung zu. Neben ihr sind eine Reihe kleinerer Brauereien und Likörfabriken tätig. Die 1863 gegründete Essig- und Senffabrik Fr. Reisig gehört zu den führenden Betrieben ihres Faches.

Die weitaus wichtigste Gruppe nicht nur der Nahrungs- und Genußmittelindustrie, sondern der Heidelberger Industrie überhaupt ist die Tabakindustrie. Ausgehend von der Verarbeitung des in nächster Nähe gezogenen Pfälzer Tabaks ist sie längst über diese Grundlage hinausgewachsen und in weit überwiegendem Maße zur Verarbeitung von Überseetabaken geschritten. Die Tabakindustrie ist heute der größte Arbeitgeber des Bezirkes. An der Spitze dieser Industrie steht die 1810 gegründete Firma P. J. Landfried (Ende 1927 über 1800 Arbeiter und Angestellte), die Zigarren, Rauch- und Kautabak vorwiegend für den deutschen Markt herstellt. Neben ihr seien noch genannt die Firmen M. & F. Liebhold A.-G., Gebrüder Maier, J. M. Pfeiffer, N. Marx Söhne, Gebr. Fisch, Josef Schönemann G. m. b. H., Marx & Schloß, Heidelberger Zigarrenfabrik Gebr. Wolf, Arnheim & Co., G. m. b. H., S. Simon & Co. und die hiesigen Betriebe der Duisburger Firma Arhold Böninger.

Auffallend stark sind die Bauunternehmungen vertreten, nicht nur die örtlichen Hochbaubetriebe, sondern vor allem Spezialunternehmen, deren ausführende Tätigkeit außerhalb geschieht. Hierher gehören die Tiefbaubetriebe (Thiele & Höring, Heinr. Heß), Unternehmen für Eisenbahnunterbau (Harth & Schlünz), Unternehmungen für den Bau von Gaswerken (Wilhelm Neu, Allgemeine Energie-Versorgung A.-G.), von Elektrizitätswerken (Kraftanlagen A.-G.) und von Wärmeausgleichanlagen (Wärmeausgleich Christians G. m. b. H.). Die vier letztgenannten Firmen übernehmen nicht nur den Bau, sondern auch den Betrieb der von ihnen projektierten und erstellten Anlagen.

Neben die Industrie treten Groß- und Einzelhandel sowie die Verkehrsgewerbe. Der Großhandel ist auffallend mannigfaltig vertreten. Neben den der Befriedigung der Lebensbedürfnisse der Einwohnerschaft dienenden, wohl in jeder Stadt gleicher Größe vorhandenen Fachgruppen heben sich einige andere hervor, die über diese Aufgabe und diesen Kreis hinausragen. Dies sind beispielsweise der Rohtabakhandel, der Helfer der Tabakindustrie, und der Weinhandel, der weit über die örtliche Bedeutung hinausgreift (Überle & Ritzhaupt, Wilhelm Geiger, C. Fehser, J. Brunn und Geschw. Erbach). Ferner ist zu nennen der Großhandel mit Därmen (Schlössinger & Co.), mit Hopfen (Leon Weil), mit Eisenbahnbedarf (Hag G. m. b. H.) und mit Bürsten (Emil Reimold).

Der Einfluß der Universität zeigt sich in der starken Vertretung des Verlagsgewerbes, vor allem des wissenschaftlichen Verlages. Die älteste Firma dieser Gruppe ist Carl Winter's Universitätsbuchhandlung, die in über hundertjährigem Bestehen mehr als 5000 wissenschaftliche Werke herausgegeben hat. Weltbekannt ist auch der Verlag Julius Groß durch die Herausgabe von nahezu 500 Sprachlehrbüchern. Als Kunstverlag sei die Firma Edmund von König G. m. b. H.

erwähnt. Eine Fachzeitschrift von internationaler Bedeutung entstammt der Firma Melliands Textilberichte A.-G. Zahlreiche weitere Verlage der wissenschaftlichen wie der schönen Literatur haben ihren Sitz in Heidelberg. Der starken Entwicklung des Verlagsgewerbes entspricht ein guter Stamm leistungsfähiger Druckereien. (Carl Pfeffer, Heidelberger Verlagsanstalt und Druckerei G. m. b. H., Paul Braus, Universitätsbuchdruckerei J. Hörning u. a. m.)

Das Bild der Heidelberger Wirtschaft wäre unvollständig ohne eine Erwähnung des Verkehrsgewerbes. Die Heidelberger Gaststätten sind berühmt, zum Teil schon seit den Zeiten des Mittelalters. Der „Goldene Hirsch" ist bekannt als Herberge des Götz von Berlichingen und Melanchthons. Der „Ritter" ist ein Wahrzeichen der Stadt geworden. Viele andere Gaststätten sind in alter Studentenpoesie, vor allem in Scheffels Liedern verewigt worden. Das heutige Gaststättenwesen ist nicht nur im Reich, es ist in der Welt bekannt. So erübrigt sich die Anführung von Namen. Zwei Zahlen mögen sprechen: Das Heidelberger Gastwirtsgewerbe beschäftigte 1925 über 1600 Erwerbstätige; die Zahl der Übernachtungsfremden 1927 betrug 188 473, darunter 32 935 Ausländer.

Ich bin davon ausgegangen, daß Heidelberg sich dem Fremden als Universitäts- und Fremdenstadt, nicht aber als Stadt des Gewerbefleißes darstellt. Nachdem im vorstehenden dargetan wurde, wie stark die Wirtschaftskreise dieser Stadt sind, muß ich die Frage erwarten: Wenn all dies Gewerbe in Heidelberg so wirkt und schafft, wie kommt es, daß es so wenig in der Welt bekannt ist? Ich will versuchen, dies zu erklären: Ein sehr großer Teil der hierher kommenden Fremden besucht die Universität, sei es als Student, sei es, dank der Berühmtheit der hiesigen Ärzte und Kliniken, als Patient. Das Leben der Universität ist in wenigen Stadtteilen örtlich gebunden. Wer zur Universität kommt, wird nur selten in die wirtschaftlich arbeitenden Stadteile kommen. Das gleiche gilt für die Vergnügungsreisenden: Ihr Ziel sind Schloß, Altstadt und Neckar. Auch das erklärt noch nicht alles. Es kommt noch ein Drittes hinzu: Ein zusammengeballtes Industrieviertel mit einem Wald von Schloten, wie wir es in andern Städten kennen, hat Heidelberg nicht. Die tatsächlich als Großbauten in Erscheinung tretenden Betriebe liegen am Außenrande der Stadt. Viele Betriebe bedürfen, dank ihrer Eigenart, nur verhältnismäßig geringen Raumes, so die Tabakindustrie, die mit zahlreichen Filialbetrieben arbeitet, die Bekleidungsindustrie, die sich der Heimarbeiter bedient, das Verlagsgewerbe, die Bau- und Konstruktionsunternehmungen, die hier am Sitz der Firma im wesentlichen nur Bürodienste benötigen. So kommt es, daß nicht nur die Fremden, sondern auch ein großer Teil der Einheimischen Heidelberg als Industriestadt erst kennenlernen muß. Mögen diese Zeilen dazu beitragen!

Wer um die Abendstunde von der Friedrichsbrücke aus den Anblick des Schlosses genossen hat, der wende auch einmal den Blick neckarabwärts. Die Brücken- und Wehrbauten, die in den hellen Abendhimmel ragenden Umrisse des neuen Gaswerkes, des Heinsteinwerkes und des Turmbaues der Eisenbahnbetriebswerkstätte zeigen ihm das neue, aufsteigende Heidelberg der werktätigen Arbeit. Dieses Bild tut der Schönheit des alten Heidelberg keinen Abbruch, es ergänzt sich kraftbewußt in seiner Eigenart. Die Stadt der Arbeit, die hier aufblüht, ist aber letzten Endes berufen, die wirtschaftlichen Kräfte zu entwickeln, welche das alte Heidelberg tragen und in seiner Schönheit erhalten müssen. Sie werden dies in ihrem eigenen wohlverstandenen Interesse tun müssen. Die Frage heißt nicht Fremden- und Universitätsstadt *oder* Industriestadt, sondern Fremden-, Universitäts- *und* Industriestadt.

Entwicklung der Finanzverhältnisse der Stadt Heidelberg

Von Finanzdirektor W. Veith.

Das seit einem Jahrhundert bestehende Selbstverwaltungsrecht der Gemeinden hat zur wesentlichen Voraussetzung die Autonomie in finanziellen und steuerlichen Fragen. Lange Zeit dauerte es aber, bis in Baden dieser Grundsatz in einem der Entwicklung der Gemeinden angemessenen Umfang verwirklicht wurde. Tatsächlich existiert die Steuerhoheit der badischen Gemeinden erst seit 1879. Durch die Gesetze vom 6. und 24. Februar 1879 – ersteres für die Städteordnungsstädte, das andere für die übrigen Gemeinden giltig – erhielten diese das Recht, den durch die Einkünfte aus dem Gemeindevermögen nicht gedeckten Aufwand auf die für die staatliche Besteuerung maßgebenden Grund-, Häuser-, Gefäll-, Erwerbs- und Kapitalrentensteuerkapitalien umzulegen. Auf dieser Grundlage erfolgte dann der weitere Ausbau der Gemeindebesteuerung in steter Angleichung an die Landessteuergesetzgebung.

Eine wesentliche Stärkung der Steuergewalt der Gemeinden bedeutete die Einführung einer staatlichen Einkommensteuer im Jahre 1886, die auch für die Gemeindebesteuerung Geltung erlangte. Aus den in der Folgezeit bewirkten Angleichungen der gemeindlichen Besteuerung an die Staatssteuer bedürfen sodann der Hervorhebung: die 1906 erfolgte Umwandlung der alten Ertragssteuern in eine Vermögenssteuer und deren 1908 wirksam gewordene Ausdehnung auf die Gemeindebesteuerung, ferner die 1910 für Staat und Gemeinden durchgeführte Änderung der formellen Grundlagen für die Einkommensteuer.

Zwischen hinein fällt die Gesetzgebung des Jahres 1904, welche das gemeindliche Besteuerungsrecht auf dem Gebiete der indirekten Steuern erweiterte durch die Ermächtigung zur Einführung von Kurtaxen, von Zuschlägen auf die staatliche Steuer vom Grundstücksverkehr (die heutige Grunderwerbsteuer), von Lustbarkeitssteuern und Warenhaussteuern.

Diese weitreichende Steuerhoheit der Gemeinden dauerte bis 1919, in welchem Jahre, bedingt durch den unglücklichen Ausgang des Weltkrieges für Deutschland, die Reichssteuerreform einschneidende Beschränkungen der staatlichen und gemeindlichen Besteuerungsrechte brachte. Die Steuerhoheit auf dem Gebiete der Besteuerung des Einkommens und des Kapitalvermögens ging ausschließlich auf das Reich über. Nur die sogenannten Realsteuern, d. h. die Steuern vom Grundbesitz und vom Gewerbe, blieben den Gemeinden zur selbständigen Besteuerung. An dem Aufkommen der Reichssteuern vom Einkommen und vom Umsatz wurden die Länder und auf dem Wege über die Länder auch die Gemeinden nach bestimmten, hier nicht näher zu erörternden Grundsätzen beteiligt. Das Maß dieser Beteiligung ist bei der fortwährenden Steigerung des Finanzbedarfs von Reich und Ländern im Laufe der Jahre für die Gemeinden stets ungünstiger geworden. Das von kommunaler Seite von Anfang an und immer dringlicher geforderte Recht der Erhebung von Zuschlägen zur Reichseinkommen- und Körperschaftssteuer blieb ihnen bisher versagt.

Als Ersatz für diese Einschränkung der Steuerhoheit kann die durch die 3. Steuernotverord-

nung vom 14. Februar 1924 den Ländern und Gemeinden von Reichs wegen vorgeschriebene Erhebung einer Sondersteuer vom Hausbesitz nicht angesprochen werden, da die Hälfte des Steuerertrages zur Verwendung für den Wohnungsbau zweckgebunden ist, und der für den allgemeinen Finanzbedarf verfügbare Teil der Steuer vielfach noch nicht einmal die Kosten für die den Gemeinden gleichzeitig auferlegten neuen Fürsorgelasten deckt.

Die durch die Stärkung der Zentralgewalt hervorgerufene Einengung des kommunalen Steuerrechts verursachte in Verbindung mit der Zuweisung neuer Aufgaben an die Gemeinden und im Zusammentreffen mit der allgemeinen Steigerung der Lebenshaltungskosten zwangsläufig eine stete Erhöhung der gemeindlichen Steuern vom Grund- und Betriebsvermögen. Dies ist seit 1. April 1926 nur insofern etwas gemildert, als durch die auf diesen Zeitpunkt in Kraft getretene, vorher in Baden unbekannt gewesene ergänzende Besteuerung des Gewerbes durch Heranziehung des Gewerbeertrags ein besseres Verhältnis in der Belastung der einzelnen Steuerwerte geschaffen wurde.

Der Steuerbedarf der Gemeinden wird also zur Zeit aus zwei Quellen gespeist: 1. aus den Überweisungen des Reichs (Reichseinkommen-, Körperschafts- und Umsatzsteuer) und den durch Reichs- oder Landesgesetz geregelten Steuern (Grunderwerbsteuer, Gebäudesondersteuer, Wandergewerbesteuer), 2. aus direkten und indirekten eigentlichen Gemeindesteuern. Zur Kategorie der direkten Steuern gehören jene vom Grundvermögen und vom Gewerbe einschließlich des Gewerbeertrags; zur zweiten die Wertzuwachssteuer, die Getränkesteuer, die Vergnügungssteuer sowie die Hundesteuer. Für die Einführung und Erhebung all dieser den Gemeinden überlassenen Steuern bestehen aber ebenfalls starke Bindungen entweder durch Gesetz (wie bei der Hundesteuer) oder durch sogenannte Mustersteuerordnungen, die der gemeindlichen Initiative nur geringen Spielraum lassen.

Verfolgt man die Entwicklung der Steuerverhältnisse in Heidelberg seit dem Jahre 1879, so ist mit dem Wachstum der Stadt und mit der wirtschaftlichen Erstarkung ihrer Bevölkerung eine fortschreitende Zunahme der für die gemeindliche Besteuerung maßgebenden Steuerwerte festzustellen.

Näheren Aufschluß gibt die folgende Tafel I, aus der hervorgeht, welche Steuerwerte zur Zeit der Einführung der allgemeinen Gemeindebesteuerung im Jahre 1879 zur Verfügung standen, welche Wirkung die 1886 eingeführte Einkommensteuer hatte und wie sich die Werte in fünfjährigen Zeitabständen bis zum Jahre 1926 entwickelt haben.

Zu dieser Tafel ist zu bemerken:

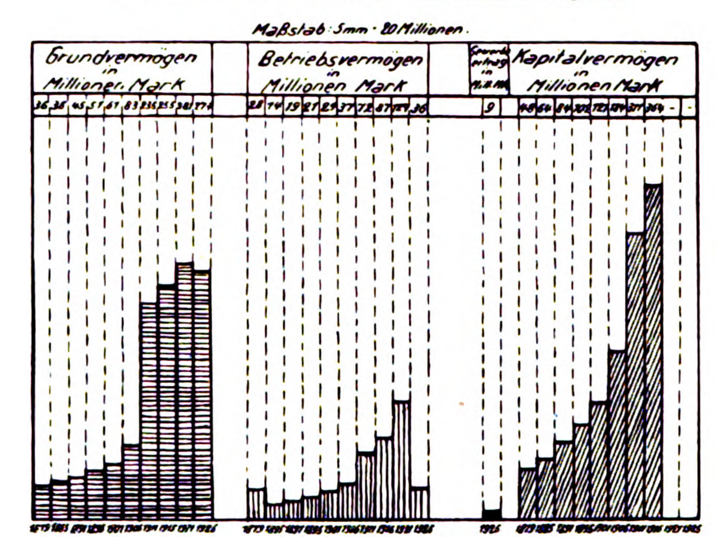
Das starke Anwachsen der Steuerwerte des Liegenschaftsvermögens in den Jahren 1906 bis 1911 ist auf die eingangs erwähnte, 1908 wirksam gewordene Umwandlung der früheren Ertragssteuer in eine Vermögenssteuer verursacht. In dem Veranlagungsergebnis des Jahres 1921 sind die während der Inflation vorgenommenen Änderungen der Steuerwerte berücksichtigt, deren Berichtigung auf der Grundlage der Friedenswerte in dem Rückgang der 1926er Veranlagungsergebnisse zum Ausdruck kommt.

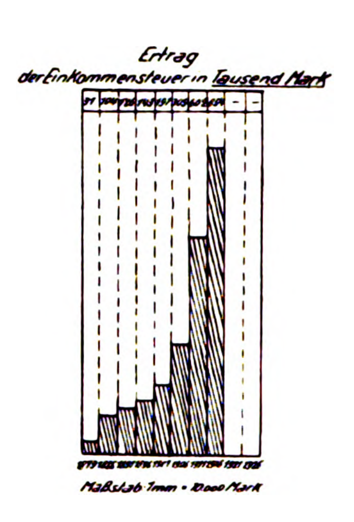
Beim Betriebsvermögen ist das Ansteigen der Steuerwerte im Jahre 1921 im wesentlichen durch die Auswirkungen der Inflation zu erklären. Der starke Rückgang der Steuerwerte im Jahre 1926 ist teils durch die in der Inflationszeit eingetretenen Substanzverluste, teils durch die ab 1926 wirksam gewordene Änderung der Gewerbesteuer verursacht. Ausgeglichen ist dieser Ausfall durch die gleichzeitig in Kraft getretene Gewerbeertragssteuer.



Tafel I.

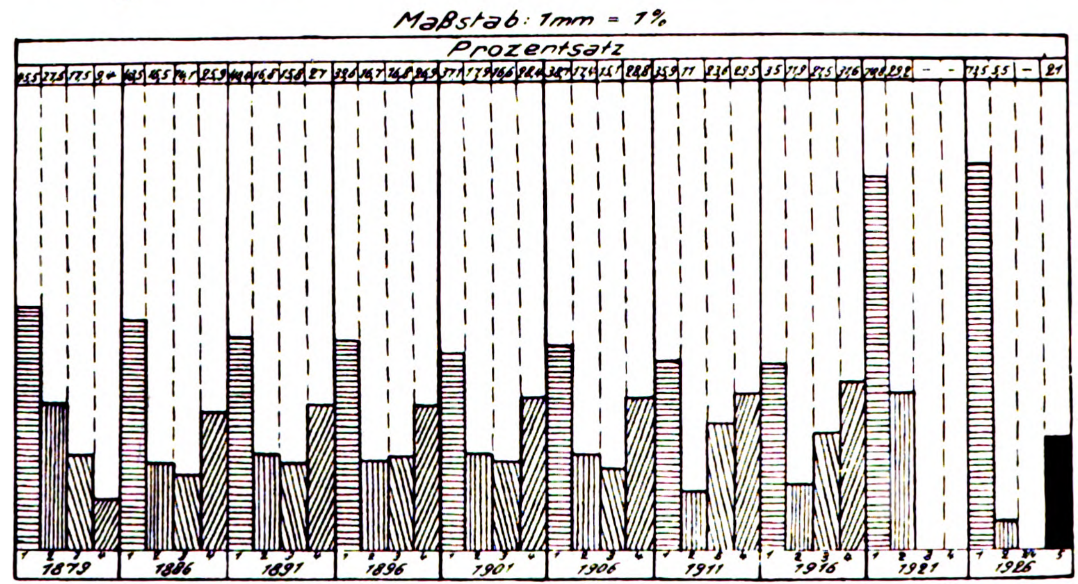
Steuerwerte
des Grund-, Betriebs- und Kapitalvermögens





Tafel II

Prozentualer Ertrag der einzelnen Steuerarten.



1 = Steuer aus Liegenschaftsvermögen, 2 = Steuer aus Betriebsvermögen, 3 = Steuer aus Kapitalvermögen, 4 = Einkommensteuer, 5 = Steuer aus Gewerbeertrag.

Die gemeindliche Besteuerung des **Kapitalvermögens** und des **Einkommens**, die mit dem Jahre 1919 aufhörte, hatte, wie die Tafel zeigt, für Heidelberg als Rentnerstadt ganz besondere Bedeutung. Vor Ausbruch des Krieges stand Heidelberg in bezug auf das Aufkommen an Steuern aus diesen beiden Steuerarten, auf den Kopf der Bevölkerung gerechnet, an der Spitze der badischen Städte. Heute gehört nun ein großer Teil dieser ehemals wohlhabenden Bevölkerungsschicht zu den hilfsbedürftigen Rentnern, die Anspruch auf Fürsorge nach den Grundsätzen der Reichsfürsorgeverordnung haben und den Etat der gehobenen Fürsorge nicht unerheblich belasten.

In der Tafel II ist ersichtlich gemacht, wie im gleichen Zeitraum die einzelnen Steuerarten an der Aufbringung des ungedeckten Gemeindeaufwandes prozentual beteiligt waren.

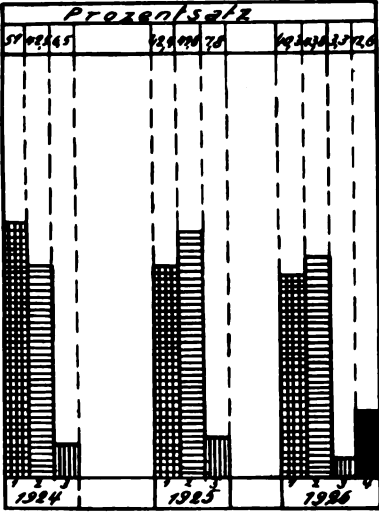
Aus dieser Darstellung ist deutlich zu entnehmen, wie die steuerliche Belastung des Grundbesitzes, beginnend mit dem Jahre 1879 bis 1916, eine allmähliche Senkung von 45,5 % auf 35 % erfuhr und wie solche dann infolge des Wegfalls der gemeindlichen Steuerhoheit über die Kapital- und Einkommensteuer in den Jahren 1921 und 1926 hinaufschnellte.

Die nach Stabilisierung der Währung in den Jahren 1924/26 eingetretene Änderung in der Belastung der gemeindlichen Steuerträger, wobei die in die Stadtkasse geflossenen Zuweisungen aus Reichssteuerzuweisungen berücksichtigt sind, ist aus der Tafel III zu ersehen.

Diese Tafel läßt die ungünstige Auswirkung der ab 1. Oktober 1925 in Kraft getretenen Änderung des Finanzausgleichs mit aller Deutlichkeit erkennen. Während bis dahin die Anteile der Länder und Gemeinden an den Reichsüberweisungssteuern 90 % betrugen, erfolgte von dem

Tafel III

Prozentualer Ertrag der einzelnen Steuerarten unter Berücksichtigung der Überweisungssteuern in den Jahren 1924/26

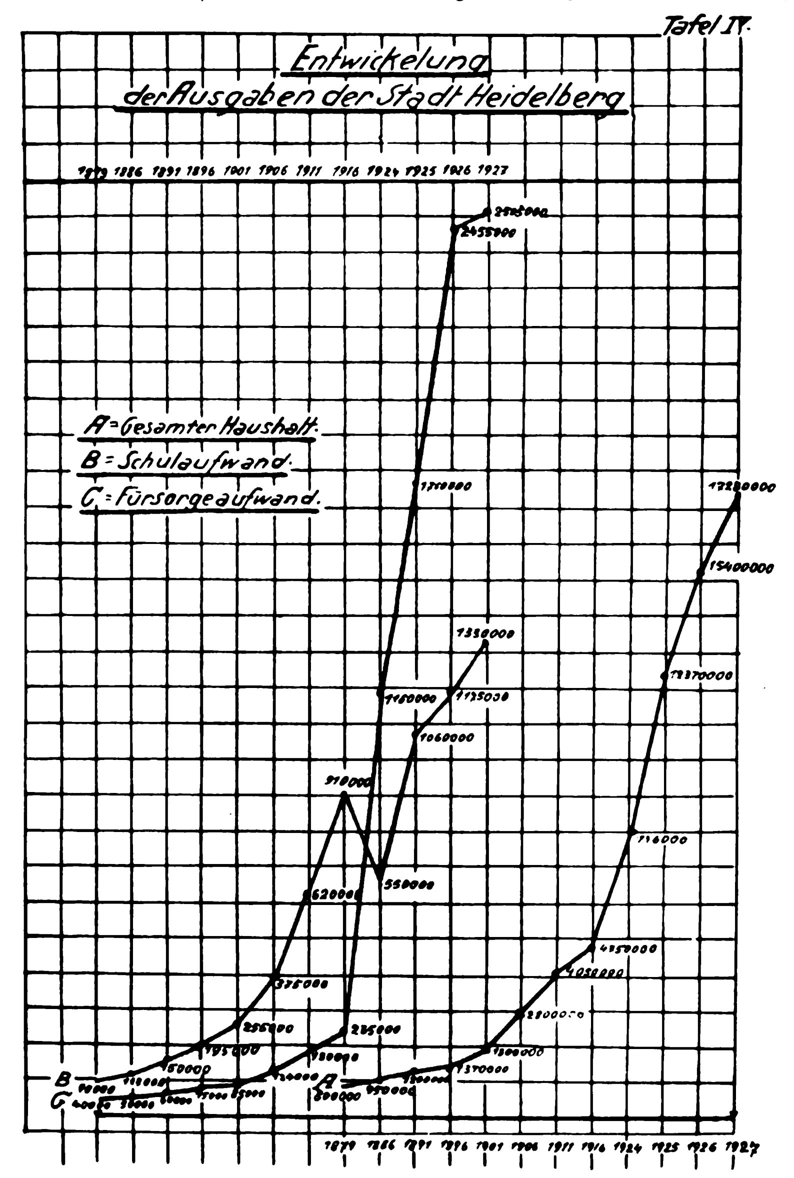


Maßstab: 1 mm = 1 %

1 = Überweisungssteuern, 2 = Steuer aus Liegenschaftsvermögen, 3 = Steuer aus Betriebsvermögen, 4 = Steuer aus Gewerbeertrag.

genannten Zeitpunkt ab die Ermäßigung dieser Anteile auf 75 %, was für die Stadt absolut und relativ eine wesentliche Minderung der betreffenden Einnahmen zur Folge hatte.

Welchen Einfluß die Entwicklung Heidelbergs aus kleinstädtischen Verhältnissen zu einer Stadt von über 80 000 Einwohnern auf die Gestaltung der Ausgabebedürfnisse hatte, fällt in die



Augen, wenn man den geradezu zwerghaft anmutenden Ziffern des Gemeindehaushalts von 1879, der nur 783 000 M. an Ausgaben aufwies, die Ergebnisse des Haushaltjahres 1927 gegenübergestellt, das voranschlagsmäßig mit einer Bruttosumme von 17 276 000 RM. abschließt.

Die vorstehende graphische Darstellung IV gibt Aufschluß über den Verlauf dieser Ausgabesteigerung. Während nach der den Zeitraum von 1879 bis 1901 umfassenden Kurve nur ein

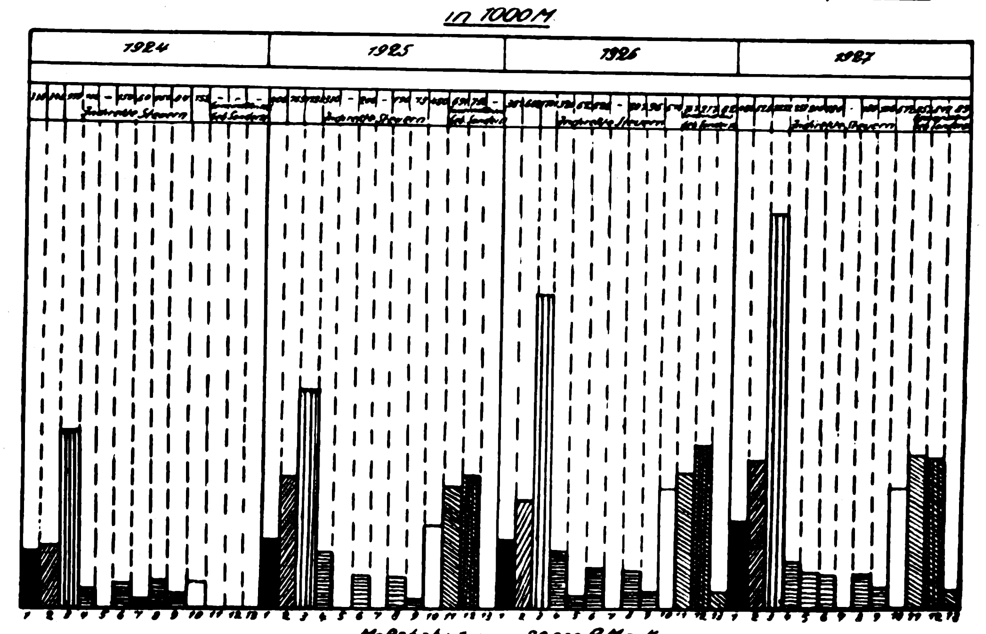
allmähliches Anwachsen der Bedürfnisse festzustellen ist, weisen die 10 Jahre von 1901 bis 1911 schon ein wesentlich rascheres Tempo in der Entwicklung der Ausgaben auf. Das gleiche trifft zu für das nächste Jahrfünft (1911/16), das die beiden ersten Kriegsjahre einschließt. Das Ergebnis der Haushaltsjahre von 1916 bis 1924 ist in der Darstellung nicht verwertbar, weil die durch den Währungszerfall bedingte Aufblähung der Zahlen ein völlig unzutreffendes Bild liefern würde.

Der ab 1924 einsetzende und die beiden Jahre 1925 und 1926 berührende steile Aufstieg der Kurve spiegelt die Lage, wie sie sich nach der Stabilisierung der Währung entwickelt hat. Verursacht ist diese heftige Aufwärtsbewegung teils durch die 1924 begonnene Angleichung der Löhne und Gehälter an die Kaufkraft der neuen Währung, deren Auswirkung besonders in das Jahr 1925 hinübergreift, teils durch das Anwachsen des Schuldendienstes in Verbindung mit der Durchführung von Notstandsarbeiten, die der Bekämpfung der Arbeitslosigkeit dienten. Stark beteiligt an dem Anstieg der Ausgaben sind sodann die Erfordernisse auf dem Gebiete des Schulwesens, die aber durch die Inanspruchnahme für Fürsorgeleistungen noch weit übertroffen werden, wie aus den beiden einschlägigen Kurven der Tafel IV zu entnehmen ist. Verhältnismäßig gering im Vergleich mit den beiden Vorjahren ist die Zunahme im Jahre 1927.

Ein Vergleich der Summen der Haushaltsbedürfnisse mit den Angaben über das Aufkommen an Gemeindesteuern drängt die Frage auf, wo die Mittel herrührten, die zur Bestreitung der nicht durch Steuern gedeckten Bedürfnisse notwendig wurden. Hierbei spielen außer den Einnahmen aus indirekten Steuern und Gebühren die Erträgnisse der wirtschaftlichen Unternehmungen der

Tafel V

Darstellung der Einnahmen aus indirekten Steuern, Erträgnisse der wirtschaftl. Unternehmungen u. des städt. Besitzes nach den Haushaltsplänen in 1000 M



1 = Waldungen, 2 = Gebäude, 3 = stadt. Betriebe, 4 = Grunderwerbsteuer, 5 = Wertzuwachssteuer, 6 = Getränkesteuer, 7 = Fremdensteuer, 8 = Vergnügungssteuer, 9 = Hundesteuer, 10 = Kanal- Müllabfuhr u. Grundbuchgebühren, 11 = Wohnungsbau, 12 = Allgem. Finanzbedarf, 13 = Fürsorge.



Stadt (Gas-, Wasser- und Elektrizitätswerke) eine erhebliche Rolle, ebenso die Erträge aus dem Besitz der Stadt an Waldungen sowie aus unbebauten und bebauten Grundstücken. Dies geht aus der Tafel V hervor, welche die entsprechenden Ergebnisse für die Rechnungsjahre 1924/27 umfaßt.

Was das ab 1925 in der Tafel V nachgewiesene Aufkommen an Gebäudesondersteuer betrifft, so ist nur der gemeindliche Anteil — getrennt nach der Verwendung für den Wohnungsbau, für den allgemeinen Finanzbedarf und für Fürsorgezwecke — berücksichtigt. Aus den einschlägigen Spalten ergibt sich, wie verhältnismäßig gering der für den allgemeinen Finanzbedarf verfügbare Teil dieser Steuer ist.

Neben dem ordentlichen Gemeindehaushalt, auf den sich die bisherigen Darlegungen beziehen, ist der außerordentliche Haushalt von größter Wichtigkeit für die Finanzgebarung einer Gemeinde. Er umfaßt, wie schon seine Benennung besagt, alle Aufwendungen für solche städtische Unternehmungen, die infolge ihres Umfangs und ihrer Bedeutung für künftige Generationen nicht aus laufenden Steuern, sondern im wesentlichen nur aus Anleihen bestritten werden können. Ohne die frühere und auch jetzt wieder betriebene Anleihepolitik wäre die Entwicklung der Städte zu blühenden Gemeinwesen schlechthin undenkbar. So wichtig und notwendig es ist, bei der Aufnahme von Anleihen die Grenzen der Leistungsfähigkeit der Gemeinde abzuwägen, weittragender sind die nachteiligen Folgen, die sich für die Entwicklung einer Stadt ergeben müßten, wenn lebenswichtige Aufgaben nicht rechtzeitig erkannt und selbst auf die Gefahr von Opfern hin durchgeführt werden

Heidelberg hat den Weg der Anleihepolitik schon frühzeitig beschritten. Bereits 1879, um bei diesem oben wiederholt angewandten Vergleichsjahr zu bleiben, bestand eine Schuld in Höhe von 4,9 Millionen Mark, der damals nur ein Gemeindevermögen von 5,2 Millionen Mark gegenüber stand. In der Folgezeit wurde diese Anleihepolitik fortgesetzt. Zu Beginn des Kriegsjahres 1914 belief sich die Anlehensschuld auf insgesamt 24 Millionen Mark. Nach dem Kriege, d. h. auf Ende 1918, betrugen die Schulden rund 40 Millionen Mark. Besonders groß war aber der Anlehensbedarf in der Zeit nach Beendigung des Krieges über die ganze Dauer der Inflation, da in diese Zeit die stärkste Belastung mit Ausgaben zur Beschäftigung von Erwerbslosen fiel.

Diese Vor- und Nachkriegsschulden unterliegen, nachdem zunächst durch § 16 der Dritten Steuernotverordnung vom 14. Februar 1924 ein förmliches Moratorium bis zur Erledigung aller Reparationsverpflichtungen ausgesprochen worden war, der Aufwertung nach dem Gesetz über die Ablösung der Markanleihen der Gemeinden vom 16. Juli 1925. Die Anleiheablösungsverpflichtungen betragen nach dem derzeitigen Stand des Umtauschgeschäfts unter Einrechnung der im Jahre 1917 in der Schweiz aufgenommenen, 1926 mit Hilfe des Reichs abgelösten Valutaschulden insgesamt rund 10 000 000 RM.

Seit Stabilisierung der Währung mußten zur Deckung außerordentlicher Ausgaben neue Schuldverbindlichkeiten eingegangen werden, die sich nach dem Stand vom 1. April 1927 auf rund 19,15 Millionen RM. belaufen.

Diese neuen Kapitalaufnahmen dienten zur Bestreitung der Kosten folgender Herstellungen: für wirtschaftliche Unternehmungen der Stadt (Gaswerk, Wasserwerk, Elektrizitätswerk usw.) 3,2 Millionen RM., für Straßenbauten und Kanalbauten, die in der Hauptsache als Notstandsarbeiten durchgeführt wurden, 4,3 Millionen RM., für Herstellung von Hausanschlüssen an die Schwemmkanalisation rund 2,0 Millionen RM., für Erwerbung von Grundstücken, für Neu- und Umbauten (ohne Wohnungsbau) 1,9 Millionen RM., für Wohnungsbauten der Stadt 2,6

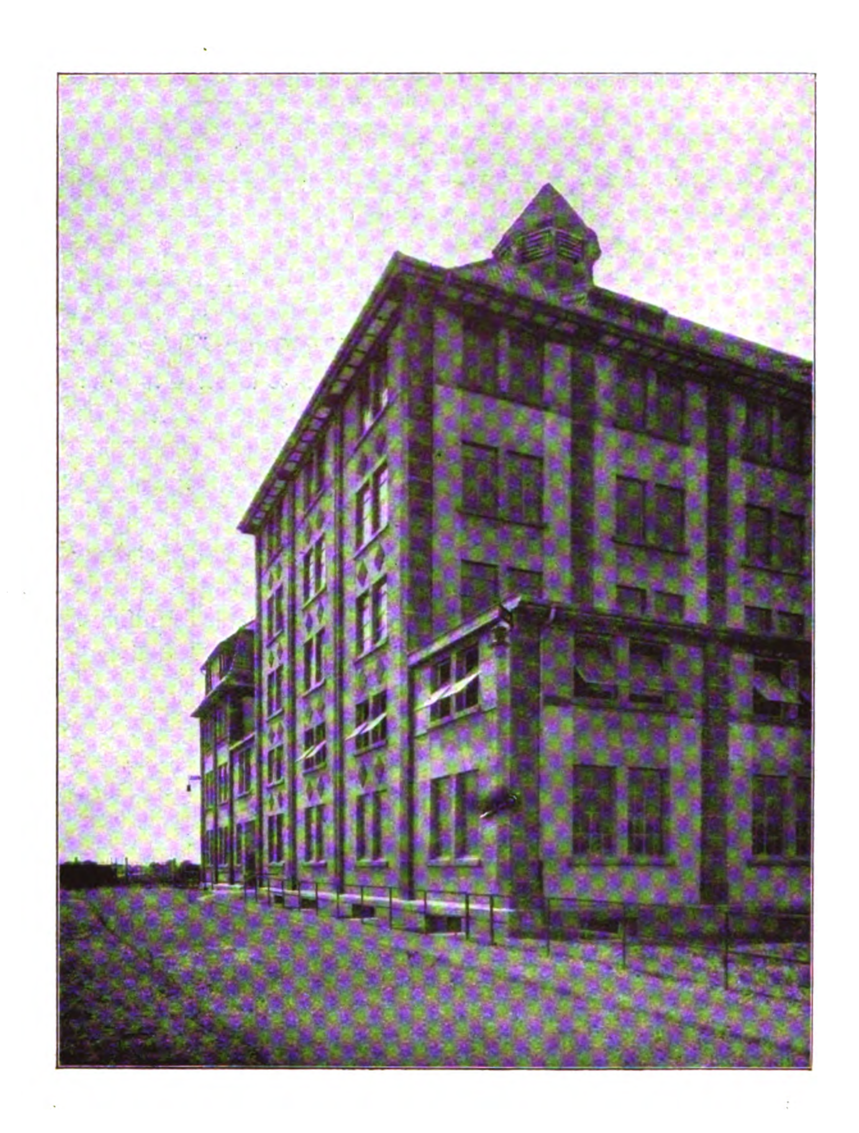
Millionen RM., für Baudarlehen 0,7 Millionen RM., zur Deckung von Kursverlusten 1,3 Millionen RM., zur Gewährung von Vorschüssen an die Wirtschaft und zur vorübergehenden Kapitalanlage 2,8 Millionen RM.

Die Ausgaben für Notstandsarbeiten mit 4,3 Millionen RM. erreichen den relativ höchsten Betrag und verteilen sich in der Hauptsache auf folgende Herstellungen: feste Abdeckung von Straßen mit Pflaster, Asphalt, Beton in der Gesamtfläche von 62 000 qm, Anlage neuer Straßen mit einer Gesamtlänge von rund 12 km, Ausführung neuer Kanäle in der Gesamtlänge von 30 km. Dazu kommen 30 km Kanäle, die während der Inflationszeit gebaut worden sind. Weiter wurden 3200 Hausanschlüsse an die Schwemmkanalisation ausgeführt.

Den Schulden steht nach dem Stand auf 31. März 1927 ein Vermögen der Stadt von ungefähr 58 Millionen RM. gegenüber. Nach Abrechnung der Schulden bleibt somit ein Reinvermögen von etwa 28 Millionen RM. Das Bruttovermögen besteht zu etwa sieben Zehntel aus rentierenden Werten (Grundstücke, Wald, gewerbliche Betriebe). Rund drei Zehntel werfen keine Rente ab, sind vielmehr durch die Verwendung für öffentliche Zwecke gebunden.

Diese Darstellung gibt in großen Umrissen ein Bild von der Entwicklung der städtischen Finanzen innerhalb der letzten fünf Jahrzehnte. Sie zeigt aber auch, welche Lebenskraft den Gemeinden innewohnt, und sie ist ferner ein Beweis energischer, zielbewußter und weitblickender Verwaltungstätigkeit.





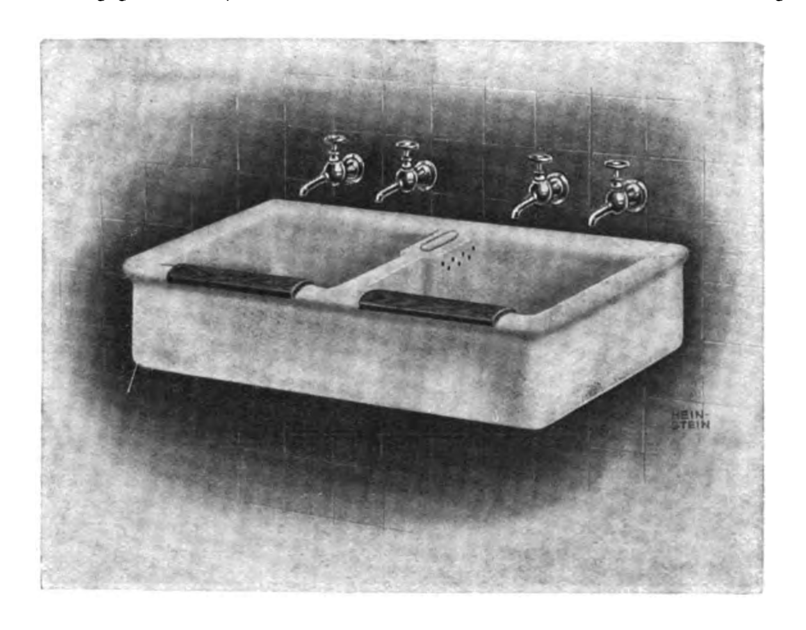
Heinsteinwerk Heidelberg

Zu Beginn der 90er Jahre hat sich das europäische Kunstgewerbe unter der Führung Englands, das aber bald von Deutschland überholt war, ganz plötzlich emanzipiert von der Bedingtheit rein historischer Stilgestaltung. Man suchte nach neuen Ausdrucksformen, und innerhalb des Kunstgewerbes hat hierbei die keramische Industrie ganz besonders schöne Erfolge gezeitigt. Einen großen und würdigen Anteil an diesem Aufschwung der angewandten Keramik hat das Heinsteinwerk in Heidelberg, das heute in ganz Deutschland sich den führenden Platz der Branche gesichert hat. Ein solcher Vorgang will bei den ungeheuren Anstrengungen, die gerade in der keramischen Industrie allenthalben gemacht worden sind, schon etwas Besonderes bedeuten. Dieser Aufschwung war aber nur möglich, weil das Heinsteinwerk zwei Grundsätze in der stilistischen Gestaltung seiner Erzeugnisse gewahrt hat: Erhaltung der Tradition und Förderung schöpferischen Fortschritts; d. h. enger ausgedrückt: zugleich Bau von Stilöfen und von modernen Öfen. In seinen Erzeugnissen hat das Werk stets vor allem Wert gelegt auf stilistisch einwandfreie Eingliederung der Öfen im Raum. Der architektonische Stil eines Hauses, der Möbelstil eines Zimmers oder eines Saales

muß auch den Stil des Ofens bestimmen. Daß in ein Barockpalais eben ein Barockofen, in ein Rokoko- oder Biedermeierzimmer ein Rokoko- bzw. Biedermeierofen gehört, ist eine heute fast natürlich gewordene Grundforderung geschmackvoller und einwandfreier Raumästhetik. Das Heinsteinwerk hat deshalb nach den schönsten Stücken der deutschen Museen und Schlösser Kopien angefertigt, und es hat bei der Auffindung dieser Museenstücke ganz außerordentliches Findergeschick bewiesen und so eine große Zahl schöner historischer Öfen aus der Isoliertheit des Museumsdaseins

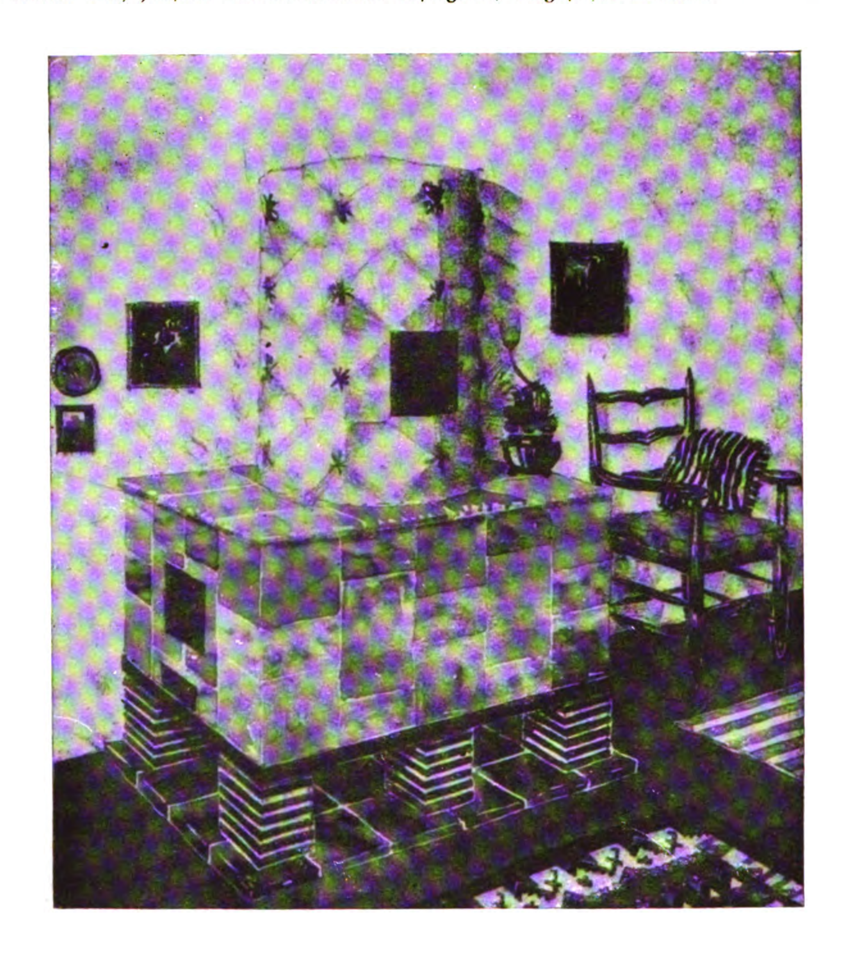


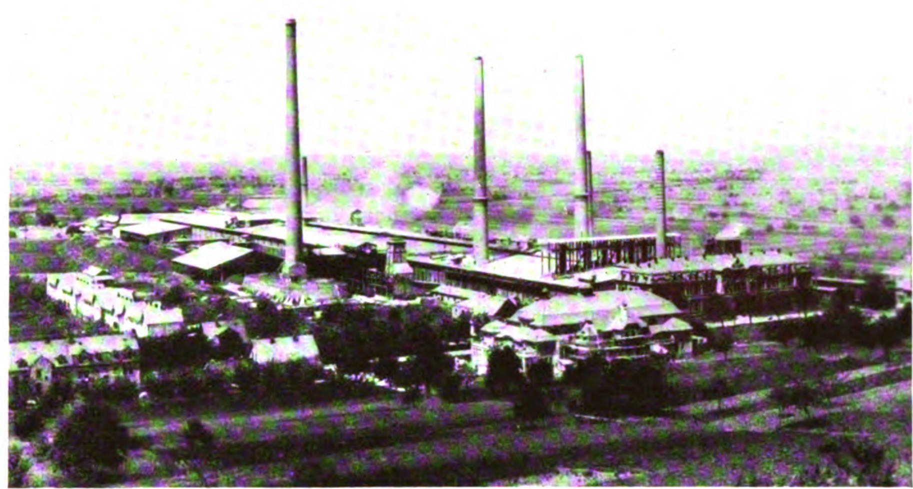
hinübergeführt in den heutigen Wohnraum. Jahrzehntelange Erfahrung und Erprobung haben die Möglichkeit gegeben, heute historische Öfen stilistisch einwandfrei zu erstellen, und dabei es doch zu erreichen, daß solche Stilöfen nicht nur Museumsstücke, Zieröfen bleiben, sondern vermöge der Vervollkommnung moderner Heiztechnik auch alle Ansprüche, die an die Zweckmäßigkeit hinsichtlich des Brennens und Heizens gestellt werden, erfüllen. Ein großer Modellpark des Werkes gibt einen Überblick über die vielfachen Möglichkeiten historischer Ofengestaltung. Wo die Voraussetzungen für Stilöfen nicht gegeben sind, also wo sie nicht durch architektonische Gestaltung des Raumes



und durch die Formen der Zimmereinrichtung nicht erforderlich sind, und wo der Besitzer nicht ausdrücklich einen historischen Ofen wünscht, hat der moderne Ofen, ein Erzeugnis kunstgewerblichen Arbeitens der letzten Jahre, seinen Platz. Eine Reihe moderner Künstler arbeiten für das Werk, wobei sie je nach der Erfordernis oder den Wünschen der Besteller historische Motive mitverwerten oder frei aus modernem Stilgefühl und schöpferischer Phantasie schaffen. Das Heinsteinwerk hat sowohl für seine historischen wie für seine modernen Öfen große illustrierte Kataloge herausgegeben, die auch kunstgeschichtlich von besonders reizvollem Inhalt sind. Die Unerschöpflichkeit der Gestaltungsmöglichkeiten in der modernen Kachelofenindustrie wird darin deutlich demonstriert. Anforderungen und Anregungen, die das Werk vielfältig finden und verwerten konnte, haben eine Erweiterung der Fabrikation im Laufe der Jahre mit sich gebracht. Neben der Kachelofen-Fabrikation nimmt noch die Arbeit an sonstiger Baukeramik einen breiten Raum ein. Kachelherde, Wandplatten und sanitäre Feuertonwaren, wie Spülanlagen, Waschtische und Ausgüsse, haben mitgeholfen, das Werk zur Großindustrie zu entwickeln.

Vor 75 Jahren war es von Georg Heinstein als Hafnerei gegründet und hatte in einem kleinen Hause Platz gefunden. Sehr rasch ging die Entwicklung weiter. 1896 wurde die große Fabrikanlage in der Eppelheimer Straße errichtet, 1898 bis 1909 durch Anbauten allmählich immer mehr vergrößert und 1912 schließlich das dreimal größere Werk in seiner heutigen Gestalt errichtet. Die Heinstein-Kachelöfen, Wandplatten und die Heinstein-Feuerton-Spülsteine und Waschtische sind bereits auch jenseits des Kontinents erfolgreich eingeführt worden.





Werk Leimen bei Heidelberg

Portland-Cementwerke, Heidelberg-Mannheim-Stuttgart, Aktiengesellschaft, Heidelberg

Die durch mehrere Fusionen badischer, hessischer und württembergischer Zementwerke hervorgegangene Gesellschaft hat z. Zt. 9 Zementwerke in Betrieb, außerdem betreibt die Gesellschaft noch 3 große moderne Dampfziegeleien in Stuttgart-Cannstatt und Lochhausen bei München.

Der Konzern steht in der deutschen Zementindustrie nach seiner Produktion und seinem Absatz an erster Stelle und hat im Jahre 1927 rund 900 000 Tonnen Portland-Zement und hochwertigen Portland-Zement ins In- und Ausland zum Versand gebracht. Die Gesamtkapazität seiner Fabriken liegt zwischen 1¼ und 1½ Million Tonnen.

Das Stammwerk der Gesellschaft ist die alte Heidelberger Portland-Zement-Fabrik vorm. Schifferdecker & Söhne, die, ursprünglich unterhalb der neuen Brücke am Neckar gelegen, dort abbrannte und einige Kilometer südlich von Heidelberg, in Leimen, wieder aufgebaut wurde. Leimen ist auch das größte Werk des heutigen Konzerns. Ihm folgt der Größe nach das Werk in Weisenau bei Mainz, das wegen seiner frachtgünstigen Lage einen großen Teil der Exportgeschäfte der Gesamtgesellschaft ausführt.

Das Werk Nürtingen am Neckar versorgt mit seiner Produktion von rund 100 000 Tonnen einen großen Teil des württembergischen Bedarfes um Stuttgart, während das kleinere und ältere Werk Münsingen, sowie eine große, augenblicklich im Umbau befindliche Fabrik in Schelklingen hauptsächlich für den Bedarf des württembergischen und bayerischen Schwabens eingestellt sind.

In Bayern liegt die große Fabrik Lengfurt am Main, die in erster Linie für den unterfränkischen, mittelfränkischen und nordostbadischen Bedarf eingestellt ist. Nahe der österreichischen Grenze, im östlichen Bayern, liegt die Fabrik Burglengenfeld, und im südlichen Bayern eine ältere und eine neuere Fabrik, nämlich Marienstein bei Tegernsee, zu dem ein kleineres Kohlenbergwerk gehört, und Kiefersfelden an der österreichischen Grenze gegen Kufstein.

Der Konzern hat auf diese Weise mit seinen Fabriken in den süddeutschen Staaten die wichtigsten Punkte besetzt, die unter dem Gesichtspunkt der Frachtersparnis von Wichtigkeit sind.

Stillgelegte Werke der Gesellschaft sind in Ingelheim, Budenheim a. Rh. und Offenbach a. M., deren Produktion auf das in den letzten Jahren stark vergrößerte Werk Weisenau gelegt wurde. Das stillgelegte Werk in Diedesheim-Neckarelz am Neckar hat seine Produktion an Leimen abgegeben, und die beiden oberschwäbischen Werke Ehingen a. D. und Allmendingen wurden zugunsten des Werkes Schelklingen stillgelegt, das nach seinem noch in diesem Jahr zu vollendenden Umbau eine Kapazität von 150 000 Tonnen haben wird.

Etwa ¼ seiner Gesamtproduktion gibt der Konzern in den Export, der auf dem Kontinent zumeist nach Holland und in Übersee nach allen Ländern der Welt geht.

Der deutsche Zementabsatz ist bekanntlich in festen Syndikaten zusammengefaßt, für Süddeutschland besorgt diesen Verkauf der Süddeutsche Zement-Verband, G. m. b. H., mit der Zentrale in Heidelberg und mit sieben weiteren Verkaufsstellen in den einzelnen Ländern. In diesem süddeutschen Syndikat hat der Heidelberger Konzern eine Quote von rund 40 %.

Einen kleinen Teil verschickt die Gesellschaft auch in das rheinisch-westfälische Gebiet, an den Westdeutschen Zement-Verband, G. m. b. H., Bochum.

Das Aktienkapital der Stammgesellschaft Heidelberg-Mannheim-Stuttgart Aktiengesellschaft beträgt 25 Millionen Mark; die genannten bayrischen Werke sowie das Werk Münsingen sind eigene Aktiengesellschaften, deren Gesamtkapital die Stammgesellschaft besitzt.

Die Heidelberger Straßen- und Bergbahn Aktien-Gesellschaft

Von Straßenbahndirektor Sprick.



Am 9. Mai 1925 waren 40 Jahre seit dem Tage vergangen, an dem die von der Firma Leferenz & Co. (offene Handelsgesellschaft) eingerichtete Pferdebahn in Betrieb genommen wurde. Damals durchzog das Gleis, das eine Gesamt-Betriebslänge von 3,7 km hatte, die Hauptstraße vom Bahnhof bis zum Karlstor, die Bergheimer Straße vom Bismarckplatz bis zur Römerstraße und die Rohrbacher Straße vom Bahnhof bis zum Steigerweg, ging also nicht über das Weichbild der Stadt hinaus.

Drei Jahre darauf, am 13. August 1888, nahm die Gesellschaft, die kurz vorher, am 15. Juli 1887, in eine Aktien-Gesellschaft umgewandelt worden war, den Bau einer Bergbahn in Angriff, die am 30. März 1890 dem Verkehr übergeben werden konnte. Diese Bahn, die eine Länge von 489 m hat, beginnt an der Talstation Kornmarkt, führt mit einer Steigung von 22—43 % durch zwei Tunnels zur Station Schloß (205 m ü. d. M.) und von dort oberirdisch bis zur Station Molkenkur (288 m ü. d. M.). Der ursprüngliche Antrieb dieser Bahn erfolgte durch Einfüllen von Wasser in den oberen Wagen, das mit Pumpen auf die Höhe gedrückt und dort aufgespeichert wurde.

Trotzdem dieses aus drei Straßenbahnlinien und einer Bergbahn bestehende Unternehmen von vornherein lebensfähig war, also einem dringenden Bedürfnis entsprach, entwickelte es sich in den ersten Jahren nur sehr langsam. Hatte doch die Einnahme, die 1890 M. 170 000.— betrug, 1901, also elf Jahre später, M. 300 000.— noch nicht erreicht.

Am 28. Februar 1901 erwarb die Stadt Heidelberg die Aktienmehrheit zum Kurse von 160%

und beschloß noch in demselben Jahre die Umwandlung der Pferdebahn in eine elektrisch betriebene Straßenbahn, die im Jahre 1902 zur Ausführung gelangte. Das Netz dehnte sich in den folgenden Jahren durch Neubau und durch den Ankauf der Straßenbahn von Heidelberg nach Wiesloch immer weiter aus, so daß die Länge der Bahn heute 41,9 km beträgt.

Auch die Bergbahn-Strecken wurden in dieser Zeit durch den Bau der 1200 m langen Bergbahn nach dem Königstuhl, der 568 m ü. d. M. und 542 m über der Stadt liegt, auf die dreifache Betriebslänge gebracht. Die Bahn erhielt, den neuzeitlichen Verhältnissen entsprechend, elektrische Triebkraft. Gleichzeitig wurde die bestehende Bahn Kornmarkt—Schloß—Molkenkur auf elektrischen Antrieb umgebaut, so daß beide Bahnen auch den Winter hindurch verkehren können, was früher wegen der Gefahr des Einfrierens des Wassers nicht möglich war.

Während die Bergbahn, auch bei Anwesenheit nur eines Fahrgastes, bis zur Molkenkur alle 10 Minuten und bis zum Königstuhl alle 20 Minuten verkehrt, fahren die Straßenbahnen im Stadtgebiet alle 4—6 Minuten und auf den Außenstrecken alle 15—30 Minuten.

Die Straßenbahnen sowohl wie die Bergbahnen dienen vorzugsweise dem Ortsverkehr, werden aber auch dem Fremdenverkehr gerecht, der zeitweise sehr große Anforderungen an das Unternehmen stellt.

Mühelos bringt die Bergbahn die Fahrgäste hinauf nach der altehrwürdigen, architektonisch und geschichtlich bedeutsamen Schloßruine mit ihrem wundervollen Park und dem weltberühmten Ausblick, trägt sie hinauf nach der Molkenkur, von deren Terrasse man hinausblickt ins Neckartal, in die Rheinebene, von Bergen umsäumt, in eine der schönsten Landschaften, die je ein Auge erschaut hat.

Vom Gipfel des Königstuhles, dem Endpunkt der Bergbahn, besonders von dem 20 m hohen Turm, der sich auf der Bergspitze erhebt, und auf dem ein der Gesellschaft gehörender Fahrstuhl die Fahrgäste in wenigen Sekunden hinaufträgt, bietet sich dem Auge des Beschauers ein umfassender Rundblick dar: nach Norden und Osten der Odenwald mit seinen dichtbewaldeten Bergen und Tälern, nach Süden die dunklen Umrisse des Schwarzwaldes, und nach Westen, dem Silberband des Neckars folgend, der bei Heidelberg das liebliche, burgenreiche Tal verläßt, die Rheinebene mit dem Rhein und den Bergen der Pfalz und der Vogesen.

Erholungsbedürftigen bietet das Königstuhlplateau in fast 600 m Höhe schöne Spaziergänge auf ebenen Wegen in reiner, kräftiger Waldluft. Touristen erschließt sich hier ein Gebiet von prächtigen Wanderungen der mannigfaltigsten Art, von deren Endpunkten eine Rückfahrt mit der Straßenbahn nach der Stadt erfolgen kann, sei es von der an den Westhängen des Odenwaldes der Bergstraße entlang bis Wiesloch, also auf eine Entfernung von 16 km verlaufende Straßenbahn, sei es von der Neckartalbahn, die viele lohnende Ausflugspunkte berührt. Die Neckartalbahn endigt in Neckargemünd, einem idyllisch gelegenen weinfrohen Städtchen, von dem man zahlreiche Wanderungen nach Neckarsteinach mit seinen herrlich gelegenen Burgen, auf den aussichtsreichen Dilsberg, der als Feste im Dreißigjährigen Kriege eine Rolle gespielt hat, und nach vielen andern schön gelegenen Ausflugsorten ausführen kann.

Durch die Straßenbahn nach Schwetzingen ist der nach Versailler Vorbild angelegte Schloßpark in Schwetzingen mit seinen Baudenkmälern, seiner Moschee und anderen Sehenswürdigkeiten dem Verkehr sehr leicht zugänglich gemacht. In flotter halbstündiger Fahrt bringen die modernen vierachsigen Straßenbahnwagen den Fahrgast dorthin und wieder zurück. Der Ausflug läßt sich also in einem halben Tag bequem ausführen.

Im Winter dient die Bergbahn in besonderem Maße dem Ski- und Rodelsport. Durch billige Tarife ist diesem Verkehr Rechnung getragen, so daß der Sport in geradezu idealer Weise ausgeübt werden kann, indem die Sportler aufwärts mit der Bergbahn und abwärts auf den Brettern oder auf Rodelschlitten zur Talstation zurückfahren können, was in einer Kette von Fahrten wiederholt werden kann.

Zusammengefaßt läßt sich also sagen, daß die Heidelberger Straßen- und Bergbahn A.-G. an der starken Aufwärtsentwicklung Heidelbergs und des Fremdenverkehrs in hervorragendem Maße mitgewirkt hat und in gleicher Weise auch in Zukunft zur Mitwirkung berufen ist.

Städtische Sparkasse Heidelberg

Öffentliche Spar- und Creditanstalt

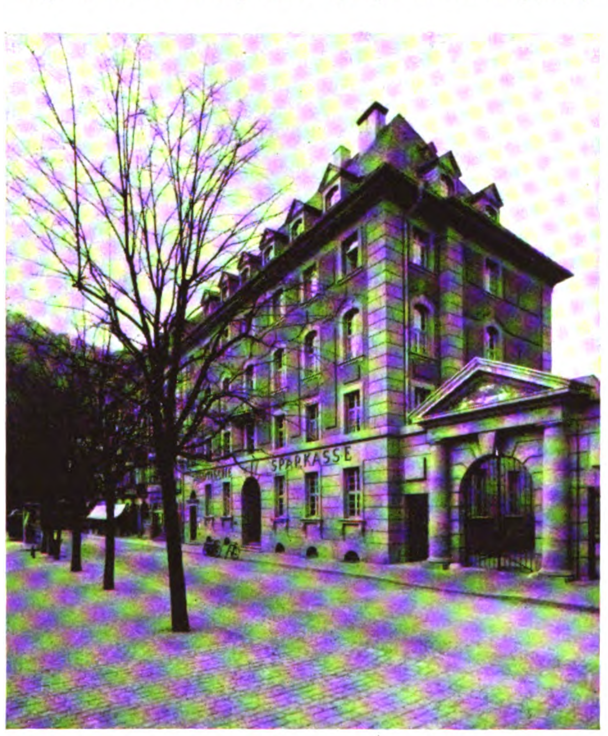
Gegründet 1831

Von Sparkassendirektor Berger

Die Entwicklung der deutschen Sparkassen im letzten Jahrzehnt ist von zwei Erscheinungen wesentlich beeinflußt worden. Einerseits war dies der Zusammenbruch der deutschen Währung und andererseits der Ausbau der deutschen Sparkassen- und Giroverbände, der allen deutschen Sparkassen richtunggebend neue Aufgaben zuwies.

Der Zeitpunkt liegt auch in recht naher Vergangenheit, zu welchem die Aufgaben der Sparkassen ausschließlich darin erblickt wurden, auf einfachste Weise Spargelder anzusammeln und fast ausschließlich im festen Hypothekar-Kredit wieder anzulegen.

Dieser Kreislauf bei den Sparkassen war ein außerordentlich enger und sie waren nahezu davon ausgeschlossen, an den größeren Aufgaben der deutschen Geldwirtschaft teilzunehmen. Mit dem allmählichen Zusammenbruch der Währung war ihnen aber der Boden eines in Jahrzehnten beackerten Tätigkeitsbereiches abgenommen und es lag die Gefahr nahe, daß sie entwurzelten. Wie sollte auch in den Jahren der fortschreitenden Geldentwertung die Pflege und Förderung der Spartätigkeit und die Anlage von Spargeldern in langfristigen Hypotheken möglich sein. Die Sparkassen wurden von ihren langjährigen Gepflogenheiten abgedrängt, gesetzliche und satzungsgemäße Bestimmungen versagten und zwangsläufig wurden sie ephemeren Geschäftszweigen zugedrängt. Begünstigt wurden diese durch die Tatsache, daß sich die Privatbanken gerne der Kundschaft des kleinen Mannes entäußerten und daß gleichzeitig die Tätigkeit der Sparkassen- und Giroverbände und insbesondere des kommunalen Giroverkehrs einsetzte. Damit war ihre Lebensfähigkeit gewährleistet und es hat eine außerordentliche Rührigkeit der deutschen Sparkassen in den gerne aufgenommenen neuen Geschäftszweigen eingesetzt, welche die Angliederung ähnlicher Aufgaben des Geldverkehrs erforderten und denen sie sich auch nach Stabilisierung der Währung nicht mehr entziehen konnten und wollten.



Verwaltungsgebäude

Diese zwangsläufige Entwicklung wird den Sparkassen heute vielfach verübelt und es wird aus Verkennung der historischen Entwicklung mit Unrecht behauptet, daß sie sich von ihren ursprünglichen Aufgaben entfernt haben.



Tresore

Auch die Sparkasse Heidelberg konnte sich dieser Entwicklung nicht entziehen, wenn sich auch mit Befriedigung feststellen läßt, daß die Anfeindungen die schroffen Formen nie angenommen haben, die anderwärts beobachtet worden sind.

Der inneren mußte die äußere Entwicklung Schritt halten, und es genügten die früheren bescheidenen Räumlichkeiten nicht mehr, um die neuen Aufgaben zu erfüllen. In den Jahren 1926/27 wurden die neuen Geschäftsräume am Wredeplatz erstellt und konnten im November 1927 bezogen werden, die in ihrer Ausstattung als mustergültig anerkannt werden und alle Sicherheiten zu gewährleisten in der Lage sind, die ihre neuen Aufgaben erfordern.

Es mag damit im Zusammenhang einiges gesagt sein, das die Entwicklung der Sparkasse Heidelberg zum Ausdruck bringen soll.

1924	1925	1926	1927
Spareinlagen			
1 214 789,56	3 759 791,04	6 431 839,92	9 130 334,81
Giroeinlagen			
926 263,38	1 531 586,20	1 812 657,75	1 409 757,04
Hypotheken			
–	207 485,83	1 710 646,28	3 411 113,31
Kurzfristige Kredite			
2 056 900,46	1 693 615,14	1 173 982,54	2 422 787,54

Diese Zahlen zeigen offensichtlich, wie sich das Schwergewicht der Tätigkeit der Anstalt verschoben hat, und es kommt damit zum Ausdruck, daß sie sich ihrer ursprünglichen Aufgaben sehr wohl erinnert.



Kassenraum

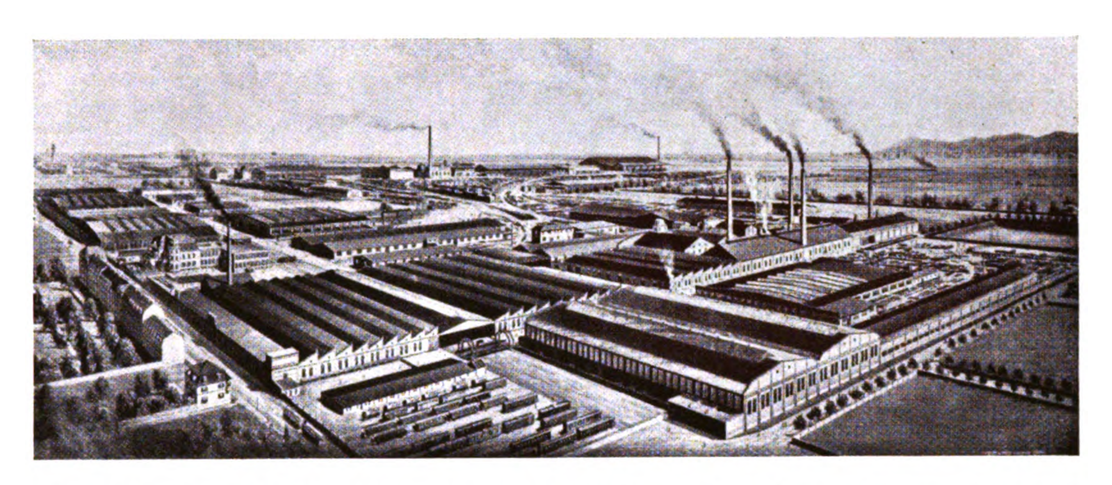
Die Pflege der langfristigen Hypothekenkredite mußte sich bei den begrenzten Mitteln auf die Beleihung von Neubauten beschränken. Gibt es doch wenige in den letzten Jahren erstellte Wohnhäuser, hauptsächlich Kleinwohnungen, die nicht aus den der Sparkasse zur Verfügung gestellten Spargeldern finanziert worden sind. Die Beleihung älterer Häuser dient zweifellos nur der Befriedigung von Kreditbedürfnissen und es müßte in erster Linie bei der Bewilligung von Hypotheken der Belebung der Bautätigkeit und der Schaffung von Wohnungen nach gesunden Grundsätzen Rechnung getragen werden.

Daß die Städtische Sparkasse sich von dem Bestreben leiten läßt, die Bedingungen tragbar zu gestalten und die Zinsspanne auf ein geringes Maß zu beschränken, liegt in ihrer Aufgabe als öffentliche Anstalt ebenso wie diejenige, dem Sparer einen so günstig wie möglichen Zinsfuß für die Spareinlagen zu gewährleisten.

Eine besonders dankbare Aufgabe hat die Anstalt auch in der Aufwertung ihrer Altspareinlagen erblickt und es mag die Tatsache einer

20%igen Aufwertung

ein Zeugnis dafür sein, daß die Städtische Sparkasse Heidelberg in allen Teilen ihres Tätigkeitsbereiches sich bemüht, guten Willens jedermann nach besten Kräften zu dienen!



H. Fuchs / Waggonfabrik A.G. / Heidelberg

Gegründet 1862

Abteilung Waggonbau:



Salon-, Schlaf-, Speisewagen, hölzerner und eiserner Bauart

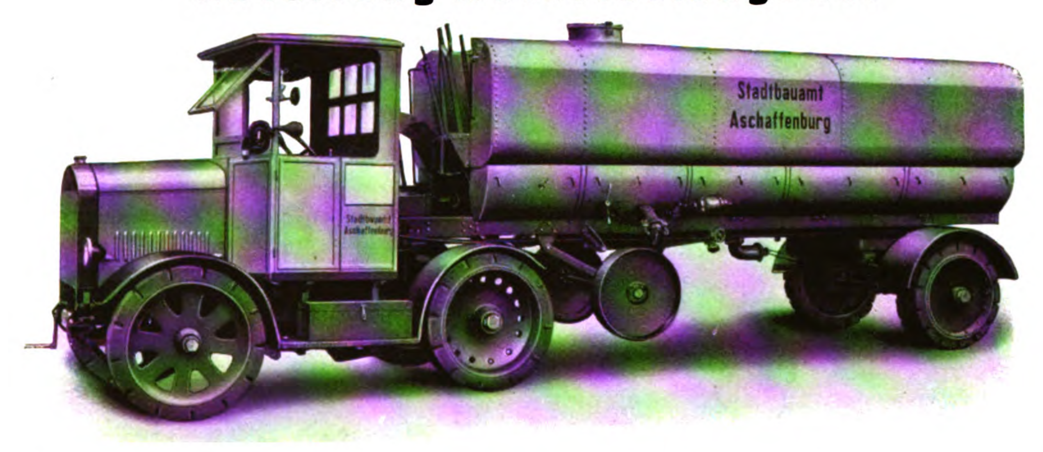
Straßenbahnwagen

Hochbahnwagen

Güterwagen und Spezialwagen

Umbau und Reparatur

Abteilung Motorlastzugbau:



Motorlastzug mit Sprengwagenauflieger, auch als Feuerspritze zu verwenden, ferner als Schnell- und Schwerlastwagen verwendbar. Prospekte verlangen.

